This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

F. Bettex.

Symbolik der Schöpfung.

HIERONYMUS SAMHWS
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY

Symbolik der Schöpfung.

Symbolik der Schöpfung.

Von

F. Bettex.

Siebentes und achtes Tauſend.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klaſing.
1905.

Alle Rechte vorbehalten.

Q60
B565sy
1905

Vorwort.

In einem ersten Band haben wir uns auf dem Gebiet des heutigen Naturstudiums umgesehen und seine Beziehungen zum Christentum und zum Materialismus betrachtet. In einem zweiten wurden das Naturgesetz und die Schäden einer Emanzipation von demselben beleuchtet. Hier möchte ich die dort schon angedeuteten Sätze weiter ausführen: Die Natur ist ein Symbol der Gottheit, jede ihrer Erscheinungen ein Buchstabe, ein Wort im großen Buche Gottes; ihre Gesetze sind Gedanken Gottes, folglich auch Gesetze des Geistes, folglich ewig; also dieselben, nach denen wir einst drüben in der ewigen Natur leben werden.

Stuttgart, Dezember 1897.

F. Vetter.

Vorwort zur dritten Auflage.

In dieser Auflage habe ich gesucht, meine Ideen über manchen Punkt klarer und ausführlicher auszudrücken. Indessen wird das Verständnis derselben stets auch von dem Maß von Interesse und Vertiefung abhängen, das der Leser ihnen entgegenbringt.

Stuttgart, April 1899.

F. Vetter.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
Kapitel I.	Symbolik	1
„ II.	Kosmos	169
„ III.	Das Gesetz des Weltalls	267
„ IV.	Die ewige Natur	384

I.

Symbolik.

Was erzählt uns das Weltall, was der Stein und die Blume und das Tier, das Meer und der Berg und der Strom? Was sagen sie uns? — Denn das fühlen wir alle, Etwas sagen sie; sind nicht bloß als Theaterdekorationen da, damit die Welt nach hintenaus nicht so leer sei. Alle sehen uns an, als ob ein jedes sein Geheimnis hätte und gar zu gern es uns mitteilen möchte, und wir . . . . . verstehen sie nicht, und das quält uns. Wir alle ahnen die Symbolik des Weltalls.

Was ist Symbolik? — Die Lehre von den Symbolen oder Sinnbildern. — Ein Sinnbild ist das, was außer seiner ersten, in die Sinne fallenden, also konkreten Bedeutung noch eine zweite, tiefere, abstrakte besitzt, ist anders gesagt ein sichtbares Bild einer unsichtbaren Idee. So ist uns das Kreuz ein Symbol von Leiden, der Thron von Macht, das Schwert von Kampf und die Palme von Sieg. Was sind Krone und Zepter des Königs, Talar des Richters und Rock des Priesters, Kopfputz der Dame, Uniform des Soldaten und seine Fahne anders als Symbole, anders als ein äußeres Zeichen der inneren Idee, die ihnen erst den wahren Wert verleiht? — So sagt von der Fahne in Carlyle's Sartor resartus Prof. Diogenes T.: „Habe ich es nicht mit angesehen, wie 500 lebendige Soldaten

sich zum Futter für die Geier zusammenhauen ließen wegen eines Stücks farbiger Baumwolle, 1 Mk. 50 Pf. wert nach Fabrikpreis!"

Aber nicht bloß solche Gegenstände, die durch Ideenassociationen uns etwas versinnlichen, sind Symbole; sondern „alles Vergängliche," sagt Goethe, „ist nur ein Gleichnis!" — Wessen? — Des Unvergänglichen. Diese Welt, die ganze Natur, die Schöpfung, ist also ein Symbol, ein Sinnbild einer höheren Welt, einer göttlichen Natur; sie ist ein göttliches Buch, jede ihrer Erscheinungen ein Wort, das eine Wahrheit enthält, und jede Wahrheit ein Symbol einer noch höheren Wahrheit; das Ganze ein wunderbares Denken Gottes. Alle sichtbaren Dinge sind Symbole. Was du siehst, ist nicht um seiner selbst willen da, ja im Grunde genommen, ist es überhaupt nicht da, d. h. es ist nicht, was du siehst, und nur sein symbolischer Wert, seine geistige Bedeutung, gibt ihm die Kraft zu sein, verleiht ihm seine Existenz, seine Gesetze, seine Sichtbarkeit.

Schauen wir tiefer, so finden wir, daß Symbol und Sache eins sind, weshalb auch in Wahrheit gesagt werden kann: es gibt keine Symbole, keine Bilder, sondern nur äußerliche Erscheinungen des tieferen Wesens, und jedes Bild ist zugleich auch Realität. So ist das äußere Licht ein Bild vom Lichte Gottes, das den Geist erleuchtet; aber noch wahrer: es ist ein Ausfluß, eine Ausstrahlung, eine Folge und eine Frucht des göttlichen Lichts.

Diese Ebenbildlichkeit der irdischen Schöpfung haben zu allen Zeiten tiefere Denker erkannt. Schon Heraklit sagt, vom Sichtbaren müsse man auf das Unsichtbare schließen. So lehrt Plato, die wahren Ideen, die Originale der Dinge seien im Himmel und ewig. So spricht die Kabbala: „Alles,

was auf Erden ist, findet sich auch oben. Es gibt kein Ding unten, dessen Wurzel nicht oben ist." Und fast mit denselben Ausdrücken sagen die Vedas: „Die Welt ist wie ein ewiger Bananenbaum, dessen Wurzel oben ist, und dessen Zweige abwärts hängen." Die Druiden aber lehrten: „Was immer wechselt, wird nur erklärt durch das, was nie wechselt." So sagt der philosophus teutonicus Böhme: „So wir anschauen den gestirnten Himmel, die Elemente, sowohl die Kreaturen, auch Holz, Kraut und Gras, so sehen wir an der materialischen Welt das Gleichnis der paradiesischen unbegreiflichen Welt; denn diese Welt rührt her aus der ersten Wurzel, darinnen sie alle beide stehen." „In jedem äußerlichen Ding," spricht er weiter, „sind zwei Eigenschaften, eine aus der Zeit, die andere aus der Ewigkeit. Die erste Eigenschaft ist offenbar; und die andere ist verborgen; jedoch stellet sie auch ein Gleichnis nach sich in jedes Ding." — „Wie es in der Gewalt der Qualität drinnen stehet, also bezeichnet sich's in seiner äußerlichen Form und Gestaltnis, sowohl der Mensch in seinen Reden, Willen und Sitten; desgleichen auch ein Tier, item ein Kraut, und auch Bäume." — „Und es ist kein Ding in der Natur, das geschaffen oder geboren ist, es offenbare seine innere Gestalt auch äußerlich; denn das Innerliche arbeitet stets zur Offenbarung." (De signatura rerum, Kap. 1—4.) So schreibt Carlyle in Sartor resartus: „Das Universum ist nur ein großes Symbol Gottes. In und durch Symbole lebt, arbeitet und existiert der Mensch, bewußt oder unbewußt, und diejenigen Jahrhunderte achten wir die edelsten, welche am besten den symbolischen Wert erkennen und ihn am höchsten schätzen!" Und auch mancher nicht mystische Forscher hat es erkannt. So Goethe wie oben; so Carus (Symbolik der menschlichen Gestalt): „Je tiefer die Natur und die Sinnesweise eines Menschen ist,

desto mehr wird ihm alles, was er erkennt und erlebt, zur Bedeutung eines Symbols." So schreibt Dr. K. Müller: „Alles Forschen geht auf das hinaus, die Welt in Ideen aufzulösen." (Die Natur. Mai 1878.)

Die Bibel aber setzt gleich am Anfang eine Symbolik fest, indem sie lehrt, daß der Mensch „zum Bilde Gottes" geschaffen, also ein Symbol der Gottheit ist; daß folglich sein Tun und Lassen, sein Denken und Reden außer der irdischen, in die Augen fallenden, noch eine andere, tiefere und höhere, ewige Bedeutung habe; so daß, wie in einem anderen Bande schon gesagt, seine Füße und sein Gehen die Allgegenwart Gottes, seine Hände und sein Tun dessen Allmacht, sein Haupt und sein Herz die zwei Pole der Gottheit, usw. sichtbar darstellen. Hätte sein Leben nur irdische Bedeutung, warum müßte er von jedem nur unnützen Wort Rechenschaft ablegen, das doch längst vergessen ist und äußerlich keinen Schaden angerichtet hat?

So stellt das Wort Gottes dieses Leben als Bild des ewigen Lebens, und den irdischen Tod als Symbol des geistigen und des zweiten Todes dar, und zeigt hinter der äußeren Erscheinung eine innere geistige Welt als die Wurzel und Ursache dieser Erscheinung. „Denn das Sichtbare," spricht der Apostel, „ist vergänglich, das Unsichtbare aber ist ewig." — Nicht also ist, wie viele meinen, das Sichtbare, Irdische für sich, und das Ewige, Himmlische auch für sich, und keins steht mit dem anderen in Beziehung oder Entsprechung; oder das Himmlische wäre gar nur ein blasses, nebeliges Abbild vom Irdischen, Reellen, Wahren und Greifbaren. Vielmehr ist dieses Sichtbare und Greifbare, das uns umgibt, dieses stete Werden nur ein blasses, unvollkommenes Abbild von einem wahren ewigen Sein. — Anders gesagt: Der Stoff in allen seinen Formen und Er-

ſcheinungen iſt nur die Sichtbarkeit des Geiſtes, ſeiner Eigenſchaften, ſeiner Geſetze, ſeines Tuns, ſeines Weſens.

Symbolik iſt alſo das Erkennen der Ideen in den ſtofflichen Formen, in die ſie ſich kleiden, das Erkennen der Urſache einer Erſcheinung, ihres geiſtigen Inhalts, ihres Hintergrundes, deſſen was der Geiſt, der als eine Ausſtrömung Gottes und als ein Göttliches das Ewige ſtets weiß, in ſich trägt und ſtets ewige Worte ſpricht, damit ſagen will. Inſofern iſt die wahre Symbolik allein wahre Erkenntnis, als ſie ein Erkennen des Ewigen aus dem Zeitlichen, des Unvergänglichen aus dem Vergänglichen iſt, ja deſſen, was Gott mit ſeiner Schöpfung eigentlich ſagen will; denn das Vergängliche iſt nicht bloß ein Gleichnis, das neben dem Unvergänglichen beſtünde; es iſt das Haus, die Schale, die Haut des Ewigen; das Ewige ſteckt darin.

Die Symbolik des Weltalls iſt ſomit die einzige Wiſſenſchaft, die es gibt. Das erkannte ſchon Sokrates, der im Phädo launig beſchreibt, wie ſehr er ſich gefreut, als er die Phyſik (Naturlehre) des Anaxagoras in die Hände bekam und geglaubt, jetzt werde er daraus lernen, „nicht nur, daß die Erde rund und ſo und ſo groß, auch die Geſtirne ſo und ſo entfernt, ſondern warum das ſo ſei und wie gut, daß es alſo ſei und nicht anders, und was das Beſte für ein jegliches, und inwiefern das Beſte eines jeglichen das für alle gemeinſame Gute ſei.“ — Er hoffte alſo, dieſer Naturforſcher werde den geiſtigen Grund, die Urſache der Dinge, auf Gott, als auf das allen gemeinſame Gute zurückführen. — „Aber,“ fährt er fort, „von dieſer wunderbaren Hoffnung, ihr Freunde, wurde ich ganz zurückgebracht, als ich fortſchritt und las, wie dieſer Mann der Vernunft“ — d. h. nach Sokrates der göttlichen Weisheit — „keinerlei Urſächlichkeit im Anordnen der Dinge beimißt,

ſondern Luft und Äther und Waſſer aufführt und viel Wunderliches noch!“ — Trifft auch bei unſeren Gelehrten zu!

Daß wir nie auf Erden „ins Innere der Natur“ dringen werden, wiſſen wir ja. Das Weſen der Körper und unſeres Körpers werden wir erſt dann erkennen, wenn wir einſt außer ihnen und außer ihm ſtehen. Doch iſt es ſchon Gewinn, wenn wir wiſſen, daß es ein Inneres gibt, und daß das Äußere Werk und Bild des Inneren iſt, anſtatt daß wir uns daran begnügen laſſen, eine Roſe ſei eben eine Roſe und ein Hund ein Hund. Gelingt es uns dann nur auch wie in einem Spiegel ein weniges von den Beziehungen, vom Verhältnis dieſes Inneren zu ſeinem Äußeren zu erkennen, ja nur zu ahnen, ſo ſind wir eine Stufe weiter auf der Jakobsleiter geſtiegen, welche die Erde mit dem Himmel verbindet.

Zur Symbolik, wie zu jeder Wahrheit, muß der Menſch ſich emporarbeiten; dazu bedarf er des entſprechenden Sinns und Organs. Wie es unmuſikaliſche Naturen gibt, die mit jenem Franzoſen jede Muſik als einen unangenehmen Lärm bezeichnen; wie es Farbenblinde gibt, die rot und grün nicht unterſcheiden, ſo auch Menſchen, die, weil ſie nur im Äußeren leben, auch nur „ſehen was vor Augen iſt“ und die Meinung belächeln, daraus ließe ſich ermeſſen, was unſichtbar im Menſchen ſteckt. Solche „Gebildete“ pflegen triumphierend anzuführen, wie ein Gall mit ſeiner Kranioſkopie oder ein Lavater in der Phyſiognomik und mancher Graphologe in der Deutung der Handſchrift ſich getäuſcht haben; ungefähr, wie wenn einer erklärte, Jurisprudenz, Theologie und Medizin können nur

Schwindel sein, weil täglich von Juristen unzutreffende Urteile gefällt — denn sie werden vom Appellationsgericht öfters verändert oder aufgehoben —; von Theologen falsche Exegesen geliefert — denn sie widersprechen sich gegenseitig — und von Ärzten unrichtige Prognosen, wie der Tod und die Autopsie beweisen, aufgestellt werden! — Solchen Leuten fehlt der angeborene Sinn für Symbolik. Ihnen ist ein Mensch wie ein anderer, nur daß der eine ein Soldat und der andere ein Tagelöhner oder ein Kaufmann ist. Von dem Besonderen aber, in dem dieser und jener lebt, und wessen Geistes Kind er sei und was seine geistige Atmosphäre, wonach seine Figur und seine Worte, sein Gang und seine Stimme duften und schmecken, haben sie keinen Eindruck. Sie lesen nicht in den tief eingesunkenen Augen, hervorstehenden Backenknochen, herunterhängenden Mundwinkeln eine ergreifende Geschichte von langem Leid und hoffnungslosem Gram. Ihnen erzählt der zugekniffene Mund mit den dünnen Lippen, die kleinen in tiefen Falten liegenden, unruhig blinzelnden Augen nichts von Habsucht, List und Betrug. Sie haben Augen und sehen nicht. Und doch, und weil es keinen Menschen gibt, der nicht unbewußt Symbolik treibt, rufen diese Verächter der Symbolik im nächsten Augenblick aus: „Bei dem hat man ja am Sehen genug!“ oder: „Der Kerl sieht aber dumm aus!“ oder: „Der kommt einmal hochmütig daher!“ und was derartige physiognomische und symbolische Urteile sind, wie man sie täglich von Mann und Weib und Kind, zu Haus und auf der Straße zu Dutzenden hört.

Bei manchen rührt dieser Unglaube oder diese Abneigung gegen Symbolik von einer geheimen Furcht selber erkannt zu werden her; denn auch rechtschaffene Menschen scheuen mitunter vor jedem Einblick in ihr Inneres zurück und halten einen solchen für einen Eingriff in ihre persönlichen Rechte. Die guten Leute

ahnen nicht, wie scharf und genau die Welt und unsere Mitmenschen uns beurteilen, und daß die Mägde am Brunnen es erzählen, wie wir mit unserer Frau hausen, und die Spatzen auf dem Dach, wie's mit unserer Kasse und unserem Kredit steht. Wir alle bilden uns ein, im strengen Inkognito, zugeknöpft und unerkannt, die Lebensreise zu machen und nur andere zu durchschauen und zu lesen, und sind doch unseren Reisegefährten ein offenes Buch, und sie kennen uns besser und beurteilen uns richtiger als wir selber. Ach! wie fürchten wir uns vor der Offenbarung unserer selbst und verstecken uns lebenslänglich hinter Vorhängen und Rouleaux, falschem Haar und falschen Zähnen, konventionellen Redensarten in der Gesellschaft und Anonymität in der Presse! Indessen schauen uns unverwandt bis ins Herz und Mark der Knochen hinein von den ewigen Zinnen die Wächter und Heiligen Gottes (Dan. 4, 17) und lenken und leiten das Kleinste in unserem Leben. Und einst müssen wir gänzlich entblößt und nackt, vor Völkern und Zungen, vor Engeln und Teufeln dastehen. „Wir müssen alle geoffenbaret werden vor dem Richterstuhl Christi." — Weg jetzt schon mit der Maske!

Daß es eine Symbolik der in Gottes Bild geschaffenen menschlichen Gestalt gibt, haben die Menschen zu allen Zeiten erkannt, und der Volksmund, diese Weisheit auf der Gasse, hat bei allen Völkern und zu allen Zeiten in zahlreichen Sprüchen und Redensarten seine Ansichten über den Charakter eines Buckligen, über rote Haare und blaue Augen, über Stiernacken, harte Köpfe, Habichtsnasen, Adlerblicke, über ein Grübchen am Kinn, ein stumpfes Näschen und überhaupt über die Symbolik der menschlichen Gestalt in oft sehr richtiger und poetischer Sprache ausgedrückt, wie z. B. der Chinese treffend sagt: „Willst du wissen, was aus einem Menschen wird, schaue seine

Stirne an — was aus ihm geworden ist: seinen Mund!“ Und wie gute Physiognomiker auch Kinder sind, ist wohl allen Eltern bekannt. Daß Aussehen, Gang und Stimme eines Menschen verschieden auf Tiere einwirken, weiß jeder Jäger, Förster, Hundezüchter usw.; wie auch Friedrich der Große auf die Art und Weise Wert legte, womit sein Jagdhund einen Menschen empfing.

So kann man keinen Menschen uns vor die Seele führen, keinen uns wirklich interessant machen ohne seine richtige Physiognomik. Worin liegt das Packende in Homer, Dante, Shakespeare, Goethe, Freytag, Gotthelf und Beecher-Stowe, Dickens und Thackeray? Darin, daß sie es verstehen, uns einen Menschen nach Gesicht und Kleidung, Gang, Haltung und Sprache, ja durch seinen Namen selbst als eine Offenbarung seines Inneren vor die Seele zu zaubern. Dadurch werden diese Figuren zu lebendigen, ja unvergeßlichen Typen, die wiederum der Maler sofort zu fixieren vermag; so ein Odysseus und eine Nausikaa, ein Hamlet und Falstaff, ein Gretchen und eine Mignon, Evangeline und St. Claire, Uli und Vreneli usw. Ohne physiognomische Darstellung der Persönlichkeiten gibt es im Roman nur mechanische Puppen und redende Wachsfiguren.

Noch mehr tritt diese Wahrheit bei den darstellenden Künsten hervor — denn was sind sie anders als Symbolik, schon dadurch, daß sie auf glatte Leinwand mit geriebenen Okern uns eine Landschaft, eine weite Welt zeigen, oder aus Stein einen lebendigen Menschen darstellen, oder mit Luftschwingungen uns Gefühle malen. Aber welcher Maler malt ein Gretchen mit einer gebogenen Habichtsnase wie eine Königin Elisabeth, oder einen wohlgenährten, flachshaarigen, blauäugigen Mephistopheles, oder Don Quixote als kleinen, dicken Menschen mit kurzem Hals

und plethorischen Anlagen? Welcher Künstler hat je eine untersetzte Madonna mit Stülpnase, oder einen stämmigen breitschultrigen Engel gemalt? Warum nicht? „Es wäre ja unschön!“ ruft jeder; warum aber ist eine vierschrötige Gestalt unschön bei einem Engel, während sie uns sowohl im Bild als in der Natur an einem Matrosen, an einem Herkules wohlgefällt und schön dünkt? — Weil sie dort der Vorstellung vom geistigen Wesen des Engels widerspricht, dem geistigen Wesen des Matrosen, d. h. seinem Charakter, aber sehr gut entspricht. — Auch durch Hinzuziehung symbolischer Attribute und Accessorien sucht der Künstler seinen Gedanken klar zu machen; er gibt dem Christuskind ein Lamm zur Seite und der Jungfrau eine Lilie in die Hand, auch eine in der Natur begründete Symbolik; wogegen keinem Volk je einfiel, das Veilchen zum Sinnbild des Hochmuts, oder den Tiger zu dem der Unschuld zu machen. Wer bewußt oder unbewußt kein Symboliker, ist auch kein Künstler und nicht einmal ein Kunstverständiger; denn Kunst ist die Macht, durch äußere Sichtbarkeit unsichtbare Ideen darzustellen. So waren stets die großen Völker Symboliker, so die Griechen und Römer, die in der Natur überall Offenbarungen der Gottheit sahen, deren ganze Götterlehre aus Symbolen besteht. Noch mehr waren es die Skandinavier, Kelten und Germanen, die Inder und Assyrer. Die größten Symboliker aber waren die Ägypter und Israel. Dem Ägypter war alles Symbol; er schrieb mit Symbolen und Hieroglyphen; seine Kunst war symbolisch, ebenso seine Architektur. Der Obelisk ist die Flamme des Opfers, die Pyramide das Zelt der Toten, das ihnen Ruhe gewährt in der Wüste und Schatten gegen die Glut des Lebens; der Sperber mit Menschenkopf, der über der Mumie schwebt, ist der unsterbliche Geist; die zwei Schlangen, die aus dem Kreis

der Unendlichkeit ihre Köpfe erheben, ſtellen das ewige Ein- und Ausatmen des ewigen Geiſtes dar, davon der Inder ſagt: wenn Brahma ausatmet, entſtehen Welten; wenn er einatmet, vergehen ſie. Und die Sphinx, von den Arabern „der Vater des Schreckens“ genannt, iſt das uns ewig anſtarrende Rätſel des Seins. „Die Sphinx, die die Pyramiden hütet,“ ſagt Mariette Bey, dieſer Kenner Ägyptens, „iſt noch älter als der erſte Pharao.“

Die prächtige Symbolik des moſaiſchen Kultus und der Stiftshütte kennt jedermann, und ſo waren der altjüdiſchen Weisheit die Länge und die Breite, die Höhe und die Tiefe und der Punkt, jede Form und jeder Hall, die Zahl und die Sprache und die Schrift und überhaupt alle Erſcheinungen des Seins, tiefſinnige Bilder und Äußerungen Jehovahs, durch deſſen Willen und in deſſen Kraft alle Dinge exiſtieren.

So iſt ein großer Mann immer ein Symboliker; denn nur mit dem Symbol kannſt du die Maſſen packen. Du mußt ihnen das ſymboliſche Wort geben: „Gott will es!“ oder das ſymboliſche Zeichen, die Fahne, den Adler, den Wolf. Als Peter der Große ſich ſein Rußland und ſeine Ruſſen anſah, verordnete er zu allererſt, zwölf Millionen fanatiſchen Menſchen zum Trotz: „Raſiert eure langen Bärte; ſchneidet das lange Gewand ab!“ Er hatte erkannt, dieſes Volk, das jahrhundertelang geträumt und von langbärtigen Heiligen ſein Heil erwartet, ſoll aufwachen, aufſtehen, ſich ſchürzen und arbeiten, denn die lange Schleppe der Dame und die lange Kutte des Mönchs ſind Symbole des Nichtstuns; und in Saardam gab er ſeinem Volk das Beiſpiel der Arbeit.

Was ſind denn Schlagwort und Sprichwort anders als Symbole; was das Glaubensbekenntnis anders als die das Unausſprechliche ausſprechende Formel. Kannſt du nicht all

dein Glauben in ein Symbol fassen und deinen Mitmenschen ein Symbol desselben bieten, so weißt du selber nicht, was du glaubst, und sie werden nicht an dich glauben. Ist doch jedes Hauptwort, jeder Name und Titel ein Symbol, wenn nicht, dann nur leerer Schall. Aber leider sind wir keine Symboliker mehr.

Ist nicht von jeher jeder Gottesdienst Symbolik? So bei so vielen und so verschiedenen Völkern das Sonnenwendefest; die Freude darüber, daß der Allmächtige diese Sonne nicht ins Meer, in den Abgrund fallen läßt, sondern mit starker Hand sie wieder an dem Himmel erhebt! So das sorgfältige, ehrwürdige Aufbewahren des ewigen Feuers, des ewigen Lichts bei den Vestalinnen und anderswo, die Furcht, wenn dieses Göttliche erlösche, in die ewige Finsternis zu fallen. Wie schön ist die Symbolik des Mosaischen Kultus, lauter Bilder des ewigen Tempels und des Opfers Christi! So ist auch unser Gottesdienst symbolisch; die Kirche als Gotteshaus, vom Gottesacker umgeben, wo Samenkörner der Auferstehung gesät werden, der Altar und das Kruzifix und der Kirchenrock; und eine großartige Symbolik hat Christus selbst in Brot und Wein des Abendmahls und in das Wasser der Taufe hineingelegt.

Symbolisch sind der jeweilige Brauch und die alten Gebräuche. Die Sitte der Völker von einem Pol zum anderen ist nichts als Symbolik, Symbolik der großen Vergangenheit und der Geschichte eines Volkes, Symbolik seines Geistes und seines Geschmacks, seines Charakters und seines Temperaments, seiner Welt- und Gottesanschauung; Sitte war ursprünglich Religion, und Religion wird Sitte. Gottbefohlene Symbolik und zugleich Sitte ist bei den Juden das hastige Essen des Passahlamms mit ungebrochenen Beinen und bitteren Kräutern, den Stab in der Hand, und Symbolik ist ihre ganze Sitte und

ihr Familienleben bis auf den heutigen Tag. Rührend ist es, wenn eine Zunft armer Kohlenbrenner in einsamen Wäldern am armseligen Hab und Gut, dem Beil mit dem Kreuz, den drei Stangen zur Ehre der Dreieinigkeit und der Leiter mit den neun Sprossen (gleich der Leiter am Kreuz Christi) im Schweiß der täglichen Arbeit ein Symbol des Höheren und Ewigen sucht. Symbolisch ist unser ganzes Leben. Symbole unserer selbst sind unser Gesicht und unsere Stimme, unsere Sprache und unsere Schrift, unser Lied und unser Traum, unsere Lieblingsspeise und unser gewohnter Anzug; aber Symbol vom Ewig-Wahren ist auch das gemeinschaftliche Leben der Menschen, das Hutabnehmen und Sichverbeugen, das Handreichen und das Kopfschütteln, das Festessen und der Trinkspruch, die Hochzeit und das Begräbnis, der Herd und das Grab, der Taufname und der Titel, die Höflichkeit und die Etikette, der Verein und der Staat. Wir leben in schlecht verstandenen und unverstandenen Symbolen, einst lebendig, jetzt meist versteinert, in Symbolen von Gesetz und Recht, von Wahrheit und Ewigkeit, vom wahren Sein und von der göttlichen Poesie, vom Himmel und von der Hölle.

So spielt die Symbolik eine überaus große Rolle in unserem Dasein, weil sie auf einem ursprünglichen und unlöslichen, das ganze irdische Leben von der Wiege bis zum Grab umfassenden Band zwischen dem Menschen und dem Weltall beruht, auf einer großen Entsprechung eines jeden Teilchens des Alls mit diesem All, und hinwiederum dieses Alls mit jedem seiner Teilchen, die nur der leugnen kann, der Gott nicht glaubt oder der nicht klar von ihm denkt. Denn ist dieser Gott der absolute Schöpfer, ohne den kein Sandkörnchen, noch Grashalm, noch Atom entstehen noch bestehen kann, und in dem diese seine ganze Schöpfung lebt, webt und ist, so sind damit

schon die Einheit und die Entsprechung derselben gegeben, und es gibt kein Atom in der Milchstraße, noch Sandkörnchen oder Wassertropfen auf Erden, das nicht in Gott, also tatsächlich und reell, mit jedem Atom in meinem Hirn in einem Zusammenhang stände.

Nun, sagt mancher, ein gewisses Erkennen des Inneren aus dem Äußeren leugne ich nicht, aber es bleibt beim Gefühl und bei der Ahnung; Gewisses und Sicheres läßt sich einmal auf diesem Gebiet nicht aufstellen!

Wenn das richtig ist, dann wäre allerdings die ganze Symbolik ziemlich wertlos oder nur zu witzigen oder geistreichen Aperçus und pikanten Bemerkungen und bon mots zu gebrauchen. Aber es ist eben nicht so, und an obiger Ansicht sind in erster Linie die Gedankenlosigkeit und die Oberflächlichkeit so vieler Menschen schuld, welche anstatt nach den schönen, ewigen Gesetzen der Dinge zu forschen, um den ernsten Genuß des Erkennens davon zu ernten, in allem Wissen nur Mittel zu kleinen und persönlichen Zwecken suchen, die in der Symbolik nur eine interessante Spielerei erblicken, womit sich herausbringen läßt, ob der Kommis zuverlässig oder ob die Freundin wirklich so abscheulich kokett, oder der Bräutigam, was man ja zum voraus weiß, ein so herrlicher Mensch ist!

Doch zeigt sich auch hier die tiefgehende Scheidung der Menschen in zwei Klassen — wie ein geistreicher Mann einer Dame ins Album schrieb: „Ich untersuche nicht, ich fühle," — worauf ein ebenso geistreicher darunter schrieb: „ich fühle nicht, ich untersuche." — Das sind die Intuitiven und die Deduktiven, die Idealisten und die Realisten, die Schauenden und die Rä-

sonnierenden. Die ersteren schauen die Ideen und Gesetze und hören, wie Carlyle sagt, „die Melodien der Dinge“; so ein Evangelist Johannes, dem unter den vier Typenwesen der in die Sonne schauende Adler zukommt, und der schauend schreibt: „Am Anfang war das Wort; und das Wort war Gott.“ Und er durfte die himmlischen und letzten Dinge in den Gesichten Gottes schauen. Die Zweiten sehen sich hell und scharf die Dinge an, wie sie einmal sind, verbinden sie mit logischen Schlüssen zu Ketten und Beweisen und verwerten sie zweckmäßig für sich und für andere; sie gleichen dem Matthäus, dem die Natur des Stieres, des Ochsen eigen, die starke, geduldige, beharrliche Kraft, die pflügt und ackert und die Ernte heimfährt; der sein Evangelium mit dem starken, nüchternen Wort anfängt: „Das ist das Buch von der Geburt Jesu Christi, der da ist ein Sohn Davids, des Sohnes Abrahams.“ — Daß die Johannesnaturen Symboliker sind, zeigt die diesem Johannes gegebene Offenbarung; daß Charaktere wie Matthäus es weit weniger sind, bedarf keines Beweises. Männer ersterer Art werden zuerst das Gesetz im Geist schauen und dann in allen Erscheinungen die Offenbarung dieses Gesetzes suchen, wobei es sie wenig anfechten wird, daß oft die Erscheinung sich scheinbar nicht dem Gesetz fügt, da sie gar wohl wissen, daß hienieden unser Wissen Stückwerk ist, unsere Sinne täuschen und unsere Schlüsse einseitig sind. Die zweiten werden von der Erscheinung ausgehen als von einem fest Dastehenden und Maßgebenden und bedenklich den Kopf über jedes Gesetz und jede Symbolik schütteln, denen sich nicht sofort jede Erscheinung anpassen will. Beide Richtungen sind berechtigt und haben ihr Gutes; doch will uns dünken, daß das Glauben an das im Geist geschaute Gesetz, selbst gegen die Erscheinung, mit dem christlichen Glauben verwandter ist als das Ableitenwollen des Gesetzes aus der

Erſcheinung. Iſt doch das ganze Leben des Chriſten ein Glauben gegen die ſcheinbare Tatſache. Er hofft auf die Güte Gottes und ſieht in der Welt nur Böſes; er glaubt, daß er heilig iſt und findet in ſich nur Sünde; er weiß, daß er das ewige Leben hat und fühlt in ſich nur den Tod. Aber Chriſtus preiſt diejenigen ſelig, die nicht ſehen und doch glauben.

Sieht man ſich die Grundlage der Symbolik an, ſo liegen ihre Geſetze ſo klar und einfach da, gehen ſo ſehr aus der Natur der Dinge hervor, ſind derart mit unſeren Gefühlen, mit der Sprache aller Völker und ihrer ganzen Poeſie verwachſen, daß man ſich nur über die Verkennung dieſer Geſetze wundern muß. Die Verſuche vernünftelnder Menſchen aber, alle und jede Symbolik auf praktiſche und materielle Gründe, auf bloße Zweckmäßigkeit, auf Uſus, Sitte und Tradition zurückzuführen, als ob auch dieſe nicht ſtets eine geiſtige Wurzel hätten, ſind ſo unzulänglich, daß es ſich nicht lohnt, darauf einzugehen. Sie gehen aus der Mißachtung der großen Wahrheit hervor, daß, ſo gefallen auch der Menſch iſt, er doch und immer noch vom Geiſt und nicht vom Stoff regiert wird, daß ſtets das Brot ſeiner Seele, mag es Kunſt, Wiſſenſchaft, Philoſophie, Induſtrie, Handel oder Unterhaltung, Genuß oder Vergnügen ſein, ihm wichtiger iſt als das Brot des Leibes; daß alſo die Wurzeln ſeines Tuns in ſeinem geiſtigen und nicht in ſeinem ſtofflichen Daſein zu ſuchen ſind. Sehen wir nicht ſelbſt Materialiſten mit Freudigkeit Zeit und Mühe, Leben und Geſundheit an die Verwirklichung ihrer Ideen wagen? Und warum haben ſich die Deutſchen im Sturm anno 1813 erhoben? Verbot ihnen Napoleon doch nicht zu eſſen und zu trinken und ſich zu amüſieren, ſo gut ſie nur wollten! Zur Beurteilung des Menſchen, ſeines Tuns und ſeiner Symbolik gehört die große Wahrheit, daß er, zum Bild Gottes geſchaffen,

in und durch dieſe Ebenbildlichkeit exiſtiert und ſich dieſelbe ebenſowenig nehmen kann, als er ſie ſich gegeben.

Liegt die Symbolik im Weſen der Dinge, ſo muß ſie in deren Erſcheinung ſich kundgeben, alſo einerſeits in der Mathematik der Welt, in den äußeren, den Konſonanten und dem Geſetz entſprechenden Formen, andererſeits in dem Licht und in den durch Zerlegung desſelben entſtehenden, den Vokalen und Gefühlen entſprechenden Farben; ſie muß ferner im ganzen Hall und Schall, den Vokalen und Konſonanten, dem Geſetz und Gefühl entſprechend, zu erkennen ſein.

Ihre Grundgedanken werden alſo zuerſt und zunächſt in dem Punkt, dann in der daraus entſtehenden geraden Linie, in der eckigen Linie und endlich in den höheren Kurven liegen.

Schon den Punkt kann man nicht anſehen, dieſen aller Größe entbehrenden, alſo unſtofflichen und doch ſo bedeutenden Punkt, ohne über ſeine Bedeutung und ſeine Symbolik zu erſtaunen. Der Sohar ſagt: „Als der Verborgenſte aller Verborgenen ſich offenbaren wollte, machte er zuerſt einen Punkt.“ Ein Nichts und doch ein Etwas, ein prädikat- und attributloſes Ding und doch eine ſo beſtimmte Einheit und Ichheit, die dem I eine Spitze verleiht und den Satz beſchließt mit einem gewichtigen dixi! Punktum! — womit der Pünktliche ſeine bis ins kleinſte beſtimmte Individualität bejaht. Denn der Punkt, das iſt die noch unentwickelte, aber unzerſtörbare Ichheit. Und welche Rolle ſpielt er in der Mathematik! Ohne ihn, dieſen weſentlichen, räumlichen und doch unanſchaulichen Begriff iſt ſie unmöglich; er iſt der Ausgang

und die Begrenzung, das Eins und das Ei des Raums; als Mittelpunkt des Kreises sein Haupt und sein Gesetz. Und in der unendlichen Entfernung in Zeit und Raum wird auch das Größte und Längste wieder zu einem bloßen Punkt.

Bewegt sich dieser Punkt, so entsteht die Linie und zwar entweder die einem einzigen Willen gehorchende Gerade, oder die aus dem Zusammenwirken zweier oder mehrerer Kräfte entstehende Kurve.

Sehen wir uns die Bedeutung der zwei die Welt unsrer plastischen Vorstellungen beherrschenden geraden Linien an, und zwar zuerst die der vertikalen oder aufrechten. Hier sagt uns alles in uns und außer uns, daß diese das Streben, das Wachsen nach oben oder unten, die Höhe und die Tiefe, auch ein selbständiges Stehen, ein Aufrechtsein bedeutet, wie sie maßgebend und grundlegend für die Pflanze und für den Menschen ist, im Gegensatz zur horizontalen des Tiers, die das Be- und Ausharrende, den Besitz in der Gegenwart bezeichnet. Auch hier verschmilzt die Sache mit ihrem symbolischen Wert zu einem Begriff und geht in denselben über. Von der Vertikalen haben wir in allen Sprachen den leiblichen Stand, den materiellen und geistigen Standpunkt des Menschen, die Aufrichtigkeit des Herzens und der Gesinnung, ja in vielen ist das Recht (droit, diritto) auf die gerade senkrechte Haltung zurückzuführen. (Vergl.: das Recht beugen.) Aus der Vertikalen entwickelt sich ferner der Begriff des Steigens, der Erhöhung als des Wachsens nach oben, wie sie auch die Linie des mit emporgehobenen Händen zu einem Höheren Betenden, Bittenden, Flehenden ist, und der damit verbundenen Übersicht, der geistigen Beherrschung. Der König stellt seinen Thron auf Stufen, sein Standbild auf ein Postament oder gar auf Säulen, der Mächtige baut auf hohen Fels sich eine hohe Burg und erhöht sie

mit Turm und Zinnen, und der schlanke, hohe Kirchturm deutet nach oben; ja zu allen Zeiten hat der Mensch mit hohem Kopfputz, so mit der Tiara der persischen Könige und des Papstes, der Bärenmütze der alten Garde und dem modernen Zylinderhut, gesucht sich selbst zu erhöhen. Die Vertikale ist der Berg und der Abgrund, das Steigen und Fallen, der Turm, die Pyramide, der Obelisk, die Säule, die Flamme und das Leben, alles was nach oben zeigt, nach oben sich streckt und himmlisch werden möchte. Aber auch die reiche Symbolik des Falls und des Fallens, das dem Emporkommen entgegengesetzte Herunterkommen, ergibt sich aus der Vertikalen; sei es durch ein bloßes Abnehmen der Höhe, ein in sich Fallen, ein Hinken und Versinken, wie des Quecksilbers im Barometer, geistige Trübung und schlechtes Wetter anzeigend, sei es durch ein Umfallen und Umgeworfensein, von fremder Einwirkung und Kraft verursacht. Sehen wir einen Baum, einen Turm, so den von Pisa oder Bologna, oder auch nur eine Stange im Feld schief stehen, so fragen wir sofort, wer oder was hat sie umgelegt, warum ist der Turm schief? Und in der Architektur verfolgt das Auge unwillkürlich jede schief aufsteigende Linie, bis es befriedigt die entgegensteigende gefunden hat, so im Obelisk, so in der ganzen Gotik als dem Ausdruck des nach oben gerichteten Sehnens. Daß dies ein Bild, ein Symbol davon ist, daß es ebenso zweierlei Fallen, ein Sinken und ein Umfallen im Reich des Geistes gibt, brauchen wir nicht auszuführen.

Die schiefe Linie, wie sie materiell, so bei dem senkrecht wachsenden Baum durch einen seitlichen Druck, etwa den des Windes, verursacht wird, drückt seelisch durch ihre Abweichung von der senkrechten Richtung die Einwirkung des Gefühls aus, dieser mysteriösen Kraft und Teilnahme der Seele. Denn eine

solche Schiefe oder Neigung, wie die Sprache sie trefflich deutet, kann wie durch abstoßenden Druck, so auch durch Anziehung hervorgebracht werden. So neigt sich der Liebende zum geliebten Gegenstand hin, wie am gegenseitigen, schon von weitem ersichtlichen Neigungswinkel des Brautpaars zu sehen; so beugt sich umgekehrt der Antipathie, Abstoßung Fühlende rückwärts.

Endlich stellt die Vertikale die Gegenwart dar als Trennung zwischen der links oder hinter uns verflossenen Vergangenheit und der rechts uns noch bevorstehenden Zukunft, obiger Sympathie und Antipathie auch entsprechend; denn die Liebe hofft Zukünftiges und der Haß brütet über Vergangenem.

Nicht minder reich ist die Symbolik der horizontalen Linie, die so recht die irdische ist und am reinsten im Horizont des Ozeans erscheint; auch sie ist groß in ihrer Einfachheit und deutet an das Bleibende, das Positive, Reelle, die Grundlage, die Basis des Seins, die Ruhe und die Passivität. Diese Horizontale ist auch die Fläche, die Oberfläche, das Platte, Flache, Weite, der Horizont, das Meer, die Wüste, die Prärie; sie ist auch die Linie des Besitzes, des weithin sich streckenden Parks und Guts, wie der Reiche mit horizontaler Handgeberde stolz ausruft: Das alles ist mein! Sie ist die Linie des breiten, geräumigen Palasts und des Genusses, des Sitzens und Liegens am breiten und langen Tisch; des Schlafs; und endlich des, wie Homer singt, „langhinstreckenden Todes“ und des Grabes. Während die lebendigmachende Pflanze, die aus totem Gestein Blumen und Früchte schafft, zu ihrer Grundlinie die nach der Sonne strebende Vertikale hat, ist die Horizontale bezeichnend für das niedrigere Tier, das nur die Erde kennt, mit gesenktem Haupt seine Nahrung auf derselben sucht, und Lebendiges tötet, um zu leben.

Doch besteht die Hauptbedeutung der horizontalen Linie darin, daß sie die Welt in ein Unten und Oben trennt, in diesen großen Gegensatz zwischen Himmel und Erde, Geist und Stoff, Seele und Leib, Ja und Nein, Tag und Nacht. Prächtig ist das an der Pflanze, diesem Abbild und Symbol des Menschen, zu sehen. Am nodus vitae trennt sich das pflanzliche Leben nach zwei Richtungen; die Wurzel will hinunter, wächst hinab in die Nacht und Finsternis, der Stengel oder Stamm strebt hinauf, wächst empor dem Licht zu, um da oben freudige Blume und herrliche, zukünftiges Leben enthaltende Frucht zu bringen. Wo wir hinsehen im Weltall und in uns selber, immer und überall ist dieser große Gegensatz von oben und unten da. Auch die ganze Sprache zeugt von ihm, indem sie stets und immer das Hohe und Obere als ein Erhabenes, Schönes, Großes, Wahres, der Seele wohltuendes, als ein Geistiges und Symbol des Geistes, das Niedere und Untere aber als ein Niedriges und Niederträchtiges, Geringes, Verächtliches, Wertloses, Schändliches, als ein Stoffliches und Bild des Stoffs auffaßt. Auch darin ist in der ganzen Welt eine große Entzweiung: „Alles ist nur halb und bedarf der andern Hälfte, um ein Ganzes zu werden; der Geist verlangt den Stoff, der Mann das Weib, die gerade Zahl die ungerade, das Innere ein Äußeres, die Bewegung die Ruhe, und jedes Ja ein Nein“ (Emmerson). Und diese Spaltung zwischen oben und unten, Himmel und Erde macht die Qual und die Unruhe alles Erschaffenen aus. Warum und woher unser Oben und Unten? Letzteres bezieht sich auf die Erde, weil wir irdisch sind. Im Himmel ist das Oben das Zentrum, der Herr, die Sichtbarkeit Gottes; dort schauen wir ihn an, und sind mit dem Kopf gegen ihn gerichtet, mit den Füßen von ihm ab; das ist unten. „Von Ihm,“ sagt Swedenborg,

„gehen alle Richtungen aus," also die vier Himmelsgegenden.

Ein Schiefwerden der wagrechten Linie deutet notwendig auf ein Hinauf- oder Hinabsteigen, gleichbedeutend mit Freude und Selbstvertrauen oder Mutlosigkeit und Verzagen, was auch in der Handschrift als Steigen und Fallen der Linie sich kundgibt.

Die Höhe, die Tiefe und die Fläche werden uns auf der Erde durch den Berg, die Wüste und das Meer in tiefer Symbolik dargestellt. Der Berg ist das Gebet, die Erhebung nach oben und die Erhörung von oben (siehe Moses, Elias und Christus); die Berge Ararat, Morija, Sinai, Horeb, Tabor, Golgatha und Ölberg sind die Altäre Gottes, und auf der neuen Erde soll der Berg Zion „höher sein denn alle Berge". Berggipfel, kühne Felsen haben von jeher wie zu Adlerhorsten auch kühnen Menschen zu Burg und Hort und Feste gedient, haben Heldentaten und verzweifelte Verteidigung geschaut, auch Gebete und Seufzer einsamer Heiligen gehört; während der Mann ruhigen Gemüts und kaufmännischen oder ackerbautreibenden Sinns von jeher in der fruchtbaren Ebene mit den bequemen Straßen sich niederließ. So birgt die weitschauende Ruine Hohenneuffen in Württemberg Überreste von keltischen, gotischen, römischen und mittelalterlichen Burgen. Da nisteten viele Raubvölker und sind vergangen. So saß einst auf dem 2000 Fuß aus dem Meer mit wunderschönem Profil sich erhebenden Monte Pellegrino bei Palermo Hamilkar Barcas mit punischem Haß im Herzen und wehrte sich 3 Jahre lang gegen die römischen Legionen; aber auch später die schöne Nichte Wilhelms des Guten, Rosalie, und führte in einsamer Höhle ein gottgeweihtes Leben.

Die Wüste ist das irdische Leben voller Mühe und Hitze und Staub und Sand; sie ist die Einsamkeit der göttlichen Seele

in der Welt, das Schweigen und das Fasten, die Prüfung und die Versuchung; aber auch nach überstandener Prüfung und Versuchung der himmlische Frieden mit dem goldenen Licht, der erquickenden Stille, der reinen Luft und dem weiten Horizont. — O Seele, die du verzagst in dieser flachen, platten, sandigen und öden Wüste und seufzest unter ihren fadenscheinigen Freuden, fasse Mut: „Der Berg Gottes ist ein fruchtbarer Berg, ein großes und fruchtbares Gebirge!“ (Ps. 68, 16, Grdtxt.)

Das Meer, diese große, ernste, einfache Oberfläche, diese nur horizontale Größe, diese stete Vernichtung jeder Vertikalen als einer kleinlichen Individualität, birgt den lichtlosen Abgrund voll unheimlicher gieriger Wesen und ist dem Menschen Gefahr, Tod und Grab (Sintflut, Jonas, Offenbarung 20. 13 u. s. w.). Für dasselbe ist auf der neuen Erde kein Raum mehr.

Auch den Menschen trennt eine durch die Herzgrube geführte, horizontale Linie in eine obere und edlere und in eine untere und niedrigere Welt; ebenso eine solche den Kopf in Mund und Kinn als eine materielle, Augen und Stirn als eine seelische Hälfte; und dem entsprechend zerfällt in der Architektur, dieser so symbolischen Kunst, jedes Monument in Unterbau und Oberbau. Im Weltall ist oben und unten nicht nach der wagrechten Linie geschieden, sondern nach der nur scheinbar horizontalen Oberfläche der Erde, also in Wahrheit durch den Kreis der Ichheit. Auf der Erde ist demnach jedes Fallen ein Fallen vom höheren Zentrum ab in den eignen finsteren Kreis hinein und gegen das eigne Zentrum hin, also ein Sichversenken in die eigne Ichheit. So faßt auch die Bibel den Fall Satans und des Menschen auf; daß dieser nicht Gott, sondern sich selbst von ganzem Herzen liebt, das ist die Sünde. Das Sicherheben als ein Streben nach dem höheren Zentrum, so von der Erde aus gegen die Sonne, ist dem Fallen entgegen-

gesetzt. Fallen ist also gleichbedeutend mit Kleinerwerden, Sicherheben mit Größerwerden. Schön stimmt damit, daß Kälte, die auch ein Tod ist, eine Verkleinerung, ein Zusammenziehen der Körper bis zur Erstarrung bewirkt, Wärme dagegen, als Leben, ihr Größerwerden, ihre Expansion; dann aber auch ihren Übergang aus dem Festen (= Körper) ins Flüssige (= Seele) und endlich ins Gasförmige (= Geist). — Die obere Hälfte aber der durch die Horizontale geteilten Welt stimmt mit Licht und Leben überein, die untere mit Finsternis und Tod, und so trifft hier die Symbolik der Form mit der des Lichts zusammen.

So geben uns zwei sich kreuzende Linien die zwei großen Grundzüge und Gegensätze des Lebens und der Sprache, oben und unten, wachsen und fallen, vorn und hinten, Gutes und Böses, Leben und Tod, Vergangenheit und Zukunft, Streben und Beharren, Neigung und Abneigung in treffender, nicht mißzuverstehender Symbolik. Wir werden sehen, wie die Symbolik auch der Schrift und der Architektur, auf diesen zwei Linien beruht. — Auch das Kreuz! Vertikal, senkrecht zur Erde, steht der Mensch, strebt Gott zu! Aber der horizontale Strich des irdischen Lebens, das ihm nur als Unterlage gegeben, steigt mit der Schuld an ihm empor — und ginge er ihm über das Haupt, so wäre keine Rettung mehr! Doch der Gottmensch überwand, auch am Kreuz, und behielt, wie die Sprache es richtig ausdrückt, den Kopf oben.

Die Symbolik der einfachsten Linien bildet die Grundlage der Symbolik aller Formen, dieser Offenbarungen großer Gesetze.

Die eckige, Winkel bildende Linie drückt ebenso nichts andres aus, als den plötzlichen Richtungswechsel, das rasche Abbrechen und gleichzeitig das Eck, die Kante, die Spitze. Sie ist somit in der ganzen Natur und in der Kunst das Zeichen des abrupt,

schroff, unvermittelt wechselnden Charakters und eben dessen, was die Sprache als Eckiges, Spitziges bezeichnet.

Nicht minder klar ist die Symbolik der Kurve. Im Gegensatz zur geraden Linie, die das Beharren im anfänglichen Prinzip bedeutet, weshalb man von Geradheit und Unbeugsamkeit des Charakters spricht, bedeutet die Kurve ein stetes Sichfügen der ersten Kraft in eine zweite hinein, ein Sichrichten nach einem außerhalb liegenden Mittelpunkt, oder auch ein harmonisches Zusammenwirken von zwei Kräften; sie ist die große Bahn aller Himmelskörper, das Resultat der Ichheit und der Gottheit. Die Kurve, auch die Mathematik lehrt es, ist eine höhere Form als die Gerade. In der göttlichen Schöpfung herrscht die Kurve vor und selbst die große Horizontlinie des Meeres ist eine solche, wie auch am Menschen sich keine gerade Linie findet; in seinen Werken aber herrscht die gerade, selbstsüchtige. Daß die griechische Säule nicht von zwei geraden, sondern von sanft bis zum ersten Drittel anschwellenden, dann abnehmenden Kurven begrenzt ist, und daß Phidias allen scheinbar geraden Linien des Parthenon eine fast unmerkliche Kurve gab, nimmt dem klassischen Bau seine Strenge, verleiht ihm mehr Schönheit und Geist. Die Chinesen, dieses Volk einer einst großartigen, nun versteinerten geistigen Intuition, halten die gerade Linie für die des bösen Prinzips und die Kurve für die des guten, weshalb sie überall, und selbst bei ihren Kanälen, geschweifte Linien anbringen.

Einen vollkommenen Kreis finden wir nirgends in der Schöpfung, sondern überall die, wenn auch von ihm meist nur wenig abweichende Ellipse. Darin spricht sich das große Gesetz der Periodizität und des Kreislaufs aus, dem alles Leben, dem alle Existenzen unterworfen sind. Salomo sagt: Es ist eine Zeit für alle Gegensätze und sie kehren immer wieder. So

auch auf der neuen Erde; der Baum des Lebens trägt seine Früchte alle Monate. Geheimnisvoller ist die nie in sich zurückkehrende Parabel; und dem entsprechend beschreiben auch am Himmel nur solche Welten, die Kometen, diese Kurven, die durchaus rätselhaft, auch andern Gesetzen, so der Abstoßung, gehorchen als den uns bekannten. Noch mysteriöser ist der letzte Kegelschnitt, die Hyperbel, mit ihrer ewigen Annäherung an die nie erreichte Gerade, mit ihrer Hinweisung auf eine entgegengesetzte Schwesterkurve. Die in sich gehende Spirale aber bedeutet ein sich Versenken in etwas, ein fortgesetztes Sichnahen dem Zentrum, also „Konzentration"; die aus sich gehende ebenso ein immermehr aus sich Treten, ein beständiges Entfernen vom Mittelpunkt; also „Expansion".

Gehen wir nun zur Welt des Lichts und der Farben, zu dem großen Gegensatz von Licht und Finsternis im Weltall über. In jedem Menschengemüt finden wir die Tatsache eingegraben, daß Licht mit Leben, mit Erkenntnis und Tat; Finsternis, Nacht, Dunkelheit dagegen mit Tod und Hilflosigkeit, mit Unwissenheit und Untätigkeit gleichbedeutend sind; ja, daß Licht, wie auch die ganze Bibel es bezeugt, das Reich des Guten ist, vom Guten gesucht, dem Guten heimelig; Nacht aber das Gebiet des Bösen, von dem Bösen gewünscht und ihm sympathisch. — „Wer Böses tut, haßt das Licht. Wer aber die Wahrheit tut, kommt zu dem Lichte," ist ein auch mit Bezug auf das äußere Licht durchaus wahres Wort. — „Und Gott sah das Licht, daß es gut war." — „In Gott ist keine Finsternis." — Licht ist ein Ausfluß der Liebe und Güte, der Gegenwart Gottes, Finsternis aber seines Zorns oder wenigstens

seines Schweigens und Zurückziehens. Im ewigen Licht jauchzen die Engel und die Seligen, in Ketten der Finsternis verschmachten die gefallenen Engel in Erwartung des Gerichts; der Mensch aber, wie die Erde, sein Wohnsitz, kehrt stets nur die Hälfte seines Wesens dem Licht zu, die andere liegt im eignen Schatten, denn er ist ein dunkler Körper, hat in sich kein Licht. In diesem aus Licht und Finsternis zusammengesetzten Dasein soll er sich entschließen, ob er einst im ewigen Licht, oder in der äußersten Finsternis die Ewigkeit zubringen will.

Die Welt ohne Licht? Wie undenkbar und freudenlos! Und so ist die absolute Finsternis auch die stärkste Kette der Ohnmacht, womit ein ewiger Geist gefesselt werden kann (2. Petr. 2, 4). „Äußerste Finsternis!" Ist das Weltall weithin jenseits der fernsten Fixsterne mit einem Wall von ewiger Nacht umgeben, wo die Verlorenen ewig vergessen werden, was Licht war, und nimmermehr weder Bild noch Sichtbarkeit von ihnen entstehen wird; wo sie nimmermehr sehen, noch gesehen werden, und zur ewigen Unsichtbarkeit verdammt sind?

Zum Licht gehört das Feuer, das Element des Zornes Gottes, ein Geheimnisvolles! Wohl spricht gelehrt davon der Chemiker, es sei Oxydation, Verbindung von Sauerstoff mit einem andern Element; aber wie soll ich mir vorstellen, daß ein unteilbares, unveränderliches Atom dadurch, daß es sich einem zweiten ebenso unveränderlichen nähert, dieses gierige Begehren und Verzehren, diesen Zorn, diese Glut, erzeugt? — „Ein Licht auf ihrem Weg und eine Sonne der Gerechtigkeit" will Gott denen sein, die ihn lieben, denen aber, die ihn hassen, „ein verzehrendes Feuer." Und von jeher sangen die Christen: „Vom ewigen Feuer erlöse uns, Herr und Gott!" und „Dein ewiges Licht, Herr, laß uns leuchten in Ewigkeit!" — Wie

die des Lichtes ist auch überreich die biblische Symbolik des Feuers. Im Paradies ist kein Feuer; nach dem Sündenfall aber tritt alsbald der Cherub mit dem flammenden Schwert drohend und abwehrend auf. Im Feuer gibt Gott sein Gesetz auf dem Sinai; im Feuer antwortet er dem Elias und holt im Feuer diesen Mann Gottes heim, wohl mit Moses die gewaltigste Erscheinung der Weltgeschichte. Christus aber, das Lamm Gottes, wandelt auf dem Meer und gebietet dem Sturm; aber vom Feuer will er nichts, bedient sich nie desselben. Auch starb er nicht wie so viele Märtyrer in den Flammen; sie hätten ihn nicht verzehrt! Sondern Satans Element ist das Feuer; im Grimm hat er viele tausend Bekenner der Wahrheit in den Flammen getötet; und Feuer ist sein Ende. „Und der Teufel ward geworfen in den feurigen Pfuhl und Schwefel." Ist unser Licht nur ein blasses Bild vom ewigen Licht, so auch unser Feuer nur ein schwaches Bild von der ewigen Glut, die einst selbst die Seele versengen wird! Bedeutsam ist es, wie schon auf Erden je und je heilige Menschen die Macht und den Zorn des Feuers überwunden haben. So die drei Männer im Feuerofen, so mancher Märtyrer: Laurentius, die Sklavin Blandina, Bilney, Wishard, Huß, die im Feuer bis ans Ende beteten, ermahnten, sangen; der Engländer Bayham, der, als schon Arme und Füße abgebrannt waren, mit Frieden sprach: „Ich leide nicht mehr, als wenn ich auf Rosen läge;" so mancher Camisarde, der mit von der Folter gebrochenen Gliedern in der langsam ihn verzehrenden Glut Psalmen sang. Höher noch stand Elias, der im Feuer als Herr und Gebieter dieses Elements gen Himmel fährt; was dem natürlichen Menschen unsägliche Qual, war ihm Wonne. Eine biblische, überirdische Physik, kraft deren der in Gott sich versenkende Mensch auch leiblich seine ursprüngliche

Bestimmung wieder erreicht und zum Herrn aller Elemente wird. Denn dieses Ebenbild Gottes soll weder Feuer verzehren, noch Wasser ersäufen, und schon tief müssen wir gefallen sein, daß solche Knechtschaft unter die Elemente uns „Elohim" (Ps. 82, 6) natürlich erscheint, statt uns zu empören.

Von diesem Gegensatz des Lichts und der Finsternis zeugt die Sprache in allen Zungen der Welt und spricht von finsterem Unmut und schwarzem Undank und Verrat, von umdüstertem Gemüt; aber auch von leuchtendem Blick und hellem Verstand und geistiger Klarheit. Welcher Künstler würde einen Engel oder eine reine und glückliche Jungfrau in schwarzem Gewande darstellen, welcher Dichter die Unschuld, die Freude, die Heiterkeit durch Nacht und Finsternis versinnlichen, oder Schrecken und Graus und Verzweiflung durch Sonnenschein und Lichtstrahlen symbolisieren?

Ebenso erkennt der Mensch instinktiv, daß dem Lichtprinzip auch der endliche Sieg über die Finsternis zukommt, weil dasselbe ein aktives lebendiges, die Nacht aber nur ein passives, negatives ist.

Hier haben wir somit ein großes, symbolisches Gesetz unseres Gemüts- und Geisteslebens, wie es auch zu allen Zeiten und in allen Mythologien und Religionen auftritt. Selbst der Materialist, indem er stets vom Sieg des Lichts redet und seine Gegner Dunkelmänner und Finsterlinge nennt, huldigt dieser Anschauung.

Die individualisierten Lichtstrahlen, die Farben mit ihrem merkwürdigen seelischen Inhalt, sind Stimmungen des Lichtstrahls, bald in Moll, bald in Dur spielend, und unser ganzes Gemüt bald freudig, bald traurig, bald mild und bald tatkräftig anregend. Vermögen wir auch nicht hienieden in die Mysterien des Lichts und seine Beziehungen zu Gott einzu-

dringen, so beherrscht doch diese Symbolik die Natur und die Kunst und regt schon das Kind und das Tier an. Wie ganz anders wirkt auf unser Gemüt die schwarze Farbe als die weiße; oder falls man das nur als Unterschied von Licht und Dunkel gelten lassen wollte: wie anders die rote als die blaue. Von jeher war die erste, diese Farbe des Bluts und des ersten Menschen (Adam = rote Erde), die, ihrem Charakter gemäß, sich nicht vom Prisma ablenken läßt, sondern geradlinig durchdringt, auch die Farbe der Macht und des Lebens; in Purpur und Scharlach prangte von jeher der Herrscher und der Gewaltige, der Richter und der Krieger, aber auch der Henker, eine blutige Macht. In Ägypten war es den Niedrigeren verboten, Rot zu tragen, und Gelb war die Farbe der Sklaven. Rot bemalt sich der Indianer, der auf den Kriegspfad zieht; rot färbte sich der römische General das Gesicht, ehe er den Triumphwagen bestieg. Die rote Fahne ist das Banner und Zeichen der Anarchisten, die nach Zerstörung aller bestehenden Verhältnisse, nach dem Blut der Gewaltigen streben, um selbst die Gewalt zu bekommen. Rot erglüht der Mensch, sowohl in Liebe wie im Zorn. Manche Tiere, der Stier, der Truthahn, das Krokodil werden durch den roten Lichtstrahl in Wut versetzt, und auch Wahnsinnige und selbst Pflanzen werden davon aufgeregt und belebt. Am jüngsten Gericht, wenn die Sonne und der Mond rot werden wie Blut, wird alles nur noch in schrecklichem, rotem Licht erscheinen, wie einst Goethe, die Landschaft durch eine rotgefärbte Scheibe betrachtend, unwillkürlich ausrief: „Das sieht ja aus wie die Welt am jüngsten Tag!“

Anders der blaue Strahl! — Ist die rote Farbe die des Ichs, der Persönlichkeit, der Leidenschaft, des Kampfes, des Stolzes, des Bewußtseins, so ist die blaue die der Gottheit, der Objektivität, der Ruhe, der Befriedigung, der erlangten

Vollkommenheit. Mild, sanft, dem Auge wohltuend, hat sie in sich nichts Herbes, noch Scharfes, nichts vom Schwert noch vom Kampf, auch nichts vorzugsweise von der Tat; wohl aber ist sie von jeher mit Empfindung, milder Liebe und Treue in Zusammenhang gebracht worden. Bei allen Völkern gilt als Zeichen für solche ein blaues Blümlein, und auch in manchen Sprachen gilt die blaue Blume sprichwörtlich als Inbegriff alles Wünschenswerten und alles Ideals, alles Sehnens der Menschenherzen. Im „blauen Märchen", conte bleu, fühlt sich der Franzose frei von den drückenden Fesseln der Realität; und „blaue Erde" nennt der russische Muschik das Paradies. Das stimmt damit und kommt daher, daß über unserm Haupt der treue Gott ein blaues Himmelsgewölbe aufgebaut hat, anstatt eines feuer- und blutroten, oder trübgelben, oder dunkelgrauen, was für die geistige Entwicklung der Menschheit von durchgreifenden Folgen gewesen wäre. Wenn Jehova Moses und Hesekiel erscheint, so ist es unter seinen Füßen „wie ein durchsichtiger Saphir und wie der Himmel selbst an Klarheit"; und auch Hesekiel und Johannes sahen um Ihn „einen glänzenden Regenbogen", eine schöne Übereinstimmung der Farben mit den sieben Geistern, die vor Gottes Stuhl leuchten.

Die lichte Goldfarbe aber der Sonne und der Sterne ist die Farbe der überirdischen Freude, der himmlischen Ekstase, des neuen Jerusalems mit den goldenen Gassen, den goldenen Kronen und goldenen Schalen. Im ägyptischen „Buch der Toten" (Kap. 161) zeigt Hermes der abgeschiedenen Seele die vier Flüsse des Jenseits (die vier Flüsse des Paradieses) und spricht: der goldene Fluß fließt von Osiris her, der Wonne des Geistes; der azurblaue von Isis, der Liebe; der purpurne von Rä, dem Leben; der smaragdene von Nephtys, dem Urstoff, aus dem alles wird.

Keine zufällige Übereinstimmung ist es, sondern eine Folge der prästabilierten Harmonie der göttlichen Schöpfung, daß im Frühjahr die Erde sich in Grün kleidet, in die Farbe, die auf das Auge belebend, erfrischend, hoffnungsreich wirkt, daß sie im Sommer in vielfarbigem Schmuck prangt, im Herbst aber vorzüglich sich in die gelben und braunen Farben des Welkens, der Trennung, des Scheidens, der Hoffnungslosigkeit hüllt, die der Chinese, der Türke, der Indianer Nordamerikas deshalb als Trauerfarbe wählt.

Vom Weiß, als von der herrlichen Vereinigung aller Farben, brauchen wir am wenigsten zu sagen, ist doch dasselbe überall und zu allen Zeiten das Sinnbild der Unschuld im Gegensatz zum Schwarz. — Daß das materielle Licht dem geistigen, der Wahrheit und dem Guten entspricht und ebenso die stoffliche Finsternis dem Bösen und der Lüge, diese Grundwahrheit der Sprache und aller Poesie, spricht Christus öfters aus, so Joh. 3, 20 u. a. Einst wird Er auf weißem Pferd und mit weißen Kleidern angetan erscheinen, gefolgt von den Seinen, auch in weißen Kleidern, welche weißen Kleider nach der Schrift die Gerechtigkeit der Heiligen sind. In weißem Gewand prangen die Engel (Matth. 28, 3), und ist es auch nicht bestimmt gesagt, daß die bösen Engel und Geister schwarz sind, so weist doch darauf hin das stete Reden der Schrift von der Finsternis als von ihrem Element (Jud. 1, 6. 2. Pet. 2, 4). Trefflich stimmt mit obiger Symbolik der Farben die der vier apokalyptischen Pferde: Sieg bedeutet das weiße; Krieg und blutiges Gericht das rote; Hungersnot und Verderben das schwarze; Tod und Hölle das fahle. — Und Jehova spricht: „Wenn deine Sünde wäre rot wie Scharlach, soll sie weiß werden wie Schnee!“

Wie die chemischen Elemente, wie die Töne, wie die Zeit

im Gesetz des Sinai, wiederholen sich die Farben, wie aus manchem zu schließen, in Oktaven, von denen freilich unser Auge nur eine, und diese unvollkommen faßt; (das äußerste Violett kehrt wieder zum Rot zurück und das chemische Spektrum beweist, daß es Farben gibt, die wir nicht sehen). Und wie jeder Ton der Oktave und jeder Akkord einer bestimmten Stimmung der Seele entspricht und diese erweckt, so auch jede Farbe. Ihre einstige himmlische Herrlichkeit wird uns durch die Edelsteine des neuen Jerusalems angedeutet, und es wird hoher, seliger Genuß sein, die Übereinstimmung von Tönen und Farben mit dem Wesen der Dinge und mit unsrer Seele voll und ganz zu erkennen und zu empfinden.

Den Farben entsprechen, wie viele Versuche gezeigt haben, die Vokale, auch sieben an der Zahl, wenn wir ü und ö mitrechnen. Wie Schall und Licht beide Wellenbewegungen der Luft und des Äthers sind, so erwecken im Menschen die Vokalklänge Erinnerungen an entsprechende Farben, so nach zahlreichen Versuchen das helle A an scharlachrot, das kurze und lange O an hell- und dunkelblau, Ü an grün. U erkennen selbst Kinder als einen Dunkellaut; E und I dagegen bezeichnen den hellen, weißen und gelben Lichtstrahl. Von diesen Wahrnehmungen ausgehend, hat W. Rimington in der St. James Hall in London die Tasten einer Orgel mit elektrischen Reflektoren in Verbindung gebracht, die je die einer Taste entsprechende Farbe auf eine weiße Wand werfen. Erklingen zwei oder mehrere Noten, so kombinieren sich durch Deckung die entsprechenden Farben. Der Berichterstatter bemerkt, daß der dissonanzenreiche leidenschaftliche Wagner ganz andre Farbenbilder gibt, als der heitere, klare Mozart. Ebenso stellt Dr. Goeringer fest, daß rot, gelb, indigoblau und überviolett die dem Quart- und Sextakkord entsprechenden Farben sind. Solche Versuche können

noch weiter führen. Wir werden später sehen, daß auf dieser Grundbedeutung der Vokale die Natursprache beruhte, von der alle jetzigen Sprachen nur Bruchstücke sind.

Die Symbolik der Farbe kommt in der Kleidung am meisten zur Geltung. Wir haben erwähnt, daß von jeher und jetzt noch Könige und Kaiser, Päpste und Kardinäle und Soldaten die rote Farbe wählten. Von jeher kleideten sich Priester entweder zum Zeichen der Verneinung alles Irdischen einfarbig schwarz, oder zum Sinnbild der Unschuld weiß; hie und da auch violett, zugleich Kampf und Leiden und himmlische Liebe andeutend. Auch der Richter ist schwarz, als der unparteiische Verkünder einer vernichtenden Strafe, oder rot, wenn er Blut fließen läßt. Und daß es sich keineswegs nur um wechselnde Modeanschauungen handelt, sieht man, sobald man sich diese Symbolik verkehrt denkt, denn dann tut selbst dem Nichtsymboliker der grelle Gegensatz zwischen Innerem und Äußerem weh. Welcher ernste und strenge König, welcher unerbittliche Richter oder Inquisitor hätte sich je absichtlich in mildes Himmelsblau gehüllt; oder welche zarte, liebliche Königin zeigte sich vorzugsweise im blutrotem Gewand? Welcher Priester, welcher Reformator, Luther oder Savanarola, zog je zu seinem Amt die buntkarrierte, vielfarbige Jacke des Hofnarren oder des Maskenballs an? Oder welcher glücklichen und unschuldigen Braut ist es je eingefallen, in dem düsteren, schwarz- und gelbgestreiften Kleid der Priester Baals vor dem Traualtar zu treten?

So richten sich die Farben der Kostüme nach der umliegenden Natur. Wer könnte die Ähnlichkeit der farbigen japanesischen und chinesischen Trachten mit den Blumen jener

Länder, noch mehr mit den dortigen Schmetterlingen, ja mit den Fischen der dortigen Meere verkennen? In der Wüste kleidet sich der Araber in der Farbe des Sandes und des Gesteines; in Palästina beim bunten Blumenteppich in bunte Tracht. „Die Kleidung des Griechen," sagt Lübke (Kunstgeschichte S. 116), bestand aus einem Untergewand, dem Chiton, das wie ein ärmelloses Hemd übergeworfen wurde, und einem mantelartigen Obergewand, dem Himation, das nur ein großes viereckiges Stück Tuch war. Nicht der Schneider machte den Schnitt des Kleides, sondern in freiem Wurf ordnete jeder sein Gewand, so daß aus der Art, wie dies geschah, Charakter und Bildung des Trägers erkannt werden konnte." Weite Gewänder lassen ein weiteres freieres Geistesleben ahnen; so die Toga der Alten und die Kleidung des Arabers, verglichen mit zu kurzen Hosen, zu engem Paletot und zu kleinem Hut. Unbewußt paßt sich die Kleidung an die Persönlichkeit an. Zu Platos Philosophie paßt der weite Mantel; zu Cromwell der harte Koller aus Büffelhaut. Karl XII., immer in Reitstiefeln, kannte weder Schlafrock noch Pantoffel; Napoleon I. war nicht ohne Degen, und niemand, erzählt man, sah je Ludwig XIV. ohne die stattliche Perücke, die er abends schamhaft durch die Bettvorhänge dem abgewendeten Kammerdiener überreichte, der sie ihm morgens ebenso wieder einhändigte. So ist die Mönchskutte symbolisch und deshalb malerisch. Das bequeme Faltenkleid ist gegenüber dem des halbnackten griechischen Kämpfers die Verneinung der zugedeckten Leiblichkeit. Der Gürtel teilt sichtbar den Körper nach dem goldenen Schnitt in zwei harmonische Teile, so daß der obere sich zum unteren verhält, wie dieser zum Ganzen; die bloßen nur mit Sandalen bekleideten Füße drücken das unschuldig Wandeln aus, stehen auch in Beziehung zum Mysteriösen: „Ziehe deine Schuhe aus!"

der Bibel; das bloße Haupt, kronenartig geschoren, bezeichnet die reine Männlichkeit, mit 1. Kor. 11, 7 übereinstimmend; die über den Kopf gezogene Kapuze dagegen, die Zurückgezogenheit, Abgeschiedenheit und Verborgenheit der Gedanken. Und wie diese Kleidung nahezu, soviel wir wissen, diejenige des Sohnes Gottes auf Erden war, so sehen wir wieder im leuchtenden Titelbild der Offenbarung an ihm das lange Kleid, den Gürtel, die bloßen Füße und das bloße Haupt.

So ist Symbolik dazu da, in jedem und mit jedem einzelnen etwas Besonderes auszudrücken. Das Allgemeine, das Leben, die Wahrheit, das Dasein bedürfen des Symbols nicht. Deshalb haben die Gründer einer Religion als einer allgemeinen, der ganzen Welt zu verkündenden, für reich und arm, klein und groß, alt und jung, Mann und Weib dasselbe predigenden Wahrheit, nie eine Uniform vorgeschrieben, im Gegensatz zu den Gründern von Orden zu bestimmten engumgrenzten Zwecken. Christus spricht: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden."

Und was ließe sich alles über die Symbolik der Kopfbedeckung, Hut, Turban, Tiara, Diadem, Krone, Helm, Kappe u. s. w., bei Männern und Frauen schreiben, wie Frau Beecher-Stowe in „Onkel Toms Hütte" trefflich die verschiedenen Hüte und ihr Tragen bei verschiedenen Persönlichkeiten schildert; denn daß der Mann, der den formlosen, weichen Filz, und der, der den steifen, keinen Eingriff noch Stoß duldenden seidenen Melonhut trägt, beide etwas von den Eigenschaften ihrer Hüte an sich haben, liegt auf der Hand. Auch die Fußbedeckung hat ihre Symbolik. Es ist interessant, die Bedeutung und den Einfluß der niedlichen und tyrannischen Pantoffeln, der schlappigen bequemen orientalischen Babusch (franz. babouche), der asketischen Sandalen,

der Schuhe und der Stiefel zu studieren und zu bemerken, wie der feinere und elegantere, in Zeiten der gesellschaftlichen Ausbildung, so bei den Marquis Ludwig XIV., auftretende Schuh sich stets in unruhigen Zeiten, bei Revolutionen, Aufständen, Krieg, vor dem derben und rücksichtslosen, mit starkem Absatz auftretenden, brutal zertretenden Stiefel verbirgt.

Ebenso setzen sich zu dieser Offenbarung der Ichheit im Äußern Könige Kronen auf, davon das Urbild im Himmel ist (Offenb. 4, 4 und 10), und nehmen Szepter zur Hand, den Herrscherstab, als eine Verlängerung des Arms, um die weitreichende Macht anzudeuten. Dazu soll der Soldat durch stramme Haltung, absolute Korrektheit im Anzug, bis ins kleinste vorgeschriebene Uniform, das Ideal der unbeugsamen Macht des Gehorchens und Befehlens jeden Augenblick darstellen. Dazu suchen Frauen, denen die Offenbarung des öffentlichen Worts mehr oder weniger versagt ist, durch Kleidung und Schmuck möglichst klar ihren Geschmack, ihren Charakter, ihre Gesinnung, ihre ganze Persönlichkeit auszudrücken, und sie verstehen es auch trefflich, bei andern diese symbolische Sprache zu deuten.

Groß ist die Symbolik der menschlichen Gestalt! Schon die ersten und allgemeinen Eindrücke von der Sichtbarkeit dieser göttlichen Idee weisen darauf hin, daß der Mensch, als Herr der Schöpfung, die harmonische Mitte unter den Geschöpfen einnimmt. Dem Menschen sind zur Offenbarung seiner Seele ca. $2^1/_2$ Kubikfuß Stoff im Gewicht von 75 kg verliehen; sehr wenig gegenüber einem Walfisch von 50 000 kg Gewicht und mehr; sehr viel einem Käferlein oder einer Eintagsfliege gegenüber, die kaum $^1/_{5000}$ eines Pfunds wiegt; unermeßlich viel

gegen so viele Tausende von Infusorien, die nur mit gutem Mikroskop überhaupt zu sehen sind. — Wie aber, sagt Carus in seiner trefflichen Symbolik des Menschen, der wir hier einiges entnehmen, verwendet der Mensch diese verhältnismäßig geringe Stoffmenge? Nicht zu hornigen, gefühllosen Panzerplatten wie das Krokodil, nicht zu unempfindlichen Woll- und Haarmassen wie das Schaf und die Angoraziege; sondern zum weichen und doch festen Fleischgebilde, von feinsten Adern und empfindenden Nerven durchzogen; und auch seine Hautfarbe hält — und ihre Nachahmung bildet die Verzweiflung der Maler — harmonisch die Mitte zwischen allen bunten, grellen Farben der Fische, der Vögel und der Landtiere, ein unbestimmter, kräftiger und doch milder, durchsichtiger und doch fester Ton. — Mehr Stoff als gewöhnlich scheint eine gewisse Freudigkeit des Besitzes beim Betreffenden zu erzeugen. „Ein dicker Mann, also ein guter Mann!“ sagt schon Cervantes; und jedermann kennt den fetten, genußsüchtigen, lebensfrohen Falstaff. Dazu kommt gern das breite, behagliche Lachen, ein sicheres Auftreten, meist auch Geld in der Tasche. Anders der Magere, der Asket, der Fanatiker, der Verschwörer. Schon Cäsar fürchtete nicht die beleibten Männer, wohl aber die mageren, und diese brachten ihn um. Treffliche Beispiele davon sind Bach und Chopin; der erstere wie seine Musik, breit, gewaltig, sicher, imposant, majestätisch; der zweite von fast durchsichtiger Magerkeit, ätherisch, durchgeistet.

So braucht, was Größe und Masse am Menschen bedeuten, keine Erklärung; ein großer Kopf bei sonst gleicher Ausbildung, bedeutet eben „mehr Kopf“ als ein kleiner; ein großer Arm „mehr Arm“, also mehr Kraft und Tatkraft; und so führt nicht bloß jeder Vielredner, wie das Volk bildlich sagt, ein „großes Maul“, sondern hat auch wirklich einen großen Mund mit ausgebildeten, wenn auch oft fest gepreßten Lippen;

niemals aber entströmte einem kleinen, schmalen Mund mit dünnen, zugekniffenen Lippen ein breiter, fort- und mitreißender Strom der Beredsamkeit.

Die vertikale Linie im Menschen weist nach oben; das beweist die von den Füßen an nach oben zunehmende und im Kopf zur Blüte gelangende Ausbildung. Wie die ideale Pflanze steht der Mensch da; mit seinen wie Wurzeln ausgegliederten Füßen packt er den Boden und steht auch im Sturm fest. Wie die Eiche ihre Äste hinausstreckt, so auch der Mensch seine Arme, die dem Tier fehlen. So trägt er auf den Schultern den kugelförmigen Kopf, gen Himmel gerichtet, eine wahre Sonnenblume, zugleich ein Ei, ein Globus und Weltkörper, auch eine Welt, ein Mikrokosmos und ein Bild des Alls. — Auch hier kommen alle Hauptlinien zur Geltung. Zuerst die senkrechte, vertikale, die Grundlinie der menschlichen, nach Gott strebenden Pflanze, die das Gesicht, den Kopf in zwei symmetrische Hälften teilt, dann die wagrechte, durch die Augen, — ein halb nach oben, halb nach unten gerichtetes Sehen und Schauen des Menschen — geführte Linie, die den Kopf in ein Unten und Oben, in eine ideale und materielle Hälfte scheidet. Und auch in ein Vorne und Hinten scheidet eine senkrechte Linie den Kopf. Vorne alle Tore der Sinne, das Liebe ausstrahlende, Haß und Verachtung sprühende Auge, die fein riechende oder spöttisch gerümpfte Nase, der allsprechende Mund! Hinten der noch vom Haar verhüllte, überschattete Schädel, die geheimnisvolle Werkstatt, darin bewußt und unbewußt das Denken, Empfinden, Fassen und Erkennen unaufhörlich verarbeitet wird zu Gedanken, Vorsätzen, Plänen, Entschlüssen! Und den ganzen Kopf faßt der mit kühnem Schwung geführte Kreis, die Wölbung des oberen Kopfs, das Gewölbe des Denkens in sich, und schließlich

umzirkeln die beiden Ovale die nach unten, nach dem schweren Stoff und der sinnlichen Materie sich zuspitzende Hälfte.

Wie jeder Baukünstler es schon im Äußeren auszudrücken sucht, ob sein Bau ein Bahnhof oder eine Kaserne, eine Kunstsammlung oder eine Kirche sein soll; wie jede Wohnung, jedes Haus, wie Palast, Hütte, Villa, Burg, durch ihr Äußeres einen Eindruck geben von dem Stand und der Gesinnung dessen, der sie bewohnt, so ist zu erwarten, daß auch der höchste Bau des göttlichen Architekten schon von außen im allgemeinen uns anzeige, was die innewohnende Seele für ein Individuelles und Besondres an sich hat. Trefflich bemerkt dazu Carus, daß die verschiedenen Konstitutionen wesentlich durch Zeichen am Stamm und an dessen Gliedern, die Temperamente stets mehr an den Zügen des Antlitzes und die geistigen Anlagen hauptsächlich am Bau des Schädels zu erkennen sind.

Ein Menschenantlitz ist etwas Großes; wenn wirklich und geistig schön, das Schönste auf Erden; wenn wirklich häßlich, von Laster und Gemeinheit angefressen, von bösem Geist beseelt, ein Bild, worüber Engel weinen möchten. Einst wird auf der neuen Erde einer unsrer edelsten Genüsse darin bestehen, das schöne Antlitz der Auferstandenen zu bewundern, wie da so klar und leuchtend, so harmonisch und wahr, so mächtig und lebensvoll jede Seele und Ichheit sich ausspricht, auch ein Abbild des Gottes, den Moses einst bat: „Laß mich dein Antlitz sehen!“

In unserem Antlitz drücken Nase, Mund und Kinn mehr oder weniger Sinnlichkeit aus, auch Genußfähigkeit und Genußsucht; die Augen, der bekannte „Spiegel der Seele“, und die Stirne mehr das seelische und geistige Leben, oder wie Carus richtig bemerkt, „das Wollen ist mehr im Kinn und Mund, das Fühlen in Augen und Wangen, das Erkennen in Stirn

und Nase ausgedrückt." Die Stirn ist die Front (franz. le front) des Schädels, und an dieser Façade ist meist schon zu erkennen, was das Gebäude birgt. Was eine hohe oder breite oder niedrige Stirn bedeutet, und wie die erste edel, die zweite mächtig genannt wird, die niedrige entweder Beschränktheit anzeigt oder etwas Geheimnisvolles hat, weiß oder fühlt jedermann. „Die Stirn," sagt Lavater, „ist das unverkennbarste, sicherste Monument, die Residenz, Festung, Grenze des Geistes." Und Herder in der Plastik: „Das Leuchten des Angesichts zeigt sich insonderheit auf der Stirn: da wohnt Licht, da wohnt Freude, da wohnt dunkler Kummer und Angst und Dummheit und Unwissenheit und Bosheit."

Als Verlängerung der Stirn und des Schädels ist die Nase aufzufassen. Auch hier ist die Symbolik eine klare, und wie eine Adler- oder Habichtsnase und ein Stumpfnäschen auch für den Charakter bezeichnend sind, weiß jedermann. Große, einigermaßen dicke Nasen sollen Herzensgüte oder Gutmütigkeit anzeigen, entschieden kleine dagegen mehr Schärfe und Mangel an Weitherzigkeit. Schon der Lateiner Porta bemerkt richtig, daß große und weite Nasenlöcher Kampf- und Streitlust, auch Anlage zum Zorn bedeuten. Eine breite Nasenwurzel aber ist Zeichen von geistiger Kraft; da fließt es vom Hirn reichlich her.

Etwas sinnlicher schon ist der Mund; und für Genußfähigkeit und Genußsucht oder das Gegenteil ist es bedeutsam, ob die Lippen, wie beim Neger, üppig ausgebildet, oder dünn, gekniffen, blutlos sind, wie beim Geizhals. Aber auch den Willen zeigen das breite, viereckige Kinn und der festgepreßte Mund an, im Gegensatz zum stets halbgeöffneten des Dummen und der kinnlosen Bildung, die wir an Tieren bemerken, weshalb Lavater nicht ohne Recht sagen konnte: „Je mehr Kinn, desto mehr Mensch!"

In diesem Knochenbau des Gesichts sitzen die wunderbaren Fenster, zu denen die Seele herausschaut, von denen die Sprache in allbekannten, symbolischen Ausdrücken viel- und nichtssagende, liebe, böse, eifersüchtige, zornige, seelenvolle, schwärmerische, schüchterne, ängstliche, drohende, sehnsüchtige Blicke erwähnt. Das alles tut die Seele mit einem von Flüssigkeit gefüllten Kügelchen! — Auch die Wangen helfen bei dieser Aussprache mit; ob blaß, eingefallen, welk, ob rosig, voll, mit Grübchen. Recht symbolisch ist auch die Weise, mit der ein Mensch diesen Kopf trägt, und auf welchem Hals, ob trotzig, fest, zurückgeworfen, auf massiver Unterlage wie ein Attila, oder edel, frei, gelenkig wie ein Schiller oder Raphael; ob auf dem langen, schmächtigen Hals des Schwindsüchtigen, ob in Demut oder gedankenvoll gebeugt, ob zur Seite geneigt oder hängend wie der Träumer, Schwärmer oder Heuchler (Jes. 58, 5).

Bei der Unmöglichkeit, die Symbolik des Menschen irgendwie hier zu erschöpfen, wollen wir doch etwas eingehender die der Hand, womit er handelt, tut, macht und schafft, womit er die Außenwelt und den Stoff anfaßt und ihn beherrscht, und die mit ihr so engverwandte Handschrift betrachten.

Wie es Tatsache ist, daß keine zwei Menschen selbst das Einfachste und Alltägliche gleich anfassen, so auch, daß keine zwei dieselbe Hand haben. Wer mit der Chirognomie oder Wissenschaft der Hand sich beschäftigte, wird es keineswegs als Übertreibung bezeichnen, wenn gesagt wurde, Hände sind nicht nur ebenso verschieden wie Gesichter, sondern ebenso ausdrucksvoll, oder wenigstens ebenso charakteristisch und bedeutsam, wenn

auch ihre Physiognomik mehr symbolischen Sinn und Vertiefung erfordert als die des Antlitzes. So ist es Erfahrungssache, daß eine Künstlerhand von der eines Denkers und Philosophen, diese wieder von der eines Kriegers oder eines gewöhnlichen Arbeiters nicht nur in der Glätte oder Rauheit der Fläche, sondern der ganzen Form und dem Aussehen nach verschieden ist. Die Chirognomie faßt die Handfläche als eine Darstellung des gesamten Lebensgebiets, den Daumen aber als das demselben im steten Kampf ums Dasein entgegentretende Individuum auf. Tatsache ist es, daß ein starker, schön gebildeter Daumen samt Daumballen stets ein Zeichen von Energie und von kräftigem Geistesleben ist; Idioten haben oft keinen und nie einen normal ausgebildeten Daumen. Ein Zeichen des nahen Todes bei Kranken, sowie eines unselbständigen Lebens bei ganz kleinen Kindern ist das Fallenlassen des Daumens innerhalb der Finger. Was die Finger betrifft, so gehören die spitzigen mehr den unpraktischen, poetischen, oft träumerischen Naturen und sind bei ovaler, schöner und vollkommener Ausbildung das Zeichen der hochbegabten Menschen; die spatelförmigen dagegen, d. h. diejenigen, wo sich die sehr ausgebildeten Fühlnerven in förmlichen Ballen an den Fingerspitzen zeigen, verraten geschickte, lebhafte, tätige Menschen mit Formensinn, Selbstvertrauen und Unternehmungsgeist; die langen Finger sind mit pünktlichen, etwas langsamen und bedächtigen, oft kleinlichen, jede Einzelheit beachtenden, erwerbsfähigen und Freude am Besitz (sprichw.: lange Finger) habenden Charakteren gleichbedeutend, während kurze zum Erwerben und zum Festhalten des Erworbenen nicht geschickt sind und Menschen kennzeichnen, die eher das Ganze und Große als das Einzelne und Kleine sehen; ganz kurze aber mit langer Handfläche stets ein kümmerliches Geistesleben voraussetzen. Knotenartig hervor-

tretende Fingergelenke sollen ein Zeichen von Ideenverbindung sein, und am unteren Gelenke Ordnungssinn, am oberen das Forschen nach den Gründen und Ursachen der Dinge bedeuten, weshalb dieser Knoten zu allen Zeiten der „philosophische" genannt wurde und in ausgezeichneter Ausbildung den forschenden Skeptiker andeutet.

Endlich sind die Linien der Handfläche bedeutsam. Bekanntlich sind sie nicht nur bei jedem Menschen, sondern auch einigermaßen bei jedem Volk verschieden, und zwar nicht nur diese, sondern ebenso auch die getüpfelten feinen Hautlinien, so am Daumballen. Sir William Herschel hat bei der indischen Regierung als Identifikationsmittel und Ersatz für die Unterschrift bei den Indiern die Abdrücke von der Daumballenhaut eingeführt. Es hat sich gezeigt, daß sie, photographisch vergrößert, individuell durchaus verschieden sind; keine zwei davon absolut identisch; und auch mit den Jahren verändern sie sich nicht. So fand er am Abdruck des gleichen Daumballens innerhalb 14 Jahren 30 Punkte der Übereinstimmung und nicht einen der Abweichung.

Die Handlinien sind schon insofern symbolisch, als sie in schöner Ausbildung nur bei zivilisierten und gebildeten Menschen vorkommen, während sie bei manchen wilden Völkern und elementaren Menschen z. T. fehlen, so die fast nur bei Kaukasiern vorkommende „Saturnienne". Diese Linien, von denen die wichtigsten vom Handgelenke an als Lebens-, Kopf- und Herzlinie bezeichnet werden, deuten durch eine großartige, einfache, harmonische Ausbildung stets ein ebenso geartetes Geistesleben an; verwirrte und unharmonisch sich kreuzende oder kurzabgebrochene zeigen das Gegenteil an, und ein wirres Durcheinander von zahlreichen kleinen Linien ist ein Symbol eines konfusen, unruhigen, mit allerlei Hindernissen in sich und außer sich kämpfenden Wesens. Auf die Analogie mit dem mensch-

lichen Körper sich gründend, bei dem ebenso von unten herauf zuerst der Unterleib dem materiellen Leben dient, dann das Herz dem Seelenleben und endlich der Kopf dem Geistesleben, nehmen Chiromantiker an, daß die drei Fingergelenke von unten herauf Leib, Seele und Geist entsprechen. Bei dem individuellen Daumen bildet der Daumballen die materielle Basis und die zwei Gelenke entsprechen wieder dem Gefühl und dem Willen, dem Herzen und dem Kopf.

Von jeher wurden die so mannigfaltigen Grundformen der Hand klassifiziert; in neuerer Zeit von d'Arpentigny, Desbarrolles u. a. Für den, der nicht spezielle Studien über ihre Symbolik treiben will, dürfte meine von Carus, der fünf Typen annimmt, wenig abweichende Einteilung in drei Grundformen genügen, eine Einteilung, die sich unschwer in allen Leistungen der Hand, vor allem in der Handschrift, wieder erkennen läßt, wie selbst auch in den geistigen Leben des Menschen in seiner Rede und in seinem Stil, in seinem Forschen und Erkennen und bis in seine Religion. Denn sie beruht auf dem Vorherrschen von Leib, Seele oder Geist beim einzelnen. Bei elementaren Menschen herrscht das leibliche Leben vor, bei intelligenten das seelische und bei geistigen, pneumatischen das geistige.

Die elementare Hand mit breiter Handfläche, derber und harter Textur, mit kurzem Daumen, hartem aber wenig ausgebildetem Daumballen, mit kurzen, starken, dicken Fingern und entwickelten, viereckigen oder runden Fingerspitzen, endlich mit wenigen, aber derb gezeichneten Handlinien, ist die häufigste Form; es ist die Hand des Teils der Menschheit, dem beschieden ist, im Schweiß seines Angesichts die gröbste Handarbeit zu verrichten, der als notwendige Unter- und Grundlage für jedes höhere Leben vorausgesetzt werden muß, und ohne dessen un-

scheinbares und oft gering geschätztes Wirken alles höhere Wirken und geistige Wachstum unmöglich ist. Das ist die Hand des gewöhnlichen Bauern, des gemeinen Soldaten, des Arbeiters im Steinbruch, des Matrosen, womit jedoch nicht geleugnet wird, daß in dieser Klasse von Menschen auch andre und höhere Handformen zu finden sind, die aber dann stets bedeuten, daß der Betreffende für seine Lebensstellung zu begabt ist und zu etwas Besserem sich eignen würde.

Bei der intelligenten Hand ist die Handfläche gewöhnlich nicht mehr so breit und kräftig entwickelt, die Finger sind durchschnittlich länglicher, bei praktischen Naturen mit spatelförmigen Fingerspitzen, bei unpraktischen mit mehr viereckigen; einzelne Knoten treten stark hervor. Bei diesem Typus tritt die größte Verschiedenheit der Handlinien auf, und diese können zahlreich, zerrissen, konfus, durchschnitten, kleinlich oder einfach, klar, wenig zahlreich, langgezogen u. s. w. sein. Diese in verschiedenen Variationen auftretende Hand gehört der gebildeten Mittelklasse an, denjenigen Menschen, die, geistig höher als die obigen elementaren stehend, ihnen auch meistens im Leben zu befehlen haben, und die dem schon nicht mehr formlosen Stoff höhere Formen geben; — wie es recht symbolisch ist, daß der Ungebildete stets mit dem Stoff in seinen einfachsten, noch unausgebildeten Formen zu tun hat, so der Stein- und Holzhauer; der Gebildete dagegen mit ausgebildeterem Stoff, der Höchstgebildete aber nur noch mit Wort und Gedanken sich befaßt. — Solche Hände haben der Architekt, der Künstler, der Offizier, der Schiffskapitän, der Mechaniker, der Ingenieur, der Fabrikant, der Geschäftsmann, der Lehrer, der Arzt u. s. w. Je nachdem der intelligente Mensch mehr in der Tat oder im Gefühl lebt, lassen sich diese Hände in motorische und sensible, wie Carus sie nennt, oder sagen wir in tatkräftige und ge-

fühlige einteilen. Erstere werden kräftiger sein und entwickeltere Formen besitzen, einen großen, breiten Daumen und Daumballen und oft auch die praktischen und lebhaften Sinn verratenden spatelförmigen Fingerspitzen zeigen, überhaupt bei Männern vorherrschen; die zweiten, eher bei Frauen vorkommenden, werden glatte Finger, einen kleinen Daumen und entweder mehr viereckige oder spitzige Finger, die bei günstiger Ausbildung auch wohl oval sein können, aufweisen. Die unvollkommene, unschöne, unharmonische Handform wird hier eine Annäherung an die elementare Menschheit verraten, eine besonders schöne und harmonische dagegen ein Teilnehmen an den Eigenschaften des höchsten Typus.

Die geistige Hand ist die dritte und seltenste Form; hat eine längliche Handfläche und Finger mit schönen, ovalen Fingerspitzen, nie rund noch viereckig; Fingerknoten wenig bemerklich, Daumen und Daumballen sehr schön, aber nicht auffallend kräftig entwickelt; in der Hand drei klar gezogene, nicht unterbrochene Hauptlinien, die sogenannte Herz-, Kopf- und Lebenslinie, mit wenig andern harmonischen Kurven. Kommt der zweite Typus in einiger Vollendung nur etwa zehntausendmal bei einer Million Menschen vor, so dürfte der dritte Typus in hoher Vollkommenheit kaum einmal unter tausend Händen der zweiten Gattung zu finden sein. Er wird mit Recht bei den Raphaelschen Madonnen bewundert; ebenso gehört diesem Typus die Hand des Christus im „Zinsgroschen" von Tizian an; auch der Apostel Johannes muß, seiner ganzen Persönlichkeit nach, diese Hand gehabt haben. Sie gehört in höchster Ausbildung denjenigen edlen, reinen, idealen Menschen an, die, ohne Falsch noch Bosheit, über den Streit und Hader der Parteien erhaben, auf jeden den Eindruck einer schönen und edlen Seele machen und hinter sich nur Liebe und Verehrung

zurücklassen, und sie dürfte bei Frauen häufiger vorkommen als bei Männern. Für edle, selbstvergessene, Almosen spendende Frauengestalten mit hohem Ideal, wie die heilige Elisabeth, ist diese Hand charakteristisch: aber auch mit einer Beimischung der intelligenten Form, also kräftiger und persönlicher ausgebildet wird sie bei großen Künstlern (Raphael), wahren Poeten (Byron), tiefen Denkern und überhaupt bei geistigen Menschen zu finden sein.

Da nun die Hand ein Teil des ein harmonisches Ganze bildenden Körpers ist, wird man eine geistige Hand ebensowenig an einem plumpen, derben, eckigen Körperbau finden, wie umgekehrt eine elementare an einer durchaus geistigen, ätherischen Persönlichkeit. Eine kräftige, motorisch intelligente Hand setzt eben denselben Körperbau voraus und findet sich nicht bei schwindsüchtigen, engbrüstigen Menschen mit schmalen Schultern und vorgebeugter Haltung. Kommt hinzu die Gewohnheit des Befehlens, so dürfen wir wetten auf eine Adlernase à la Friedrich der Große oder wenigstens eine gebogene, keinesfalls ein aufgestülptes Näschen, auf ein ausgebildetes, festes Kinn (siehe die römischen Kaiser, Napoleon I. u. s. w.) und auf festen, scharfen Blick von jedenfalls weder mattblauen, noch schwärmerischen, kohlschwarzen Augen. Ist stolzes Selbstbewußtsein damit verbunden, so ist eine aufrechte Haltung und ein hochgetragener Kopf angegeben; bei Kälte und Gefühllosigkeit wird der Kopf noch mehr zurückgeworfen, die Lippen sind gewöhnlich festgeschlossen, die Augenbrauen leicht zusammengezogen u. s. w. — Ebenso wird eine Hand mit vollen, weichen, runden Formen, dabei mit einiger Feinheit, uns viel eher an das bekannte, wenn auch gemilderte Bild vom wohlgenährten Falstaff, als an die eckigen, hageren Formen eines abgehärmten Fanatikers erinnern.

So hängt beim Menschen eins am andern, und selbst wo

das Warum uns nicht immer sofort klar ist, sitzt tief in unserem Gefühl eine Ahnung der harmonischen Zusammengehörigkeit der Form mit dem Inhalt, des Körpers mit dem Geist.

Wie bei der Verschiedenheit und der ausgesprochenen Physiognomie der Handformen vorauszusehen, bietet dieses Organ in seinen Leistungen eine erstaunliche, individuelle Mannigfaltigkeit dar. Das Spiel eines Virtuosen, der sog. Vortrag, die Mache eines Malers, der Bleistrich eines Zeichners sind für ihn bezeichnend und begründen oft seinen Ruhm.

Unter allen Handtätigkeiten ist wohl keine heutzutag so allgemein verbreitet, wie die Schrift. Von Kamtschatka bis nach Neuseeland schreibt alles, und mehrere hundert Millionen Briefe und 2 Milliarden Postkarten besorgt jährlich der Weltverkehr.

Die Handschrift ist gefrorener Schall, erstarrtes Wort, festgebannter Geist, eingravierter Hauch; „und die Schrift war die Schrift Gottes, eingegraben in den Tafeln“ (2. Mos. 32, 16). Wohl mag sie dem Wilden ein Unheimliches dünken! In gewisse, scheinbar sinnlose, willkürliche Formen banne ich den Geist; gebunden, stumm liegt er da; wer nicht das magische Sesame kennt, geht achtlos an ihm vorbei. Aber dem Kundigen und Wissenden sprechen das Buch und die Inschrift, und sind Brot seinem Geist. Die Schrift, sagten die Juden, kommt von Gott. Und allerdings, was sind alle Formen in der Schöpfung, der Umriß des Baumblatts und des Käfers, die Bahnen der Sterne und das Profil eines Menschen anders als göttliche Stenographie. Aber wie wir keine Worte der Wahrheit reden, so können wir auch nicht die göttliche Schrift lesen; wir ahnen kaum etwas von ihrem Inhalt und können ebensowenig unseren

Namen ins Buch des Lebens einschreiben. Nur unsere Sünde schreiben wir fleißig, täglich „mit ehernem Griffel auf bleierne Tafel“ ein.

Den alten, ernsten, starken Völkern war, wie das Leben auch die Schrift ein Ernstes, Großes, ja Heiliges. Sie schrieben wenig, aber bedächtig, kannten nur große Buchstaben, die zugleich Zahlen und Symbole waren; gravierten ihre kurzen, prägnanten Inschriften, ihre Gebete und ihre Gesetze in Bronze, Granit, Porphyr. In der prächtigen, monumentalen, senkrechten hebräischen Quadratschrift (von der Molitor im II. Band seiner Philosophie der Geschichte eingehend beweist, daß sie die ursprüngliche war) steht jeder Buchstabe selbständig da und ist ein Bild der Welt mit der Zahl 4. In unseren gebundenen, hastigen, schiefen Schriftzügen ist jeder Buchstabe ein Bild unserer kleinen, selbstsüchtigen, unruhigen Persönlichkeit, wie sie, von stetem Bangen und Hoffen bewegt, ruhelos dahin eilt und hastet.

Von jeher haben Menschen, so schon die Römer, so Shakespeare, Walter Scott, Goethe, Lavater u. a. es gefühlt und ausgesprochen, daß die jeweilige Handschrift eines Menschen in Beziehung zu seinem Charakter steht. W. von Humboldt hielt sie geradezu für das Charakteristischste am Menschen. Darin liegt der Wert der Autographen, und wie stark ihre Individualität ist, bezeugt am besten die Tatsache, daß die eigenhändige Unterschrift, selbst vor dem Gesetz, als absolut gültiges Merkmal und Symbol des Individuums selber gilt. In der Tat genügt es dem für die Symbolik der Formen Angelegten, die Handschriften von bekannten Charakteren zu vergleichen, so die urkräftige, derbe, harte von Bismarck mit der feinen, eleganten, wohlwollenden von Kaiser Wilhelm I. usw., um sich von der Wahrheit der Graphologie, wie die Symbolik

der Handschrift immer allgemeiner genannt wird, zu überzeugen. „Aber man kann seine Handschrift verstellen!“ sagt mancher. Ja, wie sein Gesicht oder seinen Gang, wie ein Gebildeter Kleider und Manieren eines Bettlers annehmen oder ein Lasterhafter tugendhafte Reden führen, wie überhaupt jeder Mensch lügen kann, wenn er will. Aber die Heuchelei ist die schwerste aller Künste, täuscht nur den Unerfahrenen und das nicht lang, und keine Verstellung läßt sich konsequent durchführen.

Schon in meinen Aufsätzen in „Über Land und Meer“ 1883—85, als die Graphologie in Deutschland noch ziemlich unbekannt war, habe ich die Hauptgattungen der Handschrift auf die drei Grundformen der Hand zurückgeführt.

Die elementare Hand wird selbstverständlich elementar schreiben, ihre Handschrift wird als Regel das Gepräge der Unbildung und der geistigen Unfreiheit tragen, sie wird meistens etwas groß sein, eckig, ärmlich, unharmonisch und mehr oder weniger ängstliche und unselbständige, an die kalligraphischen Regeln, d. h. an den Schulunterricht sich haltende Formen zeigen; dabei wird sie, wenn auch unter Umständen kleinlich, doch nie sehr klein sein. Ist sie dagegen besonders groß, so werden ihre Züge nicht Großartigkeit und geistige Überlegenheit, sondern die kindische Ungeschicklichkeit, sich innerhalb einer normalen Größe zu halten, aussprechen. Dabei kann sie bedeutenden Eigensinn, Härte, Willenskraft, Freude am Stoff, Possessivität, etwas Formensinn enthalten, auch öfters Klugheit und Vorsicht, ja Mißtrauen, auch Sonderbarkeit, nicht aber wahre Originalität zeigen, da diese stets geistige Freiheit voraussetzt.

Die intelligente Hand wird ebenso eine intelligente Handschrift schreiben. Diese wird bei mittlerer Größe vor allem geistige Beweglichkeit, Freiheit und Selbständigkeit zeigen, auch größeren Formenreichtum als die vorige, wie überhaupt darin

die Physiognomie des Schreibers klarer und deutlicher hervortritt. Dabei werden die mehr motorischen oder tatkräftigen Hände eine bewegte, lebhafte und lebendige Schrift haben, bei praktischen, spatelförmigen Fingern nie ganz getrennt schreiben, bei starkem, breitem Daumen und breiter Hand überhaupt auch markierte und schwere Züge führen, die Kennzeichen von starkem Willen und Selbstbewußtsein. Bei ausgesprochenen Fingerknoten wird diese Schrift zur spitzigen, scharfen des Skeptikers und Kritikers. Die gefühlvolle Hand wird uns mit logischer Notwendigkeit eine schiefere Schrift, leichtere Züge und je nach der Persönlichkeit die schriftlichen Kennzeichen des Wohlwollens, der Empfindlichkeit, der Eitelkeit usw. zeigen.

Ganz geistige oder psychische Handschriften kommen ebenso selten vor, als ganz geistige Hände. Sie zeigen völlige Abwesenheit aller derben, extravaganten oder nur sonderbaren Formen, edle, schöne, einfache Züge, stets in die Höhe tretende Formen und als Grundform das Oval, das für Madonnen und Engelsgesichter so charakteristisch ist und sich in den Fingerspitzen der betreffenden Hand findet. Schöne Beispiele dieser Handschrift bieten Raphael und Palestrina. Man wird bemerken, daß die Formen dieser Handschrift sich auffallend denen der Typographie und Kalligraphie nähern, was auch nicht anders sein kann; denn was stellt die Kalligraphie anders dar, als das Ideal der Handschrift, wobei das jeweilige Persönliche zurücktritt.

Auch die Bedeutung dieser sonderbaren Strichlein, womit der Mensch seine Gedanken ausdrückt, in denen seine Ideen kristallisieren und die für die Persönlichkeit so charakteristisch sind, beruht auf der oben angeführten Symbolik der vertikalen und horizontalen Linien, der Kurven und der Spiralen. Andere Formen hat der Mensch nicht. Der Geist, der in ihm über der von Finsternis bedeckten Tiefe seines unbewußten Lebens

schwebt, wählt, ihm unbemerkt, diejenigen daraus, die sich zur Offenbarung seiner Individualität eignen, und spricht durch die Länge und die Breite, die Höhe und die Tiefe, die Kraft und die Schwäche dieser Linien und Striche seinen individuellen Charakter aus. So gebraucht der Beharrliche, auf Erden lang und breit sich Einrichtende, mit Vorliebe die wagrechte Linie und zieht weithin seine Striche. So der Ideale die gen Himmel weisende senkrechte, so der Gefühlvolle die schiefe, so der Gute die sanfte, runde, und der Harte und Grausame den Keil und die Spitze.

Die Handschrift ist ein Bild davon, wie der Mensch dasteht. In jedem Buchstaben, den er macht, entwirft er unbewußt ein Bild seines Individuums. Steht dieser Buchstabe hoch und schlank da, so bedeutet er eben denselben geistigen Habitus, wie der hohe und schlanke Mensch, der hohe und schlanke Baum, der hohe und schlanke Turm, ein Sichstrecken und Sehnen und Dichten und Trachten nach und in die Höhe. Steht er niedriger, dazu breit, massiv, viereckig, so liegt seine Symbolik ebenso klar in eben diesen Ausdrücken. Ein breiter, massiver Turm ist stärker als ein hoher und schlanker, sagt nicht dasselbe. Wie wir sahen, daß die Vertikale durch äußere Einwirkungen und Eindrücke zu einer schiefen Linie werden kann, so ist es auch in der Handschrift. Die bewegende Hauptkraft, welche die Buchstaben in der Handschrift vor sich beugt, wie der Wind die Ähren des Kornfelds, ist das Gefühl, die Neigung; „l'inclination" erzeugt „l'inclinaison". Aufrecht ist die Handschrift des Kalten, Gleichgültigen, des Egoisten, und auch des seine Gefühle stark Beherrschenden; sie läßt auf ähnliche Haltung des Menschen schließen. Schief schreibt der Gefühlvolle, er beugt sich vorwärts zu dem Angeredeten; schiefer noch der Sentimentale; am schiefsten der krankhaft Empfindliche und Sensitive, vom Sturm des Lebens

fast Entwurzelte. Und als Reaktion gegen das heutige Übermaß des Gefühls zeigt sich, doch meist vorübergehend und nur in der Jugend und Sturm- und Drangperiode, die nach rückwärts gebogene Schrift des mit mehr oder weniger Glück mit seinem Gefühl Kämpfenden. Zugleich teilt die senkrechte Linie die Schrift in ein Vorn und Hinten, Zukunft und Vergangenheit entsprechend. Jede Handschrift schaut und schreitet nach vornen; die hebräische jedoch rückwärts nach ihrem Ursprung, nach dem von Gott geschriebenen Gesetz des Sinai.

Daß die Handschriften aller geistigen Völker auf der Horizontale hin sich bewegen und bald über, bald unter dieselbe greifen, ist nicht Zufall, sondern Symbolik. Diese Buchstaben oder Individuen stehen wie der Mensch auf der Oberfläche der Erde, und auch sie werden durch eine große, bedeutungsvolle Linie in ein Oben und Unten geschieden, in ein Reich des Geists und des Stoffs, der Seele und des Leibs, des Imaginierens in das Unsichtbare und in das Sichtbare. So sind die über der Linie befindlichen Formen für die Seele und ihre Kräfte maßgebend; diejenigen der unteren Hälfte dagegen beziehen sich auf den Körper, auf das Verhältnis des Menschen zum Stoff, zur Materie.

Das mehr oder weniger gewandte, geschmackvolle, elegante oder plumpe, schwerfällige, unschöne Aussehen der Formen unten und oben wird ebenso maßgebend sein für die geschickte oder ungeschickte, gewandte oder schwerfällige Art, mit welcher der Betreffende sich, sei es in der geistigen, sei es in der materiellen Welt bewegt, also für seine ganze äußere Bildung.

Wie der vertikale Strich für den nach oben oder unten gerichteten Sinn, so ist der horizontale bedeutsam für das Beharren, die Kraft der Fortsetzung, also für Willenskraft im allgemeinen, wie besonders an den Querstrichen der französischen t

zu sehen. Wer dieselben dünn, schwach, kurz macht, ist weder beharrlich noch willensstark. Überhaupt zeigt überall in selbstverständlicher Symbolik der breite, schwere Strich mehr Ernst und Macht als der dünne, verhält sich zu ihm wie der Strom zum Bächlein, die breite Heerstraße der Nationen zum schmalen Fußpfad, wo der Angreifer nur einzeln vorrücken kann. Wer nur Grundstriche macht oder hauptsächlich solche, oder sie besonders stark macht, nimmt das Leben schwer, tritt gewichtig, vielleicht auch schwerfällig auf, ist geneigt, alles ernst und wichtig zu nehmen, und genießt auch mit Energie. Wer nur Haarstriche macht, macht keinen gehörigen Unterschied zwischen Großem und Kleinem, Wichtigem und Unwichtigem, nimmt manchmal Schweres leicht und Leichtes schwer, tritt oft leicht, gewöhnlich bescheiden und fast schüchtern und unselbständig auf und genießt nur vorübergehend und mäßig.

Ein weiteres Symbol der Art und Weise, wie ein Mensch das Leben auffaßt, liegt in der Trennung und Bindung der einzelnen Buchstaben. Die intuitiven Orientalen trennen ihre Buchstaben, ein unbewußtes Bild davon, daß sie in ihrem Seelenleben jede Idee einzeln, selbständig und als eine Welt in sich zu erfassen vermögen; die deduktiven Occidentalen dagegen verbinden die Buchstaben und oft sogar die Wörter, zum Zeichen, daß ihre Kraft mehr im logischen Verbinden und Aneinanderreihen der gegebenen Ideen als in der Ideenproduktion selbst liegt. — Nach dem früher Gesagten ergibt sich von selber die Bedeutung der Kurven und der eckigen Linien der Handschrift. Die gerade Linie wird ein Symbol von Geradheit, Ehrlichkeit, auch Unbeugsamkeit und Starrheit sein; die Kurve ebenso von Biegsamkeit und Abrundung. Die harmonische, elegante, geschmackvolle Kurve bedeutet Wohlwollen, Nachgeben, Nachsicht, ein koulantes, gewandtes Benehmen,

herrscht auch bei den romanischen Völkern vor. Die eckigen, spitzigen Formen, wie die gerade, starre Linie zeigen Schwerfälligkeit, Unbeugsamkeit, also ein starres und eckiges Wesen an, sie finden sich mehr bei Nordvölkern und in der gotischen Schrift. — Ebenso steht die Richtung der Linien, der Wörter und selbst der Wortteile auf- oder abwärts im Einklang mit dem schon Gesagten über die allgemeine Symbolik der Linien. Eine aufwärtsstrebende ist gleichbedeutend mit Geistesfrische, Unternehmungslust, Freude am Schaffen, ungebrochenem Lebensmut; während die hinabgehende Schrift, und selbst das Hinabfallen nur einzelner Buchstaben das Gegenteil bedeutet. Endlich stellen in schöner Symbolik die großen, manchmal gesucht formreichen Buchstaben das öffentliche Leben mit seinen Ansprüchen und Formen und seinen Konventionen dar, gegenüber den sich auf das häusliche, das Privat- und Familienleben beziehenden kleinen. So waren bei den im Staat aufgehenden Römern alle Buchstaben groß, selbständig, monumental. So wollte Voltaire, der mit frecher Ungeniertheit mit seinen Mitmenschen, Königen oder Fürsten umging, alle großen Buchstaben abschaffen; so schreibt der Deutsche, bei dem Titel so viel gelten, alle Hauptwörter groß.

So ergibt sich die gesamte Symbolik der Handschrift aus so klaren, ungezwungenen, in der ganzen Natur liegenden Konkordanzen, daß man sich nur wundern kann, daß es Leute gibt, die dafür kein Auge und kein Verständnis haben. Man sollte meinen, es verstehe sich von selber, daß eine pünktliche Handschrift Pünktlichkeit, eine schöne und elegante Geschmack, eine feste und starke Festigkeit und Kraft, eine formenreiche geistigen Reichtum andeuten werde, gerade so wie wir jederzeit von einem geschmacklosen oder geschmackvollen, nachlässigen oder sorgfältigen Anzug auf den Charakter des Trägers schließen.

Dazu bedarf es wie zu aller Symbolik nur eines offenen Auges und einer logischen Kombinationsgabe; denn die Eigenschaften des Menschen hängen zusammen und lassen aufeinander schließen. So bedeutet stets eine große Handschrift einer kleinen gegenüber bei sonst günstigen Schriftzeichen eine gewisse Großartigkeit, Selbständigkeit, Zuversicht, freie Geistesbewegung, sicheres Auftreten; eine entschieden kleine einen kleinen Gesichtskreis, manchmal einen pünktlichen, grübelnden, ängstlichen Sinn. So werden Lebhaftigkeit, Nervosität, Aufgeregtheit sehr deutlich an einer bewegten, aufgeregten, lebendigen, mit langen End- und Querstrichen versehenen Handschrift erkannt; Eitelkeit, gewöhnlich mit Empfindlichkeit verbunden, an gezierten, geschmacklosen, meist spiralförmigen Schnörkeln. Formensinn wird sich in reichen und schönen Formen und harmonischen Kurven aussprechen; Kritik dagegen in scharfen, dolchartig zugespitzten Strichen.

Endlich wird selbst das scheinbar unbedeutende, von unpünktlichen Naturen ignorierte und mutwillig vergessene, von den pünktlichen und kleinlichen sorgsam aufgesetzte Tüpfelchen auf dem i, der Punkt, seiner symbolischen Bedeutung nicht entbehren. Es schreibt mancher scheinbar frisch und flott mit mutiger Schrift, aber das herabfallende Pünktlein verrät deutlich, wie müde der Mann und froh, daß seine Aufgabe vollendet ist. Ein anderer will ruhig scheinen, hält an sich; aber die sämtlich voraneilenden i-Tüpfel lassen unschwer die Begierde und die Ungeduld erkennen. Der hoch über der Schrift schwebende Punkt zeigt uns den Idealisten, der kaum sich über den Buchstaben erhebende den nüchternen und prosaischen Menschen; der gewaltige, viereckige, federspaltende eine über das Ziel schießende Energie. So gibt es unter den Frage- oder Ausrufungszeichen und Kommas hitzige oder ruhige, sanfte, unentschlossene,

feine, scharfe, herzhafte, kernige, derbe und massive! Alles menschliche Tun ist symbolisch, und am meisten da, wo er es nicht ahnt.

In der Schrift von primitiven, jetzt noch von der Zivilisation unberührten Völkern, wie der Tataren, Kalmücken, der Battas in Sumatra usw., welche die einfachsten, isolierenden oder einsilbigen, sowie die agglutinierenden Sprachen sprechen, ist die Ähnlichkeit zwischen dieser Schrift und den Schreibversuchen des Kindes auffallend; vor allem in dem gänzlichen Mangel an Bindungen. Diese Völker haben noch keine Systeme, keine Theorien; wenn auch mitunter poetische, schöne, oft wahre Ideen, die sie aber immer einzeln auffassen, ohne sie kritisch vernünftig zu einem das Ganze umfassenden Bau zu verbinden. Ferner sind diese ursprünglichen Völkerschriften stets an dicken, derben, massiven Strichen reich; das bedeutet Derbheit, wuchtige Äußerung des Willens, starke Genußsucht und in Verbindung mit obigem Charakterzug eine kräftige, aber jedem Impuls sich hingebende, rücksichtslos auf ihre jeweilige Idee sich stürzende Natur. Endlich bestehen diese ursprünglichen Völkerschriften aus geraden Linien und sind voll von dolchartigen Strichen und Häkchen, sind eckig und kantig, scharf und spitzig. Auch diese Symbolik trifft gut das Wesen dieser von der Zivilisation noch unberührten, wilden und oft grausamen Völker.

Fassen wir die zwei Hauptgruppen der zivilisierten Menschheit im Orient und Occident nach ihren Schriftformen ins Auge, so finden wir, daß der Orientale als Naturkind und Idealist, als poesiereicher, sich gern in eine Märchenwelt ver-

senkender Träumer, selbst seine Kursivschrift oft gar nicht oder nur wenig bindet, gegenüber dem realistisch angelegten, nüchtern, logisch und praktisch denkenden Europäer, der stets mehr oder weniger gebunden schreibt. Ja, selbst unter diesen letzteren schreibt am wenigsten gebunden der auch dem Orient am nächsten gelegene Grieche und der träumerisch poetische Slave; am meisten dagegen der kühle, praktische Engländer und Amerikaner.

Die gotische Handschrift verrät der lateinischen gegenüber durch ihre schärferen Formen Härte, Derbheit, ein weniger biegsames Wesen, wie auch mehr Materialität darin liegt, daß von je fünfundzwanzig Buchstaben in der Kursivschrift sieben große und elf kleine unter die Linie sich senken, bei der lateinischen nur je zwei und sechs. Die Formen des E und des C besagen deutlich ein Sichbehaglichfühlen im Stoff; die der v, w, r, y, z, 3 einen umständlichen und unpraktischen Sinn, wie es erstaunlich ist, daß sie sich bis in die zeitsparende Gegenwart behauptet haben; die geschlossenen Kurven kommen in der gotischen Schrift viel häufiger vor (R, M, N, W) und deuten auf geringere Mitteilungsgabe und größere Verschlossenheit als die lateinischen Formen; das t drückt bedeutenden Eigensinn in den Ideen aus. Im ganzen und obgleich das s eine sonderbare, das H eine kaum in genügender Verbindung mit der Realität stehende Idealität verraten, ist die gotische Schrift der Ausdruck eines formen- und gedankenreichen, harmonischen, originellen, ernsten Geisteslebens. Die lateinische Schrift dagegen zeichnet sich sofort durch das häufige Vorkommen von schnörkelartigen Formen in den das öffentliche Auftreten charakterisierenden großen Buchstaben (D, E, Z) aus, welche graphologisch die Selbstbewunderung, das offen zur Schau getragene Selbstbewußtsein, die „Pose" bedeuten. Zum Glück sind sie nicht von eckigen Formen begleitet und finden sich nicht bei den kleinen Buchstaben oder im

Privatleben; im übrigen ist die Schrift gefällig, koulant, gar nicht verschlossen, mäßig materiell, wohlwollend, lebhaft; die t- und A-Striche, die in der gotischen nicht vorkommen, entsprechen einem entschlossenen, raschen und gern befehlenden Charakter.

Nicht weniger charakteristisch für seine Volksindividualität ist die Art und Weise, wie der Engländer die lateinische Schrift behandelt. Beim ersten Blick fallen die eckigen, spitzigen Formen auf, womit er sich der gotischen Schrift nähert und, dem englischen Charakter entsprechend, ein steiferes, härteres, rücksichtsloseres Benehmen kundgibt, als etwa der Franzose. Seine Linien sind durchaus gerade, seine Formen oft auch Zeichen eines starken, festen, kalten Willens; die Buchstaben nicht zusammengedrückt, denn der Engländer ist meistens mit sich selbst zufrieden; dagegen fängt er hoch oben an, füllt die Seite ganz, ohne einen weißen Rand zu lassen, und schreibt sogar manchmal gekreuzt, denn er ist sparsam. Bei dem M ist der erste Strich höher als die anderen, die aristokratische und anderen gegenüber stolze Haltung verratend, die bei den Engländern sprichwörtlich geworden ist; aber kein Wort hört, wie so oft bei dem schlauen Italiener, mit unleserlichen, spitzigen Strichen auf, denn der Engländer ist offen, ehrlich, geradeaus; die oft keulenartig und schwertförmig aufhörenden Formen besagen Kampflust und die derben Ausdrücke eines starken Willens, die gleiche Höhe der Buchstaben und ihre Regelmäßigkeit eine beharrliche und nicht empfindsame Natur. Daß aber die ganze Schrift selbst in den Verbindungen mit einem sehr deutlichen Druck geschrieben ist und nirgends lange, leichte Endstriche zwecklos herumfliegen, sagt deutlich, daß es dem Engländer Ernst ist mit allem, was er tut, und daß bei allen seinen Fehlern man ihm jedenfalls nicht Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit vorwerfen kann. Daß

endlich die Handschriften der Engländer denen der Franzosen oder Deutschen gegenüber eine weit größere Familienähnlichkeit haben, ist für das so abgeschlossene, so scharf gezeichnete und bei allen Engländern so gleichförmig anzutreffende englische Wesen sehr bezeichnend.

Interessant ist es, wie die Formen der Handschrift der verschiedenen Völker mit ihrer Architektur zusammenhängen, so daß man letztere eine steinerne Nationalschrift nennen könnte; ein Zusammenhang, der einen weiteren Beweis für die Symbolik der Handschrift liefert. Es bezweifelt wohl niemand, daß die verschiedenen Stile der Architektur in Beziehung zum geistigen Leben der betreffenden Völker stehen; vielmehr ist für jeden Gebildeten die gotische Kathedrale sowohl Symbol als Produkt des germanischen, ebenso der Parthenon des griechischen, das Kolosseum oder der Triumphbogen des Titus des römischen Geistes usw. — Beginnen wir mit den Ägyptern, so waren bei ihnen Architektur und Schrift vereinigt, nicht nur insofern, als alle Wände, Pfeiler und Säulen mit hieroglyphischer Schrift bedeckt waren, sondern weil die kuhköpfige Isis oder der sperberköpfige Horus, die Sphinx und die Lotosblume, der Obelisk und die Pyramide zugleich architektonisches Bild und Schriftzeichen waren. Hier haben wir also eine gemeinsame Wurzel, aus der Architektur und Schrift divergierend sich entfaltet haben. Daß eine solche Identität bei den praktischen Ansprüchen an eine Kursivschrift im Laufe der Zeiten nicht durchführbar blieb, versteht sich von selbst; dennoch vergegenwärtigt uns die viereckige, hebräische Monumentalschrift die platten Dächer und viereckigen Bauten des Orients; das Sanskrit mit seiner schweren Barre oben, seinen massiven, im viereckigen Rahmen sich bewegenden Buchstaben mit schlangenförmigen Windungen nach unten (graphologisch hohe, über der

Erde schwebende Idealität einerseits und derbe Sinnlichkeit andererseits anzeigend), erinnert sofort an die Fassade des Felsentempels in Elephanta mit seinen sinuösen Götzenbildern; die elegante langgestreckte Schrift des Arabers aber, aus der schlanke Zeichen wie Speere emporragen, bietet das Bild einer von fern gesehenen arabischen Stadt mit ihren zierlichen, spitzigen Minarets. Auch kommen Formen der Architektur vor, bei denen die ursprünglich aus der Architektur entstandene Schrift wieder zur Architektur wird und mit ihr verschmilzt. So in der maurischen Bauart, wo, wie in der Alhambra, die Formen der Schrift zu den zierlichsten Arabesken sich gestalten und mancher Spruch des Korans zu einem schönen Ornament wird.

Ebenso stellt uns die nicht horizontal sondern vertikal geschriebene, verschnörkelte, bizarre, aus lauter gebrochenen, wie kleine Zöpfchen herumfliegenden Linien bestehende Schrift der Chinesen ihre in aufeinander gesetzten Pavillons gebauten Tempel dar, von denen der bekannte Porzellanturm in Nanking den Typus repräsentiert, und auffallend ist hier die stetige Wiederholung der gleichen Grundform λ in Architektur und Schrift.

Auch bei den Völkern des Occidents ist der Parallelismus zwischen Architektur und Schrift einleuchtend. Bei den Lateinern bewegen sich beide durchaus in der geraden Linie und im Rundbogen. So stimmen die römischen Buchstaben O, C, D, P und die späteren romanischen m, n, k, d, s mit der römischen Architektur und mit der Profilierung des Kapitäls oder Gesimses überein. Auch später erinnert manche französische Handschrift mit ihren Fiorituren und Schnörkeln an eine Fassade von Bernini oder an ein Rokokomöbel. — Daß die gotische Schrift mit der gotischen Architektur einen gemeinsamen geistigen Grund hat, beweist der Name selbst; die Ähnlichkeit in den

Formen beider ist zu einleuchtend, als daß sie einer Erklärung bedürfte.

Eine zweite gleichfalls bedeutende Leistung der menschlichen Hand ist die Architektur, mit der wir die Handschrift verglichen. Wie alle Kunst ist auch sie eine äußere und sichtbare Offenbarung eines Inneren und Unsichtbaren.

Symbolisch ist die Säule, diese schöne Steinfigur, diese prächtige Ichheit und Individualität, aus den zwei großen Gedanken der vertikalen Linie und des Kreises entstanden, mit festem, würfelförmigem, die Welt bedeutendem Fuß, mit dem schönen, geschmückten Kopf, mit der absoluten Zweckmäßigkeit des Tragens. Denn nur das ist schön, was einen Zweck hat und ihn erfüllt. Symbolisch sind der eckige, derbe Pfeiler, die imposante, beruhigende Fläche, das ideale, kühne Gewölbe, der in sich selbst zufriedene römische Vollbogen, das sehnende Ogiv, der mystische maurische Bogen. Das Äußere jedes Baues soll mir sagen, wer darin wohnt, was dieser Bewohner ist, was er tut, was er liebt; ein Kloster gebaut wie ein Theater, ein bürgerliches Haus wie eine Festung, und eine Kirche wie eine Kaserne, wären Absurditäten. Warum? — Weil die Architektur physiognomische Kunst ist. — Was sind das Wohnhaus, die Kaserne und der Palast, die Burg und der Tempel anders als die steinerne Schale, die Muschel eines Bewohners, das Gehäuse einer Idee, die selbst als Ruine uns immer noch geistig anregt und von längst verstorbenen Insassen, von dahingeschwundenen Menschen und Göttern erzählt. Treffend sagt Schopenhauer: „Der Geist einer Zeit erteilt ihr auch die äußere Physiognomie. Den Grundbaß zu dieser spielt stets die jedesmalige Bauart:

nach ihr richten sich zunächst alle Ornamente, Gefäße, Möbel, Geräte aller Art und endlich selbst die Kleidung, nebst der Art Haar und Bart zu stutzen." (Zur Metaphysik des Schönen. S. 238.)

Über diese Baukunst und alle Künste besitzen wir heutzutage Lehr- und Handbücher, die uns genau sagen, wie die Inder und die Perser und die Griechen es gemacht haben, und wie sie es hätten machen sollen. Aber es ist stets gewagt, die Kunst eines fremden Volks zu beurteilen und sie mit modernem Maßstab zu messen. Kunst ist, wie Religion, ein unmittelbares Produkt, ein Aussprechen des innersten Lebens und als solches eine Überzeugung, ein Festes und ein Sicheres. Wie wir nicht wissen, noch je wissen werden, wie Gott und die Welt sich in den Köpfen und Herzen der Ägypter oder der alten Skandinavier ausnahmen, — wäre es doch jetzt äußerst schwierig, festzustellen, was das deutsche Volk sich beim Vaterunser denkt, oder wie es sich die Gottheit vorstellt — so werden wir auch nie wissen, warum die Kunst jener Völker eben die und keine andere war. Warum der Ägypter an seinen Hieroglyphen, Obelisken, Göttern mit Tierköpfen, kurz, an seiner großartigen Symbolik der Ewigkeit unwandelbar festhielt, wußte nur er, und gesagt hat er es nicht. Daß es nicht, wie mancher Ästhetiker behauptet, Unfähigkeit war, sich eine andere Kunst, oder nach unseren Begriffen höhere Typen der Gottheit zu erdenken, erhellt daraus, daß er bei den Persern, Assyrern und Griechen, mit denen er in häufige Berührung kam, sich eine Fülle von anderen, nach unserer Ansicht höheren Formen hätte holen können. Aber er wollte nicht und hätte, wie über andere, so auch über unsere moderne Kunst überlegen gelächelt. Von der Sphinx, diesem ältesten Denkmal seiner Kunst, schreibt ein Reisender: „Das Gesicht mit der prächtigen Kurve der Augenbrauen besitzt einen

unvergleichlichen Ausdruck der Melancholie in der Majestät.“ Die Insel Philä in den blauen Fluten des Nil, von den Arabern „Wonne des Lebens“ genannt, wie ein grüner Smaragd im goldenen Sand der Wüste gefaßt, die Ufer von duftenden Mimosen beschattet, oben die prächtigen Tempel aus rosafarbigem Granit mit ihren Lotossäulen, von Palmen umgeben, bietet eine unübertroffene Harmonie der Architektur und der Natur. Hier taugten St. Peter oder der Cölner Dom nichts. Jede Kunst ist schön an ihrem Platz und zu ihrer Zeit. Doch sollen wir uns auch nicht von der Tradition und der Konvention in der Kunst zu gedankenloser Bewunderung jeder beliebigen süßlichen Madonna oder so manchen Doms oder sonstigen Bauwerks bewegen lassen, an dem nichts Merkwürdiges, als daß es zwei- bis dreitausend Kubikmeter Mauerwerk enthält — ein verunglückter Versuch des Erbauers, mit Stein und Mörtel etwas zu sagen, was ihm selber nicht klar war.

Traurig ist es, daß aus unserer modernen Welt- und Gottesanschauung, aus unserer Religion und Theologie kein Tempel mehr entsteht. Nur noch Schutt und Trümmer, zerschlagene Säulen, zerbrochene Altäre, oder im besten Fall Kopien.

Auch in der Architektur, wie in allem Wahren und Großen und Schönen, sind die Mittel einfach: Lehm, das erste beste Gestein und Baumstämme, nach den so einfachen Grundlinien geordnet, die wir vorhin kennen gelernt haben! Auch hier sind am wichtigsten die vertikale und die horizontale Linie, ferner die eckigen oder die Winkel, und endlich die Kurven. Weithin dehnen sich in flachen Horizontalen die besitzanzeigenden Paläste von Versailles, die breiten, praktischen Kasernen und die an die Erde sich anklammernden, in die Erde sich einwühlenden Festungslinien; sie sind das Reale, die Basis, die

Grundlage. Hoch in die Lüfte erhebt sich steil, senkrecht, vertikal das stolze Schloß; der gotische, aus zwei schiefen Linien, wie aus emporgestreckten Armen, gebildete Turm strebt gen Himmel wie ein Gebet, während die starke Burg mit Zinnen wie Felszacken sich verschließt. Und der trotzige, weithin schauende Turm, der aus schmalen Schießscharten wie aus zugekniffenen Augen mit eisernen Wimpern ins Thal hinab späht und das Banner in die Höhe hält, das ist der Ritter selber. Aber tief in der Erde, in der Finsternis, steckt der Kerker, ein „de profundis clamo". — Und so redet die Kaserne mit ihren dreihundert gleichen Fenstern und ödem, großem Hof von der Einförmigkeit und von der Vielheit; die Einfahrt in die riesigen Glas- und Eisengewölbe unserer Bahnhöfe sieht aus wie der Rachen eines unaufhörlich lange Züge verschlingenden und wieder ausspeienden Ungeheuers. — Aus dem einfachen, viereckigen Fenster schaut der einfache Bürger heraus; weither über den von einem Pfeiler zum anderen fest und sicher sich schwingenden Rundbogen führt der Römer sein Wasser und baut mit derselben Form seine Amphitheater und seine Brücken. Der ideale Germane liebt die wie zum Gebet gefaltete Hände aufstrebende Ogive, und der poetische Araber den märchenhaften, maurischen Bogen, um den geheimnisvolle Schrift sich als Arabeske windet.

Die zwei Themata und Grundgedanken der Baukunst können auf Erden wie einst im Himmel nur das Haus des Menschen und das Haus Gottes sein, die Wohnung dieser zwei großen Ichheiten. Das Wohnhaus ist der ewige Typus aller Architektur. Wie Gott, obgleich überall gegenwärtig, sich auf Erden einen Platz und eine Wohnung auswählt, von dem Er spricht: „Sie sollen mir ein Heiligtum machen, daß ich unter ihnen wohne" (2. Mose 25, 8) — ein Abbild davon, daß er selbst im Himmel einen Tempel hat (Offenb. 11, 19) — so

und deshalb hat der Menſch einen Wohnort, eine Wohnung; zugleich tiefes Sinnbild davon, daß jedes Geſchöpf, jeder Geiſt und jeder Engel, kraft des göttlichen und des Naturrechts, ſeine Heimat und ſein Vaterland in Gottes unendlichem Weltall hat, ſeinen Ort und Platz, der ihm gehört, und den es in den Himmeln der Himmel beſitzen darf, um darauf und darin ewig ſeßhaft zu ſein. „In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen.“ Satan aber und ſeine Engel haben „ihre eigene Wohnung verlaſſen“ (Jud. 6) und wandeln ruhelos auf Erden hin und her (Hiob 1, 8), bis der feurige Pfuhl ihnen zum ewigen Wohnort angewieſen wird. Und die gefallenen Geiſter ſuchen ſich Menſchenleiber, oder doch Schweine, um in der Lehmhülle ein wenig ihre nackten Seelen vor dem Gewitter Gottes zu ſchützen. Und kaum hauſen ſie darin, ſo müſſen ſie mit unwillkürlicher Wut auch dieſe ihre Behauſung zerſtören und vernichten, denn Hölle iſt Widerſpruch und Selbſtmord; und jedes Wohnrecht iſt ihnen abgeſprochen worden. Weil einſt der Menſch aus dem Paradies ausgeſtoßen wurde, mußte der Menſchenſohn auch dieſen Fluch tragen, auf Erden keine Wohnung zu haben und keinen Platz, da er ſein Haupt hinlegte. Einſt werden das Haus des Menſchen und das Haus Gottes im himmliſchen Jeruſalem, in dieſer Hütte Gottes, darin er bei uns, bei den Menſchen wohnen wird, zu einem und demſelben werden (Off. 21, 3 und 21, 22).

Von der Wohnung geht die Baukunſt aus. Ein Obdach will zuerſt der Menſch. Doch ſchon im Einfachſten liegen die Keime des Großen. Der ſteinerne, urſprünglich aus zwei Pfeilern und darauf gelegter Platte beſtehende Schutzbau, wie er ſich in der Sanskrit-Schrift abſpiegelt, enthält ſchon die ganze quadratiſche Architektur des Parthenons; die koniſche Hütte dagegen, das Wigwam, aus jungen, biegſamen, zuſammen-

gebogenen und gebundenen Stämmen, ist schon die gotische Ogive. Schön ist's, wie beim ersten die steinernen Pfeiler, sowohl aus praktischen Gründen als auch aus Schönheitssinn, zu runden, nach oben sich verjüngenden Säulen werden. Um die häßlichen Regenspuren zu verdecken, wurden sie kannelliert; damit sie nicht in den Boden einsinken, wird ihnen ein viereckiger Sockel unterschoben, und damit sie oben nicht abbröckeln, ein Kapitäl aufgesetzt. Weil Steinplatten aber nur in mäßiger Größe zu erhalten sind, bleiben die Säulen enggedrängt, um den ebenfalls aus Platten gebildeten Giebel zu tragen. Dann wird der fertige Bau nach und nach ausgeschmückt; die Blumengewinde um das Kapitäl, die Schädel der geopferten Pferde mit Laub- oder wollenem Gewind verbunden, werden bleibend in Stein gehauen, und so entsteht aus einer Stilisierung und Durchgeistung des Gegebenen und Zweckmäßigen der prächtige griechische Tempel. Ebenso entwickelt sich in der Gotik auf anderem Wege das natürlich Gegebene zur höchsten Baukunst hinauf. Anstatt eines biegsamen Stämmchens werden drei, fünf und mehr fest zusammengebunden; oben einige nach rechts, andere nach links gebogen, und es entstehen die Schiffe und Säulengänge; auch hier werden die bindenden Stricke zuerst mit verschiedenem Laub verdeckt und dieses später in Stein gemeißelt, wobei die mehr an das Gemüt appellierende Gotik ursprünglich aus Holz baute, und ihre Pflanzen und Tiere nicht stiliſiert, sondern naturalistisch auffaßte.

Indessen entwickelt sich auch die Wohnung; es sondern sich die Begriffe, Herd, Wohnen, Schlafen; Tür und Fenster, Dach und Kamin treten deutlich hervor. Der Bau gliedert sich, denn das Haus ist ein seßhafter Organismus. Oder richtiger gesagt, es ist ein Bild des darin wohnenden Menschen und soll schon, wie die Erde, die großen Grundgedanken dieses Organismus

wiedergeben. Der Arme und Beine bedarf es nicht, wohl aber soll es ein Gesicht haben, eine Tendenz, soll irgendwo hinsehen, wie es auch eine Stirne oder Front, einen Hut oder ein Dach, ein Vorne und einen Rücken und zwei Seiten haben soll. Deutlich entspricht die Halle, der große Wohnraum, von wo aus sich gemütliche Wärme verbreitet, dem Herzen; die Lungen sind der luftige Anbau, Altane, Verandas; zu den Fenstern, seinen Augen, schaut das Haus heraus. Dem Kopf entspricht manchmal das Arbeitszimmer; die Küche aber dem Magen. Und ihren eigenen Charakter haben diese Teile; die weitherzige, durch ein großes Tor aufnehmende, gastfreundliche Halle, das flüsternde, schmollende oder liebkosende Boudoir, der hinausspähende, neugierige Erker, die ernste, schweigsame Bibliothek, wo die Geister großer Toten hausen; die Fenster, bald schmal hinter eisernem Gitter argwöhnisch auflauernd, bald sonnig hell einen anschauend; und wie ein Schlapphut, ein Mantel, ein Schild, nimmt sich das schützende, über das Ganze seine Flügel ausbreitende Dach aus.

Je mehr das Haus sich diesem Ideal, dem menschlichen Bau, zweckmäßig und der jeweiligen Individualität des Bewohners angepaßt, nähert, desto schöner; denn schön, weil wahr, ist immer das Zweckmäßige. Und höchst anziehend wird auch dieser zweckmäßige Bau dadurch, daß er sowohl nach seinem der Natur des Ortes entnommenen Material, als auch in der Anlage dem Terrain sich anpaßt. Auch der ehrwürdigen Sitte, dieser kristallisierten Symbolik, Rechnung tragend, bietet er uns ein tiefsinniges Bild davon, wie seine Seele, der darin wohnende Mensch, auch aus Natur und Sitte, aus seinem Volk herausgewachsen ist.

Durch solche Symbolik und Sprache erfreuen uns das gemütliche Schwarzwälderhaus und der aus vielen Fenstern so

hell schauende Berner Meierhof an schützender Halde, wie er so breit und behäbig unter seinem weiten, warmen, nach der Wetterseite tiefer herunterhängenden Strohdach, mit dem großen, saftigen, sorgfältig aufgebauten Düngerhaufen, von üppigen Obstbäumen umgeben, dasteht, ein Bild, triefend von Milch und Fruchtbarkeit, in prächtigem Einklang mit dem breitschulterigen Besitzer und der stämmigen Bäuerin, die stolzig davorstehen. Ein kräftiger Gegensatz zu den zweifelhaften Mietvillas im besuchten Badeort, die wie gefallsüchtige Mädchen auf einem Jahrmarkt, keck auf einem Vorsprung aufgepflanzt, schon von weitem aus allerlei großen und kleinen Augen nach den vier oder acht Weltgegenden lugen, ob keiner kommt; anstatt eines brauchbaren, ehrlichen Huts mit Fetzen schief aufgesetzter Dächlein bedeckt, anstatt der Maschen und Bänder mit Erkerchen und Türmchen geschmückt, in die kein Mensch hineinsteigen kann noch mag.

Wie hübsch drückt sich in dem Haus und besonders in dem stets individuelleren Landhaus der Charakter der verschiedenen Völker aus!

Würfelförmig, hart, in der Sonne erglühend, steht auf weiter Fläche, wie eine kleine Festung mit nur schmalen Gucklöchern, blendend weiß, das steinerne Haus des harten, grausamen, mißtrauischen Arabers und ebenso das des ihm so ähnlichen Spaniers.

Anders das englische cottage, shooting-box, lodge-mansion, castle, in solidem normännisch-gotischem Stil, durchaus komfortabel, meist etwas kirchlich und zugleich burgartig; es zeigt den starken, abgeschlossenen, geldbesitzenden, klerikaladelig angehauchten Engländer, wobei die niedrigen „turrets“ auf eine Idealität weisen, die Mühe hat, sich vom praktischen Boden emporzuschwingen.

Hell und frisch und heiter schaut dagegen ins Tal hinab das Chalet des Tirolers und des Schweizers. Es tobt der Sturm, und es stürzt die Lawine; doch er jodelt fröhlich und jauchzt: Ich bin vom Berg der Hirtenknab'!

Demütiger baut sich die niedrige, russische Isba des armen Mujiks auf, mit kleiner Tür und einem taschentuchgroßen Fenster, auf der weiten, oft acht Monate unter Schnee begrabenen russischen Ebene. Ein Tisch mit dem unvermeidlichen Samovar, stets heißen Ziegeltee spendend, eine Bank und ein Ofen, auf dem die ganze Familie schläft, das ist des Mujiks Hab und Gut. „Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit," spricht er ergeben.

Wie verschieden die italienische Villa! Wie eine junge Frau im Morgenanzug und Gartenhut, lustig und froh, ohne Toilette steht sie da im nachlässig schönen, von einzelnen Statuen belebten, sonst üppig überwucherten Garten; ein Bild der ungenierten villegiatura und der beliebten conversazione.

Praktischer ist das französische Landhaus, zweckmäßig, bescheiden, bürgerlich, sauber und schmucklos, aber solid, mitten im pünktlichen, geradlinigen, stets einigermaßen nach Nutznießung angelegten Garten, où le bourgeois retiré plante ses choux.

Die an der Felsenklippe aus hartem, schwärzlichem Feuerstein gebaute Fischerhütte der Normandie guckt unter ihrem bis auf den Boden sich senkenden Dach, aus ihren kleinen, aus einer einzigen Scheibe bestehenden, wegen des immerwährenden Weststurmes eingemauerten Fensterlein geradeso hervor, wie ihr wettergebräunter Bewohner unter seinem Südwester aus zugekniffenen, scharfen Augen.

Die immer mehr sich selbständig in der Wahl ihrer Architektur und Stilart gebärdende, immer kosmopolitischer werdende Villa ist ein moderner Gedanke. Zur Zopf- und Puderzeit

hatten wohl England und Frankreich, Deutschland und Italien ihre Landhäuser, aber nach einem einförmigen Typus, von dem selten abgewichen wurde. Heute haben wir wahre Musterkarten von Villas, importiert und imitiert, die sonderbare und die langweilige, die hochmütige und die protzige, die behagliche und bescheidene, die ländliche und die Salon- und Gesellschaftsvilla; und es ist eine hübsche psychologische Studie, aus ihren Eingängen und Toren, Gittern und Gartenzäunen, Statuen und Felspartien, Springbrunnen, Glaskugeln und porzellanenen Rehen und Hasen, Charakter, Gemüt und Intelligenz des Besitzers zu ergründen, wobei freilich Fehlschlüsse nicht ausgeschlossen sind. Mancher höchst friedfertige Bürger hat eine merkwürdige Vorliebe für drohende Zinnen, und mancher Millionär läßt sich einen geschmackvollen Bau aufführen, der seine Schönheit dem Kunstsinn seines Architekten verdankt.

Diese ganze Architektur redet, predigt, schreit, spottet, lächelt, kokettiert, scherzt und droht. Denn Baukunst und Rede sind innigst verwandt, daher alle Sprachen vom „Satzbau" und vom „Stil" reden. Wie ist das Schreiben dem Bauen so ähnlich! Aus den Steinschichten des allgemeinen Denkens muß der Schriftsteller die einzelne Idee mühsam herausbauen, daß sie da, für sich gestaltet, liege; muß sie mit manchem Besinnen und Bedenken, oft mit einem inneren Zagen, ob der Stein haltbar, dauerhaft sei, auf den Bauplatz schleppen; muß sie dann nach eigenem Stil aufbauen und in den Bauplan einfügen, und dazu sie mit anderen durch den Mörtel und Zement der Deduktion, des logischen Gedankengangs verbinden. — Le style, c'est l'homme (Buffon). Und die Baukunst der Völker, das ist ihre Rede, in Stein gehauen, ein granitner Stil.

Groß an den Alten war es, daß sie die Baukunst, wie ihre Kunst überhaupt, der Gottheit weihten. Tempel vor allem

hat die Menschheit jahrtausendelang gebaut und sie mit allem Fleiß geschmückt; daneben Paläste für den Stellvertreter der Gottheit und des Gesetzes, den König; endlich starke Burgfesten gegen den Feind. Manchmal wurden die drei zu einem vereinigt, so in den stolzen Bauten von Chorsabad, die auf weiten, künstlichen Terrassen, hoch über jede Überschwemmung erhaben, aus der Ferne wie ein Felsenberg über die unabsehbare, wohlbebaute, trefflich kanalisierte Ebene Mesopotamiens ragten. Und selbst in Rom ist noch das Privathaus Nebensache und geht, wie der einzelne in dem Staat, in dem Begriff der Stadt, (Civitas) auf. Auch im Mittelalter sind die Paläste von Genua und Florenz und die Patrizierhäuser Nürnbergs organische Teile der echten, von festen Mauern umgebenen, nahezu viereckigen, mit symmetrisch gestellten Toren versehenen Stadt; mit einem Herzen, dem Dom und der Kathedrale, mit einem Kopf, dem Haus des Rats. Symbolisch für unsere Zeit und ihre Soziologie ist die aufgelöste, form- und planlose, von keinen Mauern mehr zusammengehaltene Stadt, in noch charakterlosere, erst in der Kristallisation begriffene Vorstädte auslaufend, wo, wie im Sumpf Wasser und Festland, so Land und Stadt noch miteinander ringen.

Im Tempel, in diesem sichtbaren Symbol der Anbetung eines nie gesehenen, stets geahnten Gottes, gelangen erst die Grundanschauungen der Architektur zur vollen Geltung. Wie großartig ernst die ungeheure Tempelhalle zu Karnak! wo riesige granitene Säulen mit Lotoskapitälen, bedeckt mit scharfgehauenen Hieroglyphen, die weite Decke tragen, ein würdiges Bild der Anbetung dieses so symbolischen sub specie aeternitatis lebenden Volks. Dann kamen die heiteren Griechen, die kräftigen Römer und die idealistischen Germanen und prägten in ihren Tempeln ihr geistiges Leben ab. Denn die aus Nord-

frankreich entstammende Gotik schufen dort germanische Stämme, wie selbst in Italien zwei deutsche Meister, Heinrich von Gmünd und Johann von Gratz den Mailänder Dom bauten und ein anderer Deutscher die erste gotische Kirche (zu Assisi). (Lübke, Kunstgeschichte II. S. 35.)

So sind der klassische Tempel und die gotische Kirche mit dem organisch mit ihnen verbundenen Gottesdienst Ausdrücke der zwei Grundrichtungen des Lebens, der klassischen und der romantischen, des lebensfrohen Heidentums und des kreuztragenden Christentums. Obiger Symbolik der Grundlinien entsprechend, bewegen sich die Tempel der Heiden in der Horizontalen, die Kirche Christi aber in der Vertikalen; das Sehnen der Gemeinde hat den Kirchturm und die Kathedrale erzeugt mit ihrer Symbolik, stets in der Gestalt des Kreuzes gebaut, dreiteilig zur Ehre der Dreieinigkeit, mit dem Chor als Allerheiligsten, oft zur Seite geneigt (so immer in der Bretagne) als Darstellung des Hauptes Christi am Kreuz.

Der Typus des Hauses wie des Tempels ist das vom Dreieck überragte Viereck; denn auch das Haus soll Tempel sein. Bei der gotischen Kirche aber sinkt immer mehr der Würfel in den Boden; sie gibt das Irdische auf und spitzt sich zu einem sehnsuchtsvollen, immer schlanker, höher gen Himmel gerichteten Dreieck zu.

Der Parthenon aus Marmor steht hell beleuchtet, weithin sichtbar auf einem Berg; weite Säulenhallen, prachtvoll geschmückte Tore laden zum Eintritt ein; weißgekleidete, blumenbekränzte Mädchen und Jünglinge steigen singend, schöne Gaben bringend zum Tempel, darin Jubelchöre ertönen; die Wände starren von Gold und Juwelen, und im halbdunkeln Hintergrund erhebt sich majestätisch der olympische Jupiter, oder die Minerva von Athen, ein Wunder der Kunst, wohl ein Bild der

Gottheit, aber im Grunde doch nur eine Verherrlichung der eigenen Menschengestalt. Und darüber erstreckt sich eine buntgemalte, flache Decke, ein blauer Himmel von Lapislazuli mit goldenen Sternen. Aber durchaus fehlt der himmelanstrebende Turm; denn die Blicke dieser Völker blieben an der von ihnen mit starker Hand erfaßten Erde haften, und selbst ihre Götter wohnten auf irdischem Berg, dem Olymp.

Anders die gotische Kathedrale! Aus dunkeln Gassen, auf engem Marktplatz, umtobt vom Gewühl des alltäglichen, mühsamen Lebens voll Schweiß und Sorgen, oft im Tal, erhebt sie sich zwar mächtig, aber für die Vorübergehenden und selbst für die, die täglich um sie verkehren, ist sie ein ernster, strenger, ja düsterer Bau; der Stoff graues Gestein, der Eingang schmal und niedrig, zu ebener Erde. Ihre Augen, ihre Fenster, sind durch trübe Bilder des Leids verschleiert, mit Bleistäben zusammengehalten. Von ihrem engen, niedrigen Standpunkt unten und rings um die Kirche erkennen die Außenstehenden nicht die Grundform, sehen nur ein unklares, unpraktisch scheinendes Durcheinander von Strebebögen und Stützpfeilern; der herrliche Turm, die Krönung des Ganzen, bleibt ihnen in der Verkürzung nahezu verborgen. Tritt man ein durch die enge Pforte, so ist es auch drinnen anders als im Tempel der fröhlichen Menge. Einsamkeit herrscht unter den hohen, ernsten Gewölben, kaum hört man noch das Lebensgewühl draußen rauschen, und es ist als käme man in eine andere Welt, voll Friedens und inneren Lebens. Wohl ist der Boden mit Gräbern besät, wohl sind die Wände kahl, schweigsam; wohl erhebt sich statt eines blühenden Apollos in der Mitte eine leidende Kreuzgestalt, ja die ganze Kathedrale ist nur ein großes Kreuz; aber wunderbare Lichtstrahlen, wie's deren in der äußeren Welt keine gibt, bringen sanft durch die von außen unverständlichen, von

innen so schönen, vielfarbigen Augen bis ins Herz, in den Chor, und dort enthüllen sie sich als göttliche Gedanken voll Liebe und Verklärung, da wo alles schön zur Einheit, zur Innigkeit sich verbindet. Nicht tragen hier stolze Säulen allein, jede für sich, ihre Last; vereinigt, verbunden streben sie immer weiter hinauf. Durch die Reihe der Gewölbrippen gelangt man wie durch emporgehaltene, ineinander geschlungene Hände der noch streitenden Gemeinde hindurch in den schöneren Chor, wo sie, zur einigen Anbetung verbunden, die preisende himmlische und siegreiche Kirche darstellen. Selten erschallt in diesen feierlichen Hallen Jubelgesang; aber wie ein Balsam für wunde Herzen ertönen, die Seelen mit hinaufziehend, flehende Stimmen: „Kyrie eleison!“ Christe, gib uns den Frieden! und manchmal auch ein jauchzendes Halleluja! — Und so hoch auch die Säulen sich erheben, so werden sie doch nicht abgeschnitten von einer flachen Decke, und es ahnt und weiß der Geist, daß jenseits der Gewölbe, die sein Schauen begrenzen, über diese Höhe noch sich das Schönste bis in den Himmel erhebt, der mächtige, freie, schlanke, auf alle Dächer der niederen, sorgenerfüllten Häuser herabsehende, allen Angriffen und Berührungen der Menge entrückte Turm. Wohl haben alle Stütz- und Strebepfeiler mithelfen müssen, wohl war die Kreuzgestalt notwendig zu seiner Errichtung, doch hier merkt man nichts mehr von Stützen noch Kreuz: als ein einziges Ganzes strebt er, immer inniger in sich geschlossen, von herrlichen Kränzen umgeben, in Luft und Licht über den Nebel der dunkeln Straßen immer höher hinauf, bis er aufgeht in die jauchzende Kreuzblume, in die ewige Rose der Seligen.

Gehen wir zu den plastischen Künsten, zur Malerei, denn auch der Maler spricht von plastischer Darstellung, und zur Skulptur über. Auf diesem ungeheuern Gebiet der Kunstsymbolik auch nur das Größte einzeln zu besprechen, geht hier begreiflicherweise nicht an. Begnügen wir uns mit der Fixierung einiger Begriffe.

Was ist Kunst überhaupt? Im Grund genommen alles menschliche Tun und Treiben, wie alles natürliche und übernatürliche Tun göttlich ist. Die Natur ist die Schöpfung Gottes; die Kunst die Schöpfung des Menschen. Daß die Kunst Symbolk ist, braucht nicht bewiesen zu werden, das liegt schon im Wort „Bild", wie im Ausdruck: „darstellende" Kunst. Jede Statue ist ein Symbol eines Wesens nach irgend einer Seite hin; das Individuum selbst will sie nicht sein, hat weder Fleisch noch Blut, wie es nie marmorne Weiber, noch bronzene Männer gab.

Vor allem ist aber die Kunst die Symbolik des Künstlers. Gott, der da spricht: „Ich bin, der ich bin," ist der größte Künstler. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, die Prinzipien eines jeden Baumblatts, eines jeden Sandkorns so deutlich, so plastisch darin zu offenbaren, daß sie zu Miniaturbildern der Gottheit geworden wären. Aber diese offene und völlige Offenbarung hätte hienieden uns schwache, unselbständige und unsichere Menschen so überwältigt, so betäubt, daß wir nimmermehr zur Offenbarung der eigenen Individualität gekommen wären, welche auch keinen Platz mehr in solcher Schöpfung gefunden hätte. Deshalb hat Gott seine Natur uns als einen harmonischen, reichen, aber geistig mehr Ton in Ton gehaltenen Hintergrund geschenkt, auf dem wir unser eigenes Porträt anbringen können.

Die erste Kunsttat der Seele, sobald sie vom Himmel auf die Erde fällt, ist die Erzeugung eines Leibes, unter Mitwirkung der Mutter, eines Symbols und plastischen Bildes ihrer Individualität, und zwar eines Leibes, der von allen anderen von Anfang der Welt an gewesenen sich unterscheidet.

Ebenso ist ihr erster Versuch in der Tonkunst die Bildung einer Stimme, einer ihr eigentümlichen und individuellen Art zu schreien, zu weinen, zu lachen und später zu reden. Wunderbar, daß 1500 Millionen Menschen auf 1500 Millionen verschiedene Arten a, e, i, o, u aussprechen!

Ist dann das Kind mit seinen ersten, bedeutsamen, keineswegs leichten Kunsttaten fertig, — und welche Mutter wüßte nicht, was für eine Freude ihr Kindlein an diesem seinem ersten Kunstprodukt hat, an seinem Körperlein, an den Händchen und noch mehr an den Füßchen, die es, weil weiter entfernt, schon objektiver auffaßt — so tritt bald in ihm das bewußte Bedürfnis, Kunst zu treiben, auf.

Zwei Stück Baumrinde oder Steinplatten gegeneinander aufstellen, um darunter sich vor dem Sturm zu schützen, mit einer Kohle dem Schattenprofil eines Menschen an der Wand nachfahren: das sind die Anfänge der Kunst. Der Garten dem Wald, das Haus der Höhle, die Waffe dem Stein oder dem Baumast gegenüber, das ist schon Kunst.

Aus dem Geschmack, dieser merkwürdigen, so absolut individuellen Eigenschaft der Seele entsteht die Kunst, und die eigentliche Kunst unterscheidet sich vom übrigen, einen praktischen Zweck verfolgenden Tun des Menschen dadurch, daß sie keinen anderen hat, als dem Geschmack zu genügen. Daraus erklären sich ihre Mannigfaltigkeit, ihre Veränderlichkeit und ihre Wunderlichkeit; deshalb schmückte ein Pfahlbauer seinen Topf anders als ein anderer. Die Kunst eines Volks oder einer Zeit ist der Aus-

druck deſſen, was es oder ſie liebte, woran ſie ſich freute, was für ſie das Schöne war. Sie gewährt uns einen Einblick in die Seele jenes Volks und jener Zeit und iſt deshalb ſo intereſſant.

Kunſt beſteht alſo darin, daß der Menſch allgemeine, unentwickelte Naturideen dadurch zu erhöhen, zu plaſtizieren ſucht, daß er ſie vermenſchlicht und zu einem Bild „nach ſeinem Bild“ individualiſiert, wobei er, um aus einem Stück Natur dieſes Bild zu gewinnen, die Hauptidee vereinſamt, die Epiſoden ausſcheidet, und dieſe Idee durch entſprechende Nebenzüge verſtärkt, ſo den Eindruck der daliegenden Leiche durch die lange Linie der Wüſte; ſo den des hohen Turms durch den Gegenſatz der flachen und niedrigen Umgebung. So will der Menſch, der Wilde und der Ziviliſierte oder das Genie, mit der Kunſt ein Stückchen des Alls in ſeinem geiſtigen Bilde geſtalten, um damit ſeinen Mitmenſchen zuzurufen: Seht, ſo verſtehe ich die Welt, ſo faſſe ich ſie auf; ſo hätte ich ſie gemacht! — Albrecht Dürer ſchreibt: „Der verſammelte heimliche Schatz des Herzens wird offenbar durch das Werk.“ Und in der Kunſt intereſſiert uns eben das: wie faßt der und der die Form und die Farbe und den Klang und das Wort auf? Was fängt er damit an? Was kann und was will er uns damit ſagen? — daran wollen wir erkennen, wes Geiſtes Kind er iſt, in welchem der zwei großen Prinzipien er atmet, lebt und webt, was die Wurzel ſeiner Kraft, die Quellen ſeines Lebens ſind. — „Für einen Sanguiniker,“ ſagt Champfleury (le Réalisme, S. 92) „hat eine Eiche eine andere Farbe und Geſtalt als für den Choleriker.“ Dieſe Offenbarung des Beſten und Schlimmſten, des Höchſten und Tiefſten, des Wiſſens und des Könnens an einem Mitmenſchen, das iſt es, was uns an die Kunſt feſſelt. Denn wir alle möchten auch, — ach wie gern! — mit Form oder Farbe

oder Klang es anderen zurufen: das denke und das leide ich; das hoffe ich; das fürchte ich; darüber jauchze ich! Und vermögen wir nicht aus Mangel an Geistesfreiheit und schöpferischer und plastischer Kraft es zu sagen, so wollen wir wenigstens durch Mitgenießen des von anderen Geschaffenen und auch durch unser Richten kundtun, daß auch wir eine Auffassung des Schönen, einen Trieb zur Kunst in uns bergen. — Nicht die Reproduktion der Natur will ich in der Kunst sehen, das Original ist allezeit schöner. Nicht schlanke Birken am Herbstmorgen mit einem grasenden Reh will ich auf der Leinwand bewundern, sondern deine Seele, o Künstler, die interessiert mich! Erzähle mir mit Öl oder Tempera oder Aquarell oder Pastell, das ist mir gleich, was du bei dem Herbstmorgen gedacht, gefühlt, empfunden. Ist es Schönes, Großes, Wahres, so bist du ein Künstler, und ich danke dir für dieses Mitteilen deiner Seele. Vermagst du aber nicht dein in der Natur geschautes Bild plastisch darzustellen, was stets ein unklares Schauen voraussetzt, oder meinst du gar, Kunst sei nur fleißige Reproduktion der Natur, so läßt mich dein Bild kalt; dein Turm türmt sich nicht auf, dein Baum grünt nicht, dein Meer braust nicht, dein Wasser näßt nicht, dein Fels erschreckt nicht, dein Porträt spricht nicht.

Wahre Kunst ist vor allem, wie alle Wahrheit, gesund. Es tut not, das heute zu betonen. Wer glaubt, die Musik sei dazu da, die „Empfindungen einer Influenza-Kranken“ (!) noch so symptomatisch richtig und mit noch so kolossaler Fingerfertigkeit darzustellen; wer die Farbenwelt dazu mißbraucht, durch violette Wiesen und gelben Himmel uns in eine höchst unangenehme „Stimmung“ zu versetzen; wer mit Lichtmalerei oder Tempera uns Krankenzimmer, Spitalszenen und chirurgische

Operationen noch so geschickt vorführt, sündigt an der Kunst und an der Menschheit.

Eine noch so gelungene und treffliche Darstellung des Schmutzigen kann nie auf die Seele reinigend, eine solche des Krankhaften nie und nimmermehr gesundend wirken. Sondern wie reine, wahre Schönheit die Seele erfrischt, erhebt und belebt, so steigen nicht nur vom Unsittlichen, sondern auch schon vom Unharmonischen, Unschönen und Geschmacklosen geistige Bazillen auf, welche die Luft verpesten und die Seele ankränkeln. Derartiges zu meiden und zu verhüten, gehört zur geistigen Hygiene, ohne welche die leibliche wertlos ist, beim einzelnen wie bei den Völkern. Das wußten die Griechen und hätten mindestens mit lebenslänglicher Verbannung den Verfertiger der Gruppe „Gorilla, ein Mädchen entführend," gestraft, der in Paris den zweiten Preis erhielt; und ebenso den Maler des „Meduſenkopfs", den blauangelaufenen, die Zunge weit ausstreckenden Kopf eines Gehenkten darstellend, der in Deutschland ebenfalls die zweite Medaille bekam; aber auch den Verfasser des in Belgien vom Ministerium prämierten, nach Seelenschmutz riechenden Werks „La nouvelle Charthage"!

L'art pour l'art! ruft eine moderne Kunstrichtung. Anders gesagt: Der Inhalt ist um der Form willen da, die Poesie um der Phrase und der Kopf wegen des Huts. Oder zu deutsch: „Was man malt, ist gleichgültig, wie man's malt, das ist die Sache!" Aber höchste Technik allein ist noch weniger wahre Kunst als ein noch so schöner Körper ohne Seele ein Mensch, und die Vorführung der überwundenen Schwierigkeit gehört in den Zirkus. — Und in logischem Zusammenhang damit rufen andere aus: „Die Kunst kennt keine Ethik!" Wie! das Höchste im Menschen, das worin er seine ganze Seele, sein Sehnen, seine Individualität hineingießt, soll keine ethische Bedeutung

haben?! Geschieht doch alles Tun des Menschen im Guten oder im Bösen, und dreht kein Scherenschleifer sein Rad, es sei denn in Gottes Liebe oder in Gottes Zorn! Wahrlich, die so sprechen, stellen sich und ihrer Kunst ein Armutszeugnis aus, wie es nicht größer gedacht werden kann, wie auch von jeher die gewaltigsten Künstler das gerade Gegenteil geglaubt und gepredigt haben. So ist wahrlich die Musik, von der Krösus sprach: „Willst du Sklaven, so gib ihnen Musik," nicht die, womit Tyrtäus die Lacedämonier zum Kampf und Sieg entflammte; und wie Lästerung klänge die Behauptung, die Matthäuspassion und eine Operette von Offenbach hätten denselben seelischen Inhalt. Aber die Anhänger obiger Maxime strafen sich selbst Lügen; denn ihre Werke sind eine in ihrer Art großartige Predigt von der Hohlheit und Nichtigkeit und Plattheit eines jeden Kunstwerks, das ohne ethische Bedeutung lediglich durch geschickte Mache und bloße Technik zu imponieren glaubt. — Übrigens liegt auch der Beweis für die Ethik der Kunst in ihrer innigen Verbindung mit der Sprache, ist sie doch auch ein Aussprechen des Volksgeschmacks. Die Sprache eines Volks, mit ihrem Geist, ihrem Satzbau und ihrer Aussprache ist ein Abbild seiner Kunst. So stellt das Malen eines Horace Vernet, Delaroche, Ingres, Meissonnier das moderne Französisch dar. Die pessimistische, proletarisch-verkommene Farbe und Zeichnung eines Israel oder Jakob Smit entsprechen völlig den trüben Werken eines Couperus oder G. Eckhoud, während der Italiener heiter zierlich malt wie ein Lustspiel von Goldoni, manchmal auch klassisch klar wie Manzoni oder tragisch affektiert wie Guerrazzi. Villeja und Benlliure malen wie Cervantes schreibt; Walter Krane einigermaßen wie Milton; Albrecht Dürer à la Luther, Overbeck à la Klopstock, und Defregger so wie P. Rosegger erzählt; und die kalten, kühnen Bilder des

Norwegers sind Landschaften aus der Frithjofsage. Gibt es keine Ethik in der Kunst, dann gibt es auch keine in der Literatur!

Daß unsere, dem Feminismus und der weichlichen Philanthropie huldigende Zeit die Form unterschätzt, um in der Farbe zu schwelgen, stand zu erwarten. Die Form, die ein langes, ernstes Studium erfordert, ehe sie mit ihrer Schönheit den Künstler beglückt, ist Symbol des Gesetzes, die Farbe dagegen des Gefühls. Traurige Verirrung einer dem Gesetz immer abholderen Kunst ist es, wenn behauptet wird, daß „die Kunst der Farbe ohne jedes beschreibende oder erzählende Element nur in der Farbe ihren Ausdruck findet und die Form nur brauche, soweit sie Trägerin der Farbe ist!" Ist die Form charakterfeste, bleibende Logik und Sprache der Ewigkeit, so ist die Farbe nur Musik und veränderliche Empfindung, hängt von der wechselnden Beleuchtung ab, ja wird, wie das Gefühl, durch Reflexe von jedem nahen oder naherückenden Objekt affiziert und verändert; aber weil sie vieles, ja wie manches moderne Bild beweist, alles mit sich anfangen läßt, wird immer der Schwache und der Gefühlvolle, der stets ein Schwätzer, sich auch stets aus der unerbittlichen, schweigsamen Form in die willfährige, plaudernde Farbe flüchten. Doch auch diese Schuld rächt sich. Während der Künstler, der die Form heilig achtet, zu einer edlen Freiheit innerhalb dieses Gesetzes gelangt und dabei höchst selten in eine widernatürliche Farbe gerät, verfällt der Künstler, der sich an der Form versündigt, allmählich so sicher der extravaganten und verrückten Farbe anheim, wie sein Kollege, der naturalistische Romanschreiber.

Reiche, kräftige Farben sind Symbole von Seelengesundheit und Seelenkraft bei dem Künstler, der sie anwendet, und bei denen, welchen sie gefallen. Ins Gelbbraune und Gelbe fallen

ſtets Pſychopathen und Nervenkranke. Mit Gold und Scharlachrot bemalte der Grieche die Kapitäle ſeiner blendendweißen marmornen Tempel unter dem tiefblauen Himmel Griechenlands. Die Farben, die uns umgeben, üben einen Einfluß nicht nur auf unſere Stimmung, unſer Gemüt, ſondern allmählich auch auf unſeren Charakter aus nach ihrem individuellen, oben berührten Weſen. Unfreie Individualität iſt es, wenn ein Künſtler einem beſonderen Farbentubus huldigt; wenn der eine meint, alles menſchliche Leid und Elend erfordere Aſphaltgrundierung, der andere nur mit Ultramarin und Krapplack ſein ſüßliches Gefühl auszudrücken vermag, und ein dritter auf zwanzig Schritt Entfernung ſich durch kraſſen Gegenſatz von Gelb und Violett, rote Dächer und grasgrüne Bäume kund gibt. Während die ſtarke Individualität nach göttlichem Befehl von „allen Bäumen des Gartens ißt“ und davon geſund bleibt, ſteht die ſchwache mit krankhaftem Gelüſte immer nur vor der verbotenen Frucht. Wahrheit iſt immer Symbolik; iſt ſtets eine Darſtellung einer Seite der Gottheit; daher ihre Macht; Lüge iſt niemals Symbolik; es iſt nichts dahinter; daher ihre Schwäche. Und darum, und weil nur Wahrheit wahre Kunſt, und wahre Kunſt geſunde Kunſt, darum weg mit ſinnloſen, weil unwahren und geſetzloſen Kunſtprodukten, ſpazierenden Centauren, verrückten Lebensſphinxen, Waſſermenſchen und bocksfüßigen Nymphen (sic!), Satyre küſſend! Nie geſehene Engel und Dämonen zu malen, ſteht dem Künſtler frei, denn es gibt Engel und Dämonen, und ſie illuſtrieren ewige Prinzipien und Geſetze; aber das tun nicht obige willkürliche Gebilde. Weg auch mit bloßen Farbeneffekten, mit der gemalten Phraſe! Weg mit der nichtsſagenden Motivmalerei, wobei der Künſtler, nachdem er die halbe Welt bereiſt, als „Motiv“ aus Capri oder Madeira ein Hoftor oder eine Gartenmauer heim-

bringt. Und weg mit dem ärmlichen, nur an die Wand größerer Delikateſſengeſchäfte taugenden Stilleben! Da wirft ſo ein Maler alles Sehnen und Dichten ſeiner ſchöpferiſchen Künſtlerſeele in die peinlich ſorgfältige Reproduktion eines geſchliffenen Bierglaſes mit obligaten Monat- oder Sommerrettichen, je nachdem er mehr der üppigen oder der nüchternen Farbe huldigt. — Male er uns doch lieber in ſtilvollem, breitem Rahmen einen einſamen Stiefelzieher und ſchreibe im Katalog: Nr. 178. „Er harrt ihrer!“ ... Der Stiefel und der Ideen! — Allerdings, und weil der Menſch nicht lange zur geiſtigen Speiſe des Salzes des Übernatürlichen entbehren kann, macht dieſes Stilleben vielfach einer von England importierten myſtiſchen und ſpiritiſtiſchen Malerei mit fader Beleuchtung, unbegreiflichen Lichtſtrahlen und obligaten Lilienſtengeln Platz. Die erſten malen, was nicht des Malens wert; die zweiten wollen malen, was ſich nicht malen läßt; auch eine Verirrung!

Auch die konventionelle bewußte Lüge in der Kunſt gebe man auf. Es glauben nur noch wenig Gebildete, daß die Jünger Chriſti, dieſe Fiſcher am See Genezareth, ſich der eine gelb, der zweite blau, der dritte rot drapierten und beſtändig einen Heiligenſchein bei ſich trugen, — allerdings ſahen ſie ebenſowenig wie verkommene Anarchiſten à la Uhde aus; — oder daß Schiller in Weimar oder Stuttgart in römiſcher Toga, mit Lorbeer gekrönt, zu ſpazieren pflegte. — Je mehr ſolches Unkraut aus dem Garten der Kunſt ausgejätet, deſto beſſer wird die Kunſt gedeihen. Wann werden wir zur großen, monumentalen, eines großen, ſtarken Volkes würdigen hiſtoriſchen Malerei zurückkehren? Die „Wegführung der Juden“ aus Jeruſalem von Bendemann oder die Hunnenſchlacht und die Entwürfe zur Sintflut von Kaulbach ſind eine ganze heutige

Gemäldesammlung wert. In der modernen Kunstausstellung wie im modernen Roman ist zu viel Landschaft, intérieur und Möblierung. Der Mensch und seine Geschichte, wahr, ernst, knapp, groß dargestellt, das ist hohe Kunst; und ein Künstler muß vor allem eine Persönlichkeit sein; sonst hat er nichts zu sagen. Wie mancher heutige Roman, so ist auch manches heutige Gemälde „a tale, told by an idiot, full of sound and fury, and signifies nothing."

Verwerfen wir etwa das Klassische? Nein! wir halten es vielmehr für wahrer als das Romantische, oder wie man heute sagt, den Naturalismus. Der Klassiker sucht und stellt dar unter der Erscheinung das allgemein Wahre und Ewige, der Romantiker das Individuelle und Vergängliche. Dem Klassiker ist alles Symbol, Darstellung von Ideen, von Gesetzen, und um dies anderen klar zu machen, eliminiert er die nicht direkt zur Veranschaulichung dieser Ideen dienenden Nebensachen; er räumt also auf mit den noch so anmutigen Schlingpflanzen, mit dem Efeu, der die Säule und die Statue mit ihren Prinzipien verdeckt; und braucht er Blatt oder Blüte, Pferd oder Löwenkopf als Ornament, so ist es ihm nicht um Reproduktion der Natur zu tun, sondern um Hervorhebung der gesetzlichen Züge auf Kosten der anderen. Er „stilisiert" also Blatt und Kopf und offenbart die Schönheit der Idee auf Kosten der individuellen Charakteristik. Sein Löwenkopf ist nicht ein Löwenkopf, es ist der Löwenkopf. Freilich kann auch diese Stilisierung übertrieben werden und wirkt dann steif und geistlos. Je höher das Bild, desto mehr leuchtet aus ihm das Gesetz, und desto weniger bedarf es der Stilisierung.

Dem Romantiker dagegen ist das Individuum mit allen seinen auch äußeren Erscheinungen anziehender als die innere Idee, das Gesetz. Nicht den Menschen, sondern einen be-

ſtimmten Menſchen will er malen, und dazu bedarf er und dazu bedient er ſich ohne Bedenken, wenn die Figur es erfordert, alles an ihr hängenden Staubes und Schmutzes, aller ihrer Runzeln und Warzen. Leibliche und geiſtige Stiliſierung, Idealiſierung iſt ihm Lüge. Er iſt nur Photograph und hält ſich für einen Künſtler; weil er alles ſagt, glaubt er wahr zu ſein — ſollte von Homer, dem unvergleichlich großen und doch ſo knappen Maler mit Worten lernen. — Aber das Unvollkommene, das Häßliche und Krankhafte iſt ſtets um einen Grad weniger wahr. Vielmehr iſt das Klaſſiſche wahr, weil es freier von Zufälligkeiten das ſagt, was es ſagen will, abſolut zielbewußt und zweckentſprechend. Klaſſiſch, weil zweckmäßig, ſind in ihrer Art die Waffen und Pagaien der Südſeeinſulaner und der Kajak des Eskimo, ſo Topf und Schüſſel des Pfahlbauers und des Etruskers; denn vieler Jahrhunderte bedurfte der Menſch, um bis zum Rokoko und zu ſinnloſen Schnörkeln herabzuſinken. Klaſſiſch, weil wahr, ſpricht jedes Urvolk, Hiob und Homer, die Edda und die Saga und meiſt der Wilde und der Hirte. Klaſſiſch iſt das Kind, der prächtig gebaute, den Speer kühn ſchwingende Kaffer und die den Krug auf der Achſel tragende Fellachin; klaſſiſch das nach Walderdbeeren und wilden Blumen duftende Volkslied; und ach! klaſſiſch hienieden auch die Klage, wie manches Volk ſein Lied „la complainte“ nennt; denn die Lebensarie iſt in Moll geſetzt. Wir irren umher auf der weiten Erde, haben keinen Vater und wiſſen nicht, wo die liebe Heimat iſt; und die Bürde des Lebens und die Laſt der Schuld beugen uns immer mehr den Nacken, bis wir endlich zuſammenbrechen. — Was ſollen wir da viel heiter ſein?

Klaſſiſch iſt das Leben an ſich. Wie einfach ſeine Geſetze, wie wenige die Bedingungen des Daſeins, wie wenige auch die

entsprechenden nötigen Gegenstände, das Gewand und die Schale, der Pflug und der Korb, das Schwert und die Harfe, der Tisch und das Lager, der Herd und der Altar, womit früher auch Helden und Könige ausreichten! Unklassisch sind wir moderne Städtebewohner, weil im Konventionellen und in der Unwahrheit lebend. Käme ein Omar und verbrennte unsere Weltstädte samt Bibliotheken und dazu unsere gesamte Industrie, unsere Fabriken und Maschinen (bekanntlich auch ein Wunsch Bismarcks); vielleicht lebten wir dann wieder einfach, zufrieden und klassisch. „Vereinfachen wir unser Leben!" Denn Besitz ist Sorge und Bedürfnis Schwäche.

Dadurch unterscheiden sich Kunst und Natur, daß letztere als göttliches Tun mit absoluter Unparteilichkeit das Kleinste und das Größte behandelt, die Kunst aber scharf zwischen Haupt- und Nebensache, zwischen dem Grundgedanken und den Details unterscheidet; ja diese richtige Unterscheidung gehört mit zu den Kennzeichen des großen Künstlers. „Les détails," sagt Voltaire hart, „sont la vermine qui ronge les grands ouvrages!" Am Manne ist die Freiheit immer schön; und es verlangt uns, an einem Kunstwerk etwas vom Wehen dieses Geistes der Freiheit zu spüren, der vom All nur nimmt, was ihm wichtig, was ihm groß, was ihm behagt, und mit souveräner Macht gerade das ignoriert, woran der Unfreie ewig hängen bleibt, von dem er glaubt, gerade dieses viele und endlose Kleine und Kleinliche mache das All und die Kunst aus.

Übrigens ist die Kunst, wie alles Große in der Welt, höchst einfach. Willst du ein gutes Bild malen, so vergiß dich und die Welt und die Kunstschule; sieh dir diese Natur an, lang, mit großen, hellen, weit geöffneten Augen, sauge ein ihre Formen und ihre Farben, die Schönheit und die Kraft, die Wahrheit, die Weisheit und den Sinn der Dinge, dann mische

mit deinen Farben etwas Leibes- und viel Geistesschweiß und einige Tropfen deines Herzbluts und male drauf los .... so wird dein Bild gut und du kannst ruhig die Kunstkritiker von deiner Auffassung, deinem Vortrag und deiner tiefgefühlten Farbe usw. reden und sich darüber streiten lassen, ob du zu den Naturalisten oder Impressionisten oder Veristen oder Präraphaeliten gehörst.

Höhere Symbolik als die der Malerei ist die der Skulptur, schon weil sie nicht bloß eine Fläche, eine Seite des Raumes, sondern drei Dimensionen beherrscht und zu ihrer Offenbarung verwertet, also wahrer ist. Die Malerei, schrieb Michelangelo, gewiß ein Kenner, ist um so besser, je mehr sie sich dem Relief der Bildhauerei nähert; die Bildhauerei dagegen um so fehlerhafter, je weniger sie sich von der Malerei entfernt. Wer eine geniale Statue oder gute bronzene Büste von verschiedenen Seiten betrachtet, wird nicht darüber im Zweifel sein, daß ihm hier weit mehr geboten ist als im noch so schön gemalten Porträt, das gleichsam nur einen Durchschnitt des Kopfes wiedergibt. Die bloße Fläche ist der Bann, der ewig auf der Malerei liegt.

Auch darin und dadurch steht die Symbolik der Statue höher als die des Gemäldes, daß sie sich von der bloßen Reproduktion mehr entfernt als jene. Ein lebensgroßes Porträt kann bis zu einem gewissen Grad die Illusion der Natur geben, die marmorne oder bronzene Statue nicht; sie will es auch nicht, und darin besteht ihr Vorzug. „Die vollendete Illusion," sagt mit Recht ein Franzose, „ist das Kennzeichen der unvollendeten Kunst."

Weil die Statue wahrer ist als das Gemälde, wird sie den mehr anziehen, der in der Kunst die Wahrheit höher stellt als die Dichtung. Mehr auf der Oberfläche und äußerlich lebende, mit ihrem Urteil schnell fertige, empfindsame, gefühlvolle, mehr intuitive und wechselnde, den Genuß über die Erkenntnis, das Wort über die Tat und die Musik über das Wort setzende Menschen und Völker ziehen, wie auch das Kind und die Frau, das Gemälde vor. Männer massiveren und tieferen Geistes, die voller die ganze Persönlichkeit und die wahre und bleibende Form als Hieroglyphe des Innern an- und erfassen, so ein Napoleon, Goethe, Moltke, lieben die Statue und stellen sich gern Büsten hin. So ist der weiblichere Raphael in der Malerei, der männlichere Michelangelo in der Skulptur größer. Und auch Ägypter, Griechen und Römer waren darin bedeutend. Welche Fülle von zum Teil herrlichen Büsten und Statuen im Städtchen Pompeji! während die Malerei dort nur als Wanddekoration auftritt. Die gesellschaftlich physiognomische Erscheinung eines Menschen kann ein gemaltes Bild gut geben; seine Gottesebenbildlichkeit nur die Statue, weshalb jene alten Völker ihre Götter nicht malten.

Stein oder Metall, Marmor oder Bronze? Marmor ist der leuchtende, für das Licht empfindliche, passiv und plastisch duldende, von der Sonne vergoldete Stoff; das Metall der geheimnisvollere, kalte und doch leidenschaftliche, nur durch die allbezwingende Hitze beweglich gemachte, dann aber heißflüssige, wie Blut in den Adern rinnende, jeder Form sich anpassende, Gestalt begehrende, mit jedem luftigen Gas sich gesellende und verunreinigende. — Michelangelo und Benvenuto Cellini! — Auch Mozart und Beethoven! — Zum ewig Schönen, ewig Weiblichen taugt weißer Marmor; Venus und Beatrice; der Mann soll in Erz gegossen stehen, so Dante, der düstere Sänger

mit dem glühenden Herzen; zu den ägyptischen, Prinzipien darstellenden Gottheiten gehört der unvergängliche dunkle Porphyr.

Alle plastische Kunst hat ihren Ursprung davon, daß Gott einst den Menschen formte aus einem Erdenkloß; er figurierte ihn (figer: gerinnen); also ein noch Flüssiges, das zum Festen, ein schon zum Wort, Logos, gewordener Gedanke, der weiter zur Tat gerinnt. — Warum malte Gott seine Schöpfung und den Menschen nicht bloß? Er hätte ihm deshalb doch eine lebendige Seele einhauchen können. — Aber er mußte ein dreidimensionales Wesen sein, nach seinem göttlichen Dreieinigkeitsvorbild.

Somit können wir als weitere Definition des Künstlers sagen: Er ist ein Mensch, bei welchem der Gedanke zur plastischen, sichtbaren und greifbaren Darstellung gerinnt. Jetzt, in diesem vom gefallenen Lucifer in harte Bande geschlagenen Leben, ist plastische Kunst ein Erstarren des Geistes. Wunderbar, diese Physik der armen, selbst erstarrten, einst sonnenhaften Erde, wonach hienieden erst durch zusammenziehende Kälte das Luftige flüssig, das Flüssige fest und plastisch wird! Einst in den Himmeln der Himmel wird nach einer göttlichen Physik Wärme das heiße Leben figurieren und gestalten.

Seit dem Sündenfall ist unsere Plastik und Malerei ein stetes Sichversenken in den Stoff. Ja, sie verdankt dem Sündenfall und der dadurch hervorgebrachten Schwächung aller Kräfte der Seele ihren Ursprung. Der Versuch, ein lebendiges göttliches Wesen wie den Menschen oder die göttliche Natur in Ton und Lehm und Stein zu formen, oder mit Ockern und Öl und Wachs auf Holz oder Leinwand ein Symbol derselben darzustellen, ist an sich eine Tat, über die Engel lächeln: das kann nur einem Wesen einfallen, das die ursprüngliche Macht verloren hat, die Geschöpfe und die Schöpfung jederzeit ganz

und klar zu durchschauen und sich ihr Bild mit Geistesgriffel absolut wahr, unverwüstlich einzuprägen; einem Wesen, das dieser Schöpfung gegenüber machtlos ist, das nicht am Leben selbst modellieren, und die Natur nicht nach Wunsch und Willen zu gestalten vermag. — Solche Künste sind im Himmel undenkbar. Dort tritt an die Stelle der Imitation die Kreation; dort skulpiert man nicht am Bild, sondern an der Gestalt selbst; dort malt man nicht schöne Landschaften, sondern schafft ewige.

Und so wird, wie alles irdische Tun, dem Menschen schließlich auch diese Kunst, dieser Versuch und dieses Mühen, im geistigen Schweiß seines Angesichts einige Ideen und die eigene, unsterbliche, besudelte, vom ewigen Tod benagte Ichheit darzustellen, eitel, unbefriedigend, leer und zwecklos. Diese Natur, die ihm als Kind und Jüngling zum Spielen gegeben, die er als Mann erkannte und mit der er rang und kämpfte, wird ihm, wenn das Ende seines Lebens und Schaffens naht, immer mehr zu einem bloßen Bild und Gleichnis eines auf Erden Unerreichbaren. Wie nach Herder im Leben der Völker, so kommt auch im Leben des einzelnen, der am Geist gewachsen ist, ein Zeitpunkt, wo die Kunst über sich hinaus weist, wo die gesamte Plastik, diese Verherrlichung des Geschaffenen und des Geschöpfs, ihm nicht mehr genügt und er sich nach dem Anschauen der göttlichen Schönheit des Schöpfers selbst sehnt.

Auch von der Kunst gilt es:

„Alle Lust der Welt verschwindet,
Und das Herz stirbt selbst ihr ab.
Ird'sches Wesen muß verwesen,
Ird'sche Flamme muß verglühn,
Ird'sche Fessel muß sich lösen,
Ird'sche Blüte muß verblühn." (Spitta.)

Und der alte Michelangelo, dieser größte aller Künstler der christlichen Ära, nachdem er den Moses gemeißelt, das jüngste

Gericht gemalt und als 80jähriger Greis als letztes Werk die St. Peters-Kuppel gebaut, klagt im ergreifenden Sonett:

„Die Märchen dieser Welt, sie nahmen mir
Die Zeit, gegeben zur Betrachtung Gottes,
Und nicht nur seiner Gaben ganz vergaß ich,
Damit zu sünd'gen hab' ich sie verwandt.

Was sonst ich koste, macht mich blind und töricht
Und langsam im Erkennen meines Irrtums,
Schmälert die Hoffnung; nur die Sehnsucht wächst,
Daß du mich von der Eigenliebe lösest.

Erlasse mir den halben Weg zum Himmel,
O teurer Gott, und schon die Hälfte nur
Zu steigen, ist mir deine Hilfe nötig.

Laß hassen mich das Wesen dieser Welt
Und ihrer Schönheit Pflege und Verehrung,
Daß ich vor'm Tod das ew'ge Leben habe."

(Übersetzt v. Ed. Paulus,
Gesammelte Dichtungen, S. 381.)

Womöglich noch wichtiger als die Hand, womit der Mensch die Welt erfaßt — was wäre eine Menschheit ohne Hände — ist der Mund, mit dem er ißt und spricht — was wäre die Geschichte eines Volkes von Stummen? Und noch geistiger und tiefer als die Symbolik des Tuns und der Schrift ist die des Essens und der Sprache, dieses steten Einnehmens und Ausgebens der menschlichen Leiblichkeit.

Dieser Mund hat eine Macht des Schmeckens, Prüfens und Mitteilens des Stoffs in sich; er meldet der Seele sein Gutachten, worauf sie mit Freude, mit Genuß diesen Stoff in sich aufnimmt zur Schöpfung und Erhaltung ihres Bildes, oder

ihn mit Widerwillen, mit Ekel von sich abstößt. Und dieses Schmecken und Kosten ist so selbständig, so individuell, so wenig auf irgend welche bekannten Naturgesetze zurückführbar, daß, wie jeder Mensch sein Gesicht und seine Stimme hat, so auch jeder seinen Geschmack, über den sich nicht streiten läßt; von zwei auf dem gleichen leiblichen und seelischen Boden, aus gleichem Samen geborenen Geschwistern schmeckt dem einen dieselbe Nahrung und gibt ihm Kraft und Gesundheit, vor der das andere nur Widerwillen empfindet, der also seine Seele feindlich gegenübersteht. — Aber die Psychologie, wie die Physiologie des Essens sind uns verborgen. So wissen wir nicht, welchen beliebten Klängen oder Farben die Vorliebe für Süßes oder Bitteres oder für Saures entspricht, und ebensowenig welchen Charaktereigentümlichkeiten und Seelenregungen sie entspringt. Merkwürdig, daß einige Stoffe auf uns durch wiederholten Genuß eine immer größere Macht der Gewohnheit ausüben, so Tee, Kaffee, Alkohol, so daß wir schließlich unglücklich werden, wenn sie uns fehlen — aber auch, daß wir diese Stoffe in immer stärkerer Qualität und größerer Quantität begehren. (So brachte es der bekannte Opiumesser De Quincey auf 10000 Tropfen Opium täglich! S. seine „Bekenntnisse".) Hat aber die Seele von einer Lieblingsspeise zu viel genossen, so kann sie vielleicht auf Jahre sie nicht mehr riechen noch schmecken. — Das ist ein mysteriöses Gebiet der Wechselbeziehungen zwischen Stoff und Geist! — Daß einst die Frucht vom Baum des Lebens Adam das ewige Leben gegeben hätte, ist kaum wunderbarer, als daß jetzt eine Pflanze des Todes, eine Tollkirsche oder Strychnosnuß, mit ihrer kleinen Frucht und Essenz den Menschen *töten*, von der Erde weg in die ewige Welt versetzen kann! oder daß eine andere, mit ihrem aus Humus und Regenwasser fabrizierten Saft seinen Geist betäuben, umnachten,

und den König der Schöpfung zum lebenslänglichen Idioten zu machen vermag.

Essen gehört zu den größten Mysterien des Seins. Wir wissen nicht, warum noch wie unsere Seele Macht hat, aus Brot so schnell lebendes Fleisch und Blut, krafterzeugende Muskeln, denkendes Hirn und Nerven zu schaffen, die Schmerz und Wohlsein empfinden, und ein Herz, das Leid und Freude fühlt. Wir wissen nicht, warum gewisse Stoffe uns ernähren und andere nicht, und nicht einmal über die Frage: was ist Nahrung? sind wir im klaren. So sprechen die Nährwertapostel dem Kaffee, Tee, Alkohol und vollends dem Wasser jeden Nährwert ab. Tatsache ist es aber, daß Schiffbrüchige, Nordpolfahrer, verirrte Reisende, die nur noch diese Getränke hatten, wie auch zum Hungertod Verurteilte, denen man Wasser gestattete, unverhältnismäßig länger lebten als solche, die gar nichts genossen. Was aber das Leben verlängert, ist einmal Nahrung, mögen wir es so nennen oder nicht. So blieben Einsiedler oder Araber der Wüste oft monate- und jahrelang bei einer Nahrungsmenge gesund und kräftig, die für Tausende von Städtebewohnern einen langsamen Hungertod bedeutete. Obgleich das Prinzip des verschiedenen Nahrungswertes verschiedener Stoffe ein richtiges, können wir diesen Wert nicht bestimmen, weil wir weder alle Faktoren, die da mitwirken, noch den Grad ihrer Mitwirkung erkennen.

Ebenso verhält es sich mit der einige Wahrheit enthaltenden chemisch-mechanischen Theorie, wonach der Mensch einer Dampfmaschine gleicht, in welcher das Verbrennen von so und so vielen Kilo Sauerstoff in der Lunge so und so viel Kalorien Wärme und das Verzehren von so und so viel Fett oder Eiweiß ein bestimmtes Quantum Menschenkraft erzeugen muß. Wir sehen täglich, wie dieselbe Menge derselben Nahrung bei ver-

schiedenen Menschen verschiedene Kraftmengen erzeugt, und ebenso wie Seelenregungen und besonders Willenskraft das tun. So entfalten oft Wahnsinnige bei langem Fasten Riesenkräfte. Wenn drei Brieftauben von Europa nach Amerika fliegen, oft dem Weststurm trotzend; wenn die sich monatelang, oft bei strenger Kälte, ohne Nahrung einpuppende Raupe völlig sich umwandelt, so sind das Leistungen, wozu das Gewichtsquantum dieser Tiere an bester Kohle in vollkommenster Maschine verbrannt, weit nicht die nötigen Kalorien lieferte. Die chemische Zusammensetzung der Nährstoffe ist nicht, wie heutzutage so vielfach behauptet wird, die Hauptsache und bedingt nicht den Wert der Nahrung, sondern entspricht den an sich unlautbaren Konsonanten. Erst durch das organische Leben kommen Geschmack, Ruach, Geist überhaupt hinein, weshalb der Mensch sich nicht von unorganischen, chemischen Verbindungen nähren kann. Endlich als Accent und feine Betonung wirkt der geistige Geruch mit und vermehrt die Würze. Was dem normalen Menschen schmeckt, ist ihm gesund, und was ihm gesund ist, schmeckt ihm.

Der Urbrauch der gemeinsamen Gastmäler bei wichtigen Ereignissen, Festen und Begräbnissen, wobei ursprünglich das Fleisch der Opfertiere gegessen wurde, stammt vom Himmelstisch her, an dem Engel und Erzengel sitzen, und beruht auf dem erkannten Wert der Leiblichkeit einerseits; andererseits auf der Erkenntnis, daß der gemeinsame Genuß derselben Speisen und derselben Getränke eine analoge geistige Stimmung, also Speisung der Seele und geistige Annäherung erzeugt, weshalb er überall und von jeher bei der Familie existiert, und die Ehescheidung als „Scheidung von Tisch und Bett" bezeichnet wird.

„Wenn beim Essen der Segen und Worte des Gesetzes beim Mahl gesprochen werden," heißt es im Sohar, „kommt die Schechinah (der Abglanz des Herrn) dazu und verweilt bis

zum Schlußgebet (vgl. das Tischgebet: Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!), und die Gestalt des Tisches wird hinaufgebracht vor Gott." Tief sagt der Hindu: „Essen ist die Aufnahme des durch das Weltall ausgebreiteten Göttlichen in das einzelne Dasein, das Trinken aus der Quelle der Gottheit selbst." Das ist auch biblische Anschauung. „Gib uns unser tägliches Brot," Du allein hast es und kannst es geben. Daher sollen wir stets dafür danken. Denn „das Gebet des Menschen ist die Speise des oberen Königs", sagt der Sohar; „weshalb der Mensch nichts genießen darf, ehe der obere König gespeist hat."

Durch Essen sind wir gefallen; durch Essen vom Fleisch und Blut Christi werden wir heil, und einst wird das Essen von der Frucht des Baumes des Lebens uns ewiges Leben erhalten.

Merkwürdig ist, daß auch auf Erden der Mensch nur vom Organischen, also vom Lebendigen, Lebenskraft bekommt, und daß die getöteten, meist durch Feuer noch mehr vernichteten Pflanzen und Tiere auf sein leibliches und seelisches Leben so großen und verschiedenen Einfluß ausüben, ihn gesund oder krank, lebhaft oder träge, heiter oder traurig machen können. In allen Sprachen redet man von „geistigen Getränken", ja von Spiritus, esprit de vin, Sprit, eau de vie, aqua vitae. Das Trinken ist eine höhere Form der stofflichen Assimilation; daher man sich gegenseitig Gesundheit und Glück zutrinkt.

Essen und Sprechen, wie Trinken und Singen, sind entsprechende Erscheinungen, wie schon zu allen Zeiten die Menschheit sie vereinigt hat; das gemeinschaftliche Essen bildet eine ebenso notwendige Grundlage der Familie wie der mündliche Verkehr. Und wie die Pflanze Macht hat, aus Unorganischem, aus Humus, Regenwasser und Sonnenschein, die Blüte und die Frucht, edles Korn und feurigen Wein oder verderbliches Gift

zu schaffen, so schafft der Mensch, die göttliche Pflanze, aus organischer Nahrung das wunderbare Wort der Liebe und des Zorns, der geistigen Macht und Ohnmacht, des Guten und des Bösen. Sicherlich steht der persönliche Geschmack, wonach der einzelne wie die Völker diese oder jene Speise lieben und vorzugsweise einnehmen, in engen Beziehungen zu dem, was sie ausgeben, zu ihrer Sprache, Betonung und Aussprache, zu Stil und Sprachgebrauch.

Doch da ich anderswo die Symbolik des Essens und die Bedeutung des leiblichen, seelischen und geistigen Geschmacks für den einzelnen und für die Völker besprochen habe (Vom Geschmack, dritte Aufl.), will ich mich hier auf einige Züge in der Symbolik der Sprache, dieser zweiten großen Tat des Mundes, beschränken.

Wie sollten wir von der Sprache, diesem Höchsten am Menschen, hoch denken! Sie ist ein Verwerten der hohen und tiefen Kräfte, die Gott in die Vokale und Konsonanten legte, als Er sie aussprach; eine Benutzung des „Schem Hamphorasch", des ausgesprochenen Namens des Höchstheiligen und einiger seiner unendlichen Formen, um mein armes Denken und vergängliches Tun, mein Welt- und Gottanschauen zu verlautbaren und zu offenbaren. Welcher Mißbrauch dieses nur zum Lobe des Höchsten geschaffenen heiligen Halls, wenn ich damit Nichtiges, Törichtes, Ungereimtes, Unwahres, Schlechtes, Gehässiges, Giftiges in den Raum hinausrufe, daß der göttliche Weltäther davon unwiderruflich klingt und widerhallt bis zu den fernsten Welten! — Sprache soll sein erstens Wahrheit und zweitens Liebe; zuerst Gerechtigkeit und dann Barmherzigkeit. Aber auch

darin liegt die Welt im Argen. Unsere Worte werden uns einst wie Donnerkeile niederschmettern, wenn die Luft, die sie aufgenommen, sie im Gericht wiedergibt, mit all der Ungerechtigkeit, der Geringschätzung und der Verachtung anderer, mit dem ganzen Hochmut, mit der Eigenliebe und Selbstsucht, mit dem Neid und dem Haß, die, wenn auch anderen verborgen und oft uns selbst unbewußt, unsere Seele in sie hineinsprach.

Daß die Sprache höchste Symbolik, liegt schon darin, daß sie nichts als hörbarer Geist ist. Ihre allgemeinen Gesetze, sowie die Regeln, nach denen sie wächst, sich entwickelt und auch welkt und stirbt, ihr Satzbau, ihre Worte und ihre Zusammensetzung, endlich und am meisten die Elemente dieser Worte, die Konsonanten und die Vokale, sind Sinnbilder des Ewigen. Die 10 Wortarten, den 10 Fingern des Menschen entsprechend, wieder nach 5 veränderlichen und 5 unveränderlichen gegliedert, mit dem Hauptwort des Seins und dem Zeitwort des Tuns als den zwei Säulen, um die sich alles rankt, sind ewige Schöpfungen des Geistes. Ebenso tief ist die große dreifache Gliederung des Satzes, das sprechende Subjekt, das gesprochene Verb und das angesprochene, angerufene Objekt. Ich — liebe — Gott. — Gott — segnet — mich. — „Durch das Denken und Aussprechen," sagt Molitor, „wird gleichsam der Akt der Schöpfung auf nachbildliche Weise wiederholt." Dem Wort, das erkennt der Wilde, der Mystiker und die Bibel, kommen geheime Kräfte über die Natur und die Geister zu. Auch das tägliche Leben bezeugt das. Womit regen wir unsern Nächsten an, erbeten wir uns Erhörung und fluchen, Haß und Grimm und Gift säend, unsern Feinden? „Die Sprache," sagt Dr. Wienbarg, „offenbart uns die feinste Dialektik der Begriffe und das tiefste Naturverständnis; sie trägt den Stempel einer Menschheit, die noch in der Einheit des Sittlichen und Natür-

lichen, des Geistigen und Sinnfälligen, des Abstrakten und Konkreten lebte und dachte," und, fügen wir hinzu, die jetzt noch darin lebt und denkt, ja die gar nicht anders kann, als im tiefsten Ab- und Urgrund des Unbewußten unaufhörlich zu leben und zu denken.

Wie vom Leben überhaupt, so hatten die Juden auch von der Sprache große und hohe Begriffe und suchten droben ihre Wurzel wie die alles menschlichen Tuns. Das Sepher Thorah, das Buch des Gesetzes, war ihnen das göttliche Urbild wie der Schrift, so auch der Sprache. Hören wir aus der altjüdischen Weisheit einiges darüber.

„Es gibt," sagt sie, „in der Ebenbildlichkeit von Vater, Sohn und heiligem Geist drei Prinzipien der Sprache: die Konsonanten, die Vokale und die Akzente. Die Konsonanten stellen die Formen, die Gefäße des unsichtbaren Geistes dar, der gar nicht geschrieben werden kann, oder nur wie Blumenschmuck oder Lichtstrahlen, Ausfunkelungen oder Kronen um die Köpfe der Buchstaben spielt." Die „Thaggin" oder feinen Striche über den Buchstaben aber sind ein Bild der inneren geistigen Lichter, die einst aus den gefallenen Königen strahlten und von denen der Talmud sagt: Mose habe den Hochgebenedeiten auf dem Sinai gesehen, wie er diese Thaggin an die Buchstaben heftete, als er die Thorah schrieb, nämlich die 10 Gebote, in denen die ganze Thorah mystisch inbegriffen ist.

Von der hebräischen Akzentuation sagt Molitor (Philosophie der Geschichte, Bd. I, § 557): „Sie bildet im Hebräischen nicht nur Buchstaben zu Silben, sondern auch Worte zu Sätzen und gibt durch das Trennen und Verbinden, durch das Steigen und Fallen der Stimme den lebendigen Geist in der Rede; daher die Akzente bei den Juden ‚Thaimim', Geschmack der Rede,

heißen." — „Die heilige Sprache zählt, was bei keiner anderen der Fall ist, ungefähr dreizehn, nach Grad und Stufe verschiedene Akzente. Die wunderbar zarte Feinheit dieses Akzentuationssystems beurkundet dessen höhere Abkunft. Wer daher die Akzentuation der Bibel recht verstünde, der könnte, wie die Juden sagen, die heilige Schrift ohne allen Kommentar verstehen; denn in den Akzenten liegt der Geist und das Leben; die Worte sind bloß der Leib." — „Die Vokale und Akzente, welche sich zu den Konsonanten wie die Seele zu dem Leib verhalten, haben zwar auch ihre eigenen Zeichen, allein sie bilden nach dem feinen Sprachgefühl der Hebräer eine ganz besondere Gattung und gleichsam eine Art höherer geistiger Schrift, die gleich dem Geist zwar alles dirigiert, aber doch nie aus der Verborgenheit völlig heraustritt, sondern sich nur auf leise, geheimnisvolle Weise offenbart."

Also wie das Heiligste und Allerheiligste des leiblichen Tempels und ebenso des Menschen, des Tempels Gottes, nämlich seine Seele und sein Geist, dem äußeren Auge entzogen sind, so waren in der Urabschrift von Moscheh auch das Heiligste und Allerheiligste des geistigen Tempels der Thorah, die Vokale und Akzente, der Sichtbarkeit entzogen und nur der Vorhof und der äußere Bau, d. h. die Konsonanten, zur Verehrung sichtbar dargestellt, weshalb das Buch des Gesetzes ein öffentliches und doch ein verschlossenes Buch blieb. Davon lehrt die jüdische Weisheit, daß die Thorah, auch wieder dem Tempel und dem irdischen Leib entsprechend, dreierlei Sinn habe; zuerst den historischen, Paschut (das Einfache); zweitens den moralischen, D'rusch (forschen) und drittens den mystischen, Sod, dem Allerheiligsten entsprechend. Die Lehre von dieser mystischen Bedeutung des Gesetzes heißt „Kabbala", von Kabbal, empfangen, weil Moscheh in den zweimal 40 Tagen auf dem Sinai zum

schriftlichen Gesetz von Gott auch mündliche, seinen tieferen und mystischen Sinn betreffende Erklärungen bekam, die Josua und die Priester weiter von ihm empfingen.

Von den vielen Geheimnissen des Wortes nach dieser Tradition, die wir keineswegs als eine göttliche, wohl aber als eine wertvolle menschliche ansehen, erwähnen wir einige aus obiger Philosophie der Geschichte (Bd. I, §§ 77—82), wobei man stets im Auge behalten muß, daß im hebräischen „Buch des Gesetzes" nur die Konsonanten dastehen als schöne, in ihrer individuellen Form bedeutsame Wesen, die erst beim Lesen mit Vokalen und Klang gefüllt werden müssen. Der mystische Sinn eines Wortes läßt sich durch Evolution in seine Elemente oder Buchstaben, durch Teilung, Versetzung der Vokale oder Deutung seines Zahlwortes erkunden; eine Hieroglyphik, welche die Mischnah „die Würze der Weisheit" nennt. Hier ein Beispiel der Evolution. — So sagt David (1. Kön. 2, 8): „Er (Simei) hat mir mit ausdrücklichen Flüchen geflucht." In dem Worte „ausdrücklich" liegt verdeckt der Inhalt jener Flüche, nämlich jeder Buchstabe: Noeph, Ehebrecher! Moabi, Moabite! wegen seiner Abstammung von Ruth; Rozeach, Mörder! Zorer, Gewalttätiger! Thoeb, Greuelhafter! — Hier auch ein Beispiel von der Teilung mit Lesen anderer Vokale: In dem ersten Wort der Bibel „Bereschith", am Anfang, liegt auch „Bara Schith" = „Er schuf sechs", nämlich die 6 Grundkräfte, aus denen in 6 Tagen alles hervorging; aber auch „Ber-eschith", „Ich will den Sohn setzen!" welcher ist der Anfang aller göttlichen Offenbarung. Ebenso liegt im Wort Schamaim = Himmel, wenn Scham majim geschrieben, der Sinn: „Daselbst sind die Wasser," nämlich die oberen, lebendigen Wasser, aus denen die Welt entstanden. So liegt in dem Grundwort selbst seine mystische Erklärung verborgen. — Etwas

Ähnliches findet ſich in allen Sprachen, nämlich urſprünglich zuſammengeſetzte Wörter, über deren tiefen, inneren Sinn niemand mehr nachdenkt. So: wirklich von wirken; Sub-ſtanz, das Unter-ſtehende; Ur-ſache; Ge-ſetz, das Geſetzte; Uni-verſum, das große Eins, das ſich dreht. Denn groß iſt die unbewußte Symbolik, womit die Sprache ihre Wörter wählt und zuſammenſtellt. So im Franzöſiſchen und Engliſchen das Wort désespoir, despair, Abhoffnung; aber auch im Deutſchen: „Verzweiflung," das völlige Zweifeln an ſich, an die Welt und an Gott. Ebenſo perdonare, vergeben; — alſo höchſte Gabe iſt dies Schenken der Schuld; hier iſt die Sprache chriſtlicher als die meiſten Chriſten. Parfait: durchaus gemacht; vollkommen: voll und ganz gekommen; persona von personans, die Durchhallende; ſich er-innern; währen von wahr uſw.!

Durch die „Gilgul" oder „Zeruph" genannte Vertauſchung oder Verſetzung der Buchſtaben eines Wortes glauben Kabbaliſten ebenſo ſeinen Grundſinn tiefer zu erforſchen. So liegt dann in obigem Wort „Bereschith": „Du haſt anfangs geſchaffen das Sein," das Jeſch, das urſprünglich reine Weſen (nach Böhme das paradieſiſche Element), von dem die göttliche Weisheit in den Sprüchen 8, 21 ſpricht: „Ich laſſe die, die mich lieben, das Jeſch ererben." — So gibt, wenn Gott ſagt: ich will „meinen Engel" (Melachi) vor dir herſenden, die Verſetzung dieſes Wortes auch im Deutſchen den Namen Michael; dieſer iſt der Schutzengel Iſraels. (S. Dan. 10, 21 u. 12, 1.) „So entſteht durch Verſetzung der vier Buchſtaben des heiligen Namens Jehovah die Signatur der vier geiſtigen Grundprinzipien, aus welchen die Welt erſchaffen iſt, und die Verſetzung dieſer vier Buchſtaben ſtellt das unaufhörliche Ineinanderwirken dieſer einfachen Grundkräfte dar, wie die Schöpfung in der Evolution der Zahlen 4 und 12 enthalten iſt."

Nach dieser großartigen Anschauung sind alle Buchstaben geistige Prinzipien und heilige Töne. Ein jeder derselben ist die Aussprache einer besonderen Kraft der Gottheit; sie gehören zum Wort und Logos, durch welches die Welt erschaffen worden, und die Gilgulim dieser verschiedenen Worte und deren Buchstaben stellen uns das große Werk der Schöpfung als ein stetes göttliches Sprechen und Aussprechen der Gottheit dar.

Sind nun alle diese Buchstaben der Ausdruck göttlicher Kräfte, so muß jede der unendlich vielen Zusammensetzungen derselben, von denen wir nur wenige kennen und die wir als Worte bezeichnen, nicht nur eine verborgene und tiefe Bedeutung haben, sondern muß auch ein Attribut, ein Name des unendlichen Gottes sein, in dem und aus dem allein alles Sein. So ist die ganze Schöpfung das Aussprechen göttlicher Namen, ja, sie ist der ausgesprochene unendliche Name Gottes. Daraus ergibt sich, ohne daß wir uns anmaßen, hiermit den ganzen Sinn dieses ungeheuren Wortes zu erschließen, für die Bitte „Dein Name werde geheiligt" auch der Sinn: jedes Wort in Menschen- und Engelzungen, das doch einer deiner Namen ist, der ganze Hall nnd die gesamte Sprache aller Geschöpfe und all das damit Getane und Bewirkte sei dir geheiligt, sei dir geweiht und vom Bösen abgesondert.

So war dem jüdischen Volk das Sepher Thorah, das Buch des Gesetzes, der Inbegriff und das Ideal des Wortes und der Schrift, jeder Buchstabe, jedes Jota und jeder Akzent darin ein bedeutsames, heiliges Mysterium. Dieser felsenfeste Glaube an das Gesetz seines Gottes ist es, der diesem Volk die Lebenskraft gab, die es unverwüstlich, unzerstörbar machte. Wir haben durch Christus noch höheres Wort und noch tiefere Schrift empfangen; aber wie ehren wir es! — Die Verkennung, die Leugnung, das bornierte, hochmütige Meistern, ja Verspotten

und Verhöhnen des Gotteswortes ist die schwerste Sünde der heutigen Menschheit.

Die Symbolik der Sprache besteht zunächst aus der symbolischen Bedeutung der einzelnen Buchstaben und sodann der aus ihnen gebildeten Worte. Daß in der Vielheit der Sprachen ein großer Widerspruch gegen das innerste Wesen der Sprache liegt, dürfte jedem klar sein. Hat Gott aus einem Blut das ganze Menschengeschlecht geschaffen, so steht es uns auch in der Seele geschrieben: Jedes Ding hat nur einen, seinen eignen Namen. Schon Sallust klagt: „jam amisimus vera rerum vocabula!“ „wir haben die wahren Namen der Dinge verloren.“ Also vocabula, Anrufungen, von vocare rufen, davon invocare anrufen, nennt treffend der Lateiner die Worte, die Namen der Wesen und Dinge, womit man sie anruft und magisch anregt, daß sie uns an- und erhören. Auch das ist biblische Lehre: „Rufe an den Namen des Herrn.“ Dadurch rege ich die Gottheit an, daß sie mir antworten muß. Den Zorn aber erregt der, der mit unreinen Lippen diesen höchsten Namen nennt. So regt auch uns im täglichen Leben unser ängstlich, flehend, drohend, freundlich, liebreich angerufener Name an.

Alle Sprachen, das geben auch nicht bibelgläubige Sprachforscher zu, stammen von einer Ursprache ab. Diese Sprache, dem Hebräischen verwandt, wie aus den biblischen Namen vor der Sintflut zu sehen, scheint sich, obwohl durch den Sündenfall verdunkelt, bis nach der Sintflut erhalten zu haben. (1. Mos. 11, 1.) Wurde auch beim Turmbau zu Babel der große Spiegel zerbrochen, in dem die Menschheit die Welt und die Natur schaute, so sind doch die Scherben geblieben, und es dürfte nicht hoffnungslos sein, aus demselben einige Vorstellungen von der ursprünglichen Ursprache zu gewinnen.

Diese Natursprache versteht immer noch das Kind und das Tier; denn um letzteres zu locken und zu liebkosen, gebrauchen wir andre Töne und andre Buchstaben, als um es zu bedrohen und zu vertreiben, wenn auch hier in der Betonung viel liegt. — Diese Natursprache haben zu allen Zeiten mit Sprachsinn begabte Männer intuitiv herausgefühlt. „Ein Freund des Theosophen Jakob Böhme," erzählt Hegenitz, Bürgermeister von Görlitz, „war Dr. Tobias Kober. Auf Spaziergängen zeigte einer dem andern die Blumen, Kräuter und andre Gewächse, wobei Meister Jakob aus der äußeren Gestalt, Bildung und Farbe, d. h. aus der Signatur, die inneren Eigenschaften, Kräfte und Wirkungen erkannte und diese in den Buchstaben und Silben des Namens der Pflanze oft auch wiederzufinden wußte. Wollte der deutsche Name nicht darauf passen, so fragte er seinen gelehrten Freund nach dem griechischen oder lateinischen, und freute sich den der Ur- und Natursprache verwandtesten zu erfahren. Denn auf diese mit dem Wesen der Dinge übereinstimmende Natursprache, nicht auf die willkürlichen, den Dingen aufgehefteten Namen kam es ihm an. Dabei machte sich Kober wohl einmal das Vergnügen, einen falschen Namen zu nennen; dann aber fand Böhme bald heraus, daß solcher mit der Signatur und Kraft der Pflanze nicht übereinstimmte."

Wenn wir unter den vielen Sprachen der Erde die ausgebildeten und höchsten, zugleich natürlich die derjenigen Völker, welche die Weltgeschichte vorzüglich beherrschten, also Sanskrit, Indisch, Koptisch, Assyrisch, Hebräisch, Griechisch, Lateinisch und auch die romanischen, germanischen und keltischen Sprachen vergleichen, so läßt sich unschwer eine konstante, symbolische Bedeutung der äußeren Form und ein Wert der einzelnen Buchstaben feststellen. Daß nicht der Mensch sie erfand, sieht man daraus, daß sie allen Völkern der Welt, den wildesten wie den

zivilisierten, von jeher gemeinschaftlich sind, wie auch daran, daß kein geistiger Fortschritt einen neuen zu schaffen vermag. Sprache ist Inspiration, eine der Seele bei ihrem Einhauchen mitgegebene, ihr innewohnende göttliche Kraft. Zwar fertigen viele die geistige Verwandtschaft der Wörter mit einem Machtspruch als „Zufälligkeiten" und „Träumereien" ab; aber gerade die fleißigsten und gründlichsten Forscher sind für die Sache. (Prof. S. Mutzl, Die Urgeschichte, S. 234.) Behaupten, daß den Buchstaben, diesen Grundelementen der Sprache, einzeln genommen, keine Bedeutung zukommt, wäre eine philosophische Absurdität; denn es ist Gesetz, daß die Grund- und Urformen, wie an chemischen Elementen zu sehen ist, schon alle Kräfte der aus ihnen entstehenden Zusammensetzungen besitzen. Kennten wir genau die Eigenschaften und Kräfte, das geistige Atomgewicht und die Affinität jedes Buchstabens, so wüßten wir nicht nur, nach welchen Gesetzen sich alle Wörter in allen Sprachen bilden, sondern erkennten auch im voraus ihren Sinn. Wir hätten eine geistige Chemie und Mathematik der Sprache, wie sie zweifellos in der Welt der wahren Erkenntnis vorhanden ist.

Wie die Zahl, so liegt auch die Sprache in Gott. Und hat selbst jeder Buchstabe als eine göttliche Schöpfung einen inneren Wert, so gibt es in der wahren und unermeßlich reichen Sprache kein Wort, das wert- oder sinnlos wäre, wie auch keine Zusammensetzung der einzelnen Zahlen wert- oder sinnlos ist. — Aleph (a), sagt die Kabbala, ist die höchste, geistige Potenz des Alphabets, und sein Aussprechen regt die Lippe an zur Erzeugung von Beth (b), und dies wirkt nun zurück auf den Gaumen und erzeugt Gimel $\binom{c}{g}$, darauf hin durch die Zunge Daleth (d), und so schreitet eine Wechselwirkung zwischen den inneren und äußeren Organen fort. — Den 5 Vokalen,

als dem Inneren und Männlichen, entsprechen 5 Gruppen von Konsonanten, als der Äußerlichkeit und dem Weiblichen.

War diese Ursprache eine Manifestation, eine Offenbarung des Menschen nach Leib und Seele, so folgt logisch daraus, daß ihre Zeichen der äußerlichen Gestalt, der Sichtbarkeit des Menschen entlehnt sind, und ebenso ihre innere Bedeutung den Prinzipien seines Seelen- und Geisteslebens. — Zum Folgenden habe ich manche Anregung meinem verstorbenen Freund, Prof. Vernier in Stuttgart, zu verdanken. — Nicht dem Baum noch dem Fels haben Adam oder seine Nachkommen die Symbole abgesehen, zu denen das Wort in der Schrift kristallisiert, sondern aus dem Aussprechen der Vokale, aus ihren Beziehungen zum Menschen selber und aus den Gebärden, womit er diese Konsonanten aussprach, entnahm er sie. So bezeichnet die doppelt gesägte Linie, die Grundform von der unser S ein aufrechtgestelltes Bruchstück ist, in ägyptischer, demotischer, hieratischer, althebräischer, kufischer, altgriechischer, altitalischer, arabischer, Zend-, russischer, walachischer und auch javanischer Schrift, sicherlich nicht, wie der sonst so verdienstvolle Champollion glaubt, den weithergeholten Palmenwald, durch den der Wind säuselt; sondern ganz einfach das ungleich näherliegende, schon von Homer erwähnte „Gehege der Zähne", dem die Zischlaute entschlüpfen.

Ich glaube, daß wie jeder Buchstabe die Offenbarung einer einzelnen Kraft im Menschen ist, so auch jeder ursprünglich in seiner Form die Hieroglyphe desjenigen Teils des Körpers war, welcher eben jener Kraft entspricht und dient; wodurch die Sprache in vollem Sinn und selbst nach ihren sichtbaren Formen zur Offenbarung des ganzen Menschen wird.

Bei der Betrachtung der Sprachlaute fällt uns zuerst der geheimnisvolle Unterschied zwischen Vokalen und Konsonanten,

ſowie ihre ebenſo unergründliche und unveränderliche Anzahl auf. Wie ſchon bemerkt, gibt es mit ö und ü der erſteren 7, ungefähr den 7 Stimmungen des Lichts entſprechend, die man im Regenbogen unterſcheidet; aber warum nur ſo viele und gerade die, iſt uns unerkannt. Dagegen leuchtet uns aus der Vergleichung der Vokale mit den Konſonanten ein, daß erſtere das Gefühl und das Sein, den Geiſt, das Flüſſige, die Gegenwart, das Wollen und die Lebenskraft darſtellen. Und auch die Farben, — freilich nicht die von jeder Beleuchtung abhängige, ſubjektive Farbenauffaſſung des Menſchen, — ſind Gefühle; aber nicht menſchliche und ſchwächliche Stimmungen, ſondern Kräfte und Seiten des göttlichen Fühlens. Die Konſonanten dagegen ſtellen das Erkennen, die Erſcheinung, das Werden und das Tun, das Feſte, die Form, den Stoff und die Vergangenheit dar. Das urſprünglich allen Vokalen gemeinſame H aber iſt der Lebenshauch, der die ganze Sprache durchweht. Dabei zeigt ſich die deutſche Sprache als eine auch unbewußt tiefe, philoſophiſche und denkende, gegenüber den allerdings plaſtiſcheren, aber eben deshalb im ſtofflichen Bild mehr erſtarrten romaniſchen Sprachen; ein Vorzug des Deutſchen, der beſonders in den bedeutſamen Präfixen zu Tage tritt.

Daß manche der folgenden Beiſpiele ſich etymologiſch anders erklären laſſen, weiß ich recht gut und macht mich nicht irre. An der ſteten Bildung der nie ſtill ſtehenden Sprachen arbeiten freilich allerlei Kräfte und Gründe mit, ſo die Abkürzung und die Abnützung, die Vereinfachung, die bequemere Ausſprache und der Wohlklang uſw.; dennoch wirkt noch mächtiger das Unbewußte, das dunkle Gefühl eines jedem Buchſtaben inneliegenden ſeeliſchen Prinzips, wodurch dieſe und nicht andre ebenſo berechtigte Formen entſtehen. Auch in den letzten Wurzeln, den Einzelſilben, ma und pa, ge und be, in, na,

nu, ni, un muß jeder Buchstabe einen geistigen Hintergrund und eine geistige Ursache haben, sonst ist die Sprache aus zufälligem, sinn- und wertlosem Material aufgebaut. Daß dabei jede Sprache eine Sympathie für bestimmte Vokale und Konsonanten zeigt, ist auch wieder symbolisch für sie und wird weiter unten besprochen werden.

Der erste und der Grundlaut der Natursprache ist das ursprünglich wie alle Vokale gehauchte „A", wie manches Kind alle Vokale haucht, während in erstarrteren Sprachen, wie im Französischen und Italienischen, der H-Laut und in letzterem selbst das H-Zeichen verschwindet. Dieses A und hebräische ℵ ist mir die Hieroglyphe, die den ganzen Menschen darstellt, wie er über die Erde und durch die Zeit schreitet, eine Hand flehend gen Himmel erhebend, die andre zur Erde Besitz ergreifend senkend. Davon scheint im lateinischen A die untere, die Beine darstellende irdische Hälfte erhalten; im V dagegen, dem Buchstaben alles Wollens, Wünschens, Wehens die obere geistige Hälfte und die gen Himmel erhobenen Arme. Im X tritt das Aleph wieder auf, zugleich = 10, der Zahl des Menschen, und ist die Wiederholung des Eins und der Buchstabe des Mysteriums. Der Mensch ist passiv das Kreuz †, aktiv ×, und das große X der Welt. — Freilich liebt der vernünftige deutsche Rezensent solche „Phantastereien" nicht und dankt Gott, daß ihm derartiges auch nicht im Schlaf einfällt.

Der A-Laut, dem Posaunenklang und der Scharlachfarbe des Blutes und des Lebens entsprechend, ist das aktive Prinzip, der lebendige Hauch, der Schall, die Kraft, die Tat, die laut und jauchzend wie ein Halleluja durch die Sprache hallt und schallt. Davon einige Beispiele aus Hunderten heraus in allerlei Sprachen: action, aktiv, Tat, Arbeit, Arm, Anfang, Aar, Adler, Hand, Hall, Schall, ardeur, anima, âme, ascension,

aile, ala, ange, arme. Ferner: türkiſch aga, perſiſch aka (Herr), phöniziſch Bahal; arabiſch Allah; assah töten, Atlas (Rieſe), Abba (hebr. Vater), Aaron (der Starke), Karal ebenſo altſächſiſch. Auch ſieht man das Weſen des a an ſeiner Negation: na angelſächſiſch, perſiſch und Sanskrit für nein; nana kindlich für Schlaf, Nacht; Nirwana (ſanskrit) Vernichtung der Ichheit uſw. Dann die Ausrufe: Ah! A! Ach! Aïe! Ay! Auch die reichhaltigen Vorſilben an und ab im Deutſchen, ſowie in allen lateiniſchen und romaniſchen Sprachen ſind zu beachten, wie das Beherrſchtwerden Tauſender von Wörtern durch das vorgeſetzte a, z. B. acclamation, aspirer, attaquer, accuser, apporter, apprendre, arriver, aller u. a. Auch das a privat. im Griechiſchen und Sanskrit iſt bedeutungsvoll: pathos der Schmerz, apathisch unleidend; hier tritt a als aktivverneinend, aufhebend und vernichtend auf; gnana Kenntnis, agnana Unkenntnis; vidya Wiſſen und avidya Unwiſſenheit.

Das I, dieſer Buchſtabe der Ichheit in faſt allen Sprachen, iſt zunächſt als Bild die menſchliche Geſtalt mit dem Kopf als Punkt; dann auch der die Perſönlichkeit anzeigende Zeigefinger, und nach dem Hebräiſchen auch die Zunge im Munde. E und I entſprechen der weißen Farbe und dem goldgelben Lichtſtrahl. Zugleich iſt bei allen Völkern, die ſich der ſogenannten arabiſchen, in Wahrheit ſanskritiſchen Zahlen bedienen, das i auch das Zeichen der Einheit; ich und eins, du und zwei, er und drei ſind in allen maßgebenden Sprachen wie im Begriff, ſo auch in Laut und Schrift verwandt. E und I ſind überall die Laute der bald aktiven, ſpitzigen, beſtimmten, bald der mehr paſſiven, in ſich faſſenden, ruhig erwartenden und empfangenden Ichheit, ſo das ſtumme e in den keltiſchen Sprachen als Zeichen des Femininums. Wie ſehr E und I die Ichheit ausſprechen, ſehen wir am klarſten am perſönlichen Fürwort: Ego, ich, I, je, io

(ital.), ja (ruſſ.), jā (wend.), jeg (dän.), jag (ſchwed.), yo (ſpan.), ik (bretoniſch), jsym, ſlaw. ich bin (ſehr ſchön!) u. a. Ferner an: Isch (hebr.) der Mann, und jesch das wahre Sein; jeſtj, ſein (ruſſ.); an: Jah, Jahve, Jehovah, Jeſus, Jupiter, Jovis als höchſte Ichheiten; ebenſo iôm (hebr. Tag) die große umfaſſende Licht- und Zeiteinheit. (Vergl.: der Tag des Herrn, die 6 Tage der Schöpfung uſw.) Jonen nennt die Chemie die Ureinheiten der Stoffe; ferner ſind zu bemerken: jeder, jemand, je; in den lateiniſchen und romaniſchen Sprachen: ille, illa, illud, il, idem; ja, Idee, Ideal, Jugend, Jude, die ſtärkſte Ichheit unter den Völkern, Jahr als Einheit der Zeit. Weiter die in ſo vielen Sprachen vorkommenden Vorſilben in, auch im, il, ir, deutſch ein; ſie bedeuten das Einführen der Ichheit in . . . . Endlich iſt die Negierung der Ichheit bedeutſam in: nein, nicht, nichts, nie, niemand, nimmer, ruſſ. njät (nein); franz. ni — ni, lat. nihil, und daraus Nihiliſt, Nirwana uſw.

Das dem Blau entſprechende O iſt ſchon in ſeinem Zeichen bei allerlei Völkerſchriften der allumfaſſende Kreis, ein Ausdruck des Alls, aber auch der Kopf, das Haupt, als das Ganze im Menſchen, und das allſehende Auge. — Dieſes heißt daher in den verſchiedenſten Sprachen œil, oculus, ooge, oy, öga, occhio, ojo, olho, okior, ophtalmos, omma, woka, oko uſw. Ferner drückt das O das Große und Volle aus; vergl. die Vergrößerungsendungen one, otto im Italieniſchen und Spaniſchen. Auf den Faröer und im Norwegiſchen heißt ö = Inſel, alſo ein Auge im Meer; und auch ein Ganzes, Abgerundetes bedeutet das O, wie es im Lateiniſchen und in romaniſchen Sprachen den Begriff der Totalität ausdrückt; omnis alles, opus alles Getane; opinio alles Gemeinte; oratio alles Geſprochene; orbis der Weltkreis; os das Antlitz; ovum

das Ei u. a. Im Griechischen haben wir: on das Seiende; holon das Ganze; onta alle Dinge; onoma der den ganzen Menschen bezeichnende Name; okeanos das die Welt umfließende Weltmeer usw. Die Negation des O ist die Negation des Alls. So im franz. und lat. non, engl. no, not, none, ital. no.

Endlich tritt uns überall das U, dieses Abbild des Schlunds, als Laut des unbewußten Duldens, aber auch des Murrens und der Verdunklung entgegen, der dunkelgrünen Farbe des unergründlichen Abgrundes, des Ozeans, entsprechend. — Daher bezeichnet das U die sowohl stoffliche als geistige Tiefe. So schön in der Vorsilbe ur; ferner in: Grund, Abgrund, Schlund, Mund, Fund, Grube, Null, Mut, Wut, Schuld, Huld; lat. umbra Schatten, obscurus, unus, una die unerforschliche Einheit, ullus, nullus; doux (sanft) erinnert an: dulden und Geduld; dann die Negation in „un“ und „un“ als Verstärkung der Dunkelheit; so ist un, unus (ein) seinem Urwesen nach die Negation des „Vielen“. „Nenne deine Puppe Kunigunde,“ sprach man zu einem kleinen Mädchen. „Nein,“ sagte es, „das ist zu dunkel.“ Das Ü dagegen ist die zuerst schüchtern und süß aus dem dunklen Grund hervorschlüpfende Ichheit, das Sprühen und Spritzen des Frühlingsgrüns und der Blüte.

Auf das allumfassende O des Basses und Grundtones des Alls baut sich das aktive A des Tenors auf; das Weib aber, die subjektive Einheit, singt in I und E im Sopran ihre Ichheit aus; U ist der tief empfundene Alt. In A und O liegt das All; O ist das Sein; A das Tun. „Ich bin das A und O“! Darin liegt noch ganz anderes als bloß: Ich bin der Anfang und das Ende. Die ganze Mitte haben wir hier.

So veranschaulichen die formlosen Vokale die großen inneren Prinzipien des Seins: in A die aktive Kraft der Tat, in E und I die leidende und willige, sich spitzende Ichheit, in O das große, volle Wollen Gottes, in U den dunklen Urgrund des Duldens. — Die Konsonanten dagegen, an die einzelnen Teile der menschlichen Gestalt anknüpfend, drücken mehr die äußerlichen Seiten der Existenz aus. Entsprechen jene ersteren den Hauptstimmungen und Seiten des Seins und Daseins, den Farben und Gefühlen und Stimmungen unserer Existenz, so die Konsonanten mehr den Formen und Gestalten, den Tätigkeiten und Auffassungen unserer Seele.

Ebenso klar wie bei den Vokalen tritt uns bei den meisten Konsonanten, so bei b, f, h, k, l, m, n, r, s, t, w die geistige Bedeutung derselben entgegen.

Das B, dieser Lippenlaut, in zahlreichen Schriften auch durch die schöne Hieroglyphe der Lippen im großen B ausgedrückt, einerseits mit dem weicheren V und W, andererseits mit dem härteren P, wie graphisch so auch lautlich und geistig innig verwandt, ist das Zeichen der Lippe und des Mundes: labium, labbra, lèvre Lippe; bouche, bocca Mund; und der Rede: parlare, hablare (span.). Deshalb tritt in fast allen Sprachen der Vater dem Kind gegenüber, als der da redet, spricht und gebeut, und es geschieht, in: Abba, Baal, Papa, Pope, baba, babbo, bassa, pascha, pater, padre, père, pae, padar (persisch), batar (syrisch) u. a., daraus vader (Vater), fader, father; umgekehrt und doch vielfach gleichlautend, aber nur mit dem weichen b, heißt das zu Sprechen anfangende, babbelnde Kind: Bube, babe, baby, boy, bébé; syrisch babia; phönizisch babion; arabisch babah; irisch baban usw.

Vergl. ferner zur Charakterisierung des b und p: biblos, Bibel, Babel (das Babbeln), bitten, beten, beißen, brummen,

blaſen, blöken, brüllen, bellen, plappern, plaudern, prahlen u. a. Franzöſiſch, z. T. aus dem Lateiniſchen, babiller, bâiller, bavarder, baver, blaguer, barbotter, boire (bibere), blâmer, bouchée, bah! bruit; Engliſch to beg, brag, brawl, babble, blubber, bawl, bell, bite.

Aber B iſt auch der Buchſtabe des kräftigen Hinausſtoßens; ſo in boom, bang, bum, in vielen Sprachen für den zum Kanonenmund hinausbrechenden Donner gebräuchlich; es drückt auch das Hinausſtoßen aus in den Zeitwörtern puffen, push, pousser; damit in Zuſammenhang bull, boeuf, buffle, Büffel: der mit Kopf und Hörnern vorwärts ſtoßende Stier; ja auch in „Baum" als einem aus dem Boden wie das Wort aus den Lippen mächtig Hinausdringenden.

C ſtellt auch bildlich die Hand, die nimmt, dar; capio daher capieren, faſſen. Es erklären ſich aus dieſem Erfaſſen der Hand und aus der Handform: cueillir, capax, capto, captif, captio, captatio, engliſch to catch, ſpaniſch coger, griech. chao, carpo pflücken, cavus hohl, caverne. In col, alſo c und o, haben wir den Kollektivbegriff von Zuſammenraffen: colligare, colligere, collecter ſammeln, componere zuſammenſetzen, concipere auffaſſen, franz. conception; copia Vorrat, coupe Becher, und überhaupt in den von den Vorſilben col, con und com beherrſchten Wörtern.

D, d iſt das Bild des hingeſtreckten Arms mit der Hand, die gibt, und zunächſt der Buchſtabe des reinen Gebens: Sanskrit Davas = Gott, von dio Licht ausſtrahlen, ſpenden, Deus Dio, Dieu, litauiſch Dievas, isländiſch Dia; dare, donner, don, dot, dotare, da; vergleiche „dar" in allen Zuſammenſetzungen. Aus dem Begriff des Gebens hat ſich logiſch der Partitivartikel gebildet, wie in distribuer, dispenser, dissiper, diviser; ſo bittet der Franzoſe um die Gabe mit: du pain!

de l'eau! des habits! Ebenso zeigt sich der Teilungsbegriff in der Vorsilbe de, ähnlich dem ab, aus, ent, und etwas davon in déchirer, dépouiller, dérober, auch in distinguer, divertir, dissoudre, divorce, distiller usw.

F, nahe mit V und dadurch mit B verwandt, ist das gefesselte, fix und fertig, zum Faktum fest gewordene Wort. So faßt die Sprache in großartiger, mit der Bibel übereinstimmender Philosophie den Sohn in: filius, fils, fieu, figlio, filhe (ung.), fiù als das vom Vater ausgehende, durch das fiat festgewordene Wort. — Siehe das Ev. Johannis. — Überhaupt läßt die Sprache durch ein schönes, meines Wissens bisher nicht bemerktes Gesetz in prächtiger Symbolik das weiche Wehen, Wünschen und Wollen des Herzens zum schon härteren Verbum, verbe (franz.), verb (engl.) gerinnen und dann zum harten Faktum, fait, fact, fatto, zur Tat werden. So verhärtet sich im Englischen der unendliche Infinitiv zum Geschehenen, zum abgemachten Partizip der Vergangenheit, und ebenso zum Hauptwort: to leave, to bereave wird zu left und bereft; to lend, rend, spend zu lent, rent, spent; und ebenso to live, to give zum Hauptwort life, gift. Ebenso wird im Französischen das weiche Tun in peindre, pleindre, attendre, entendre, perdre zum harten Hauptwort der geschehenen Tat: peintre, peinture, plainte, attente, entente, perte. So verhärtet sich im Angelsächsischen wäs Wasser zu foss Wasserfall und vergeistigt sich umgekehrt vine die Rebe zu wine, der Wein; wie auch b oft zum p, d zum t, c zum k verhärtet und sich s in z, ts oder x geistig bedeutsam verwandelt. So enthalten folgende Wörter alle den Begriff des zu etwas Kristallisiertem, Festgewordenem Gemachten und haben mit dem Faktum zu tun: Fertigkeit, Festigkeit, Fähigkeit, Form, Figur, Fessel, Faust, Finger, Fleisch. Auch: fatum, figura, forma, fabula (das

Gedichtete), facundia (Redefertigkeit), fabrica (Machwerk), facere, finire, festum, fortis, fortuna u. a.; weiter faire, fantaisie, fancy, faute, ficher, flanquer usw. Und dasselbe drückt stets die Vorsilbe „ver" aus.

Im G, diesem Gurgel- und Gutturallaut, liegt der Begriff des Gesamtinhalts und von sich Gebens, des Gebärens, der Gesamtheit und des Ganzen; so griechisch: gè, die allgebärende Erde; so im Deutschen die kollektive Vorsilbe ge: Getier, Gewürm, Geflügel, Gebein, Gewächs; sie entspricht der franz. kollektiven Endung age: feuillage, plumage. Ebenso, nur allgemein: Gott, Gnade, geben, ganz, Glück, Gut, Gunst, gnana (Sanskrit) das Gewußte. Dazu auch der Begriff des Verschlingens; vergl. Grube, Grab, Grund, gorge, gouffre, gueule, goulet, gourmand, goûter, goinfrer, engloutir usw.

Das H, ursprünglich, wie oben bemerkt, bei jedem Vokal als der Hauch der Seele vorhanden, in den orientalischen Sprachen und bei Berg- und Wüstenvölkern jetzt noch kräftig, wurde schon in vielen alten Alphabeten, so im Altitalischen, Altgriechischen und Phönizischen vermittelst zweier senkrechter Linien durch Querstriche oder eine Spirale verbunden, wie unser H dargestellt, und ist ein Bild der Gurgel, des Kehlkopfs; drückt das Wehen des Hauchs in die Höhe aus; so vor allem in haleine (franz.), Ruach (hebr. Hauch), davon ruchbar und riechen, sodann in haben, als ein Sehnen, Heben, Hegen, lat. habere, engl. have; angels. habban, holländ. hebben, schwed. hafva, ferner in Hall, Herz, Harm, Höhe, Erhebung, Heil, Heiland, Himmel (heaven), Halleluja! — H ist auch durch ch mit g verwandt, sodann mit k: Hauch und Geist gebärt Kampf.

Das K, ursprünglich als die Faust am Arm und danach als Keule geschrieben, altitalisch, altgriechisch, phönizisch als Dreschflegel oder Arm mit Dolch, phönizisch mitunter genau als

Schlachtbeil, wurde früher und jetzt noch bei den Orientalen mit hartem Kehllaut ausgesprochen, ist der Buchstabe der Kraft und des Kampfes und kommt oft mit dem R des Zerreißens vor. Dessen Geist fühlt man an: Krampf, Krieg, kreuzigen, krümmen, krachen, krächzen, kränken, Kritik, Kerker, Kralle, — kandjar (jav. Dolch), Kain, Khan (tartarisch Herrscher), karal (altsächsisch) der starke, markige Mann, daher Karl und Kerl und Jarl und Earl; ferner können, König und Kaiser, Anker, kühn, katal (hebr. töten), kill (engl.), auch crush und crunch; kick (griech. kekio); couper, coup, coteau, cruel, écraser, cruccio (ital. Grimm), cozzare hart stoßen, crux u. a. Man beachte auch das negative N in Knecht, Knebel, knirschen, knurren u. a.

L ist der gen Himmel erhobene, flehende, lobende, verlangende Arm, die gelobende, nach oben strebende Hand und drückt die Gottesanrufung und die Idealität aus; so vor allem in: El (hebr. Gott) und Zusammensetzungen: Michael, Gabriel, Bethel usw.; ferner mit des Geistes Hauch, mit h verbunden in Halleluja, Heil, heilig, Himmel, Hölle, hell, Hall; siehe ferner: Seele, Engel, Licht (dän. Lys, engl. light); Leuchte, Lied, Leid, Laut, Lob, Lust, Luft; Leben, life (engl.), als Zeitwort: leofan, lifian (angelsächsisch), liban (got.), lefwa (schwed.), ljubi'tj (russ.), lieven (holl.), loab (Sanskrit), libere (lat.). (Zu bemerken, wie „leben" und „lieben" gleiche Wurzel haben; denn Leben ist lieben.) Ferner in der lateinischen und in romanischen Sprachen: lux, lumen, luna, laetitia, libertas; lingua, ala, lumière, élévation, lame, lion, lis, aile, hélas! u. a. L ist aber auch in philosophischer Übereinstimmung mit dem Vorigen der Buchstabe des Flüssigen, liquide, (vergl. das l mouillée des Französ.) und des Fließens, so in couler, flow, Fluß, fluidum, float, Flut, Floß, flott, Flotte usw.

Daß das M in der Naturſprache ein Allumfaſſendes, einen Kreis, eine der weiblichen Leiblichkeit entſprechende Wölbung bedeutet, aus der etwas wird und hervorgeht, das bezeugt uns vor allem das gewichtige Wort: Mutter, mater, mère, Mama, mamma, maman, mother, madre, matj (ruſſ.), matka (poln.), mac (wend.), moder, mor (ſchwed.), maï (ind.), moder (dän.), moeder (holl.), mae (portug.), mêter (altgriech.), madar (perſ.), mada, mata, madra, meddra (Sanskrit), altägyptiſch: muth, tibetaniſch: ma, ſiameſiſch: me, u. a.; je nachdem das paſſive Dulden und Empfangen, oder die Zerreißung, oder das aktive, hervorgehende Prinzip hervorgehoben wird, jedoch faſt immer mit dem fortſchreitenden T (Entwicklung), ſo in matrix, matrice. Alsdann finden wir den gleichen Begriff des M in: Menſch, Mann, Sanskrit man, manusch, franz. mâle, ferner in Mitte, mehr, more, Macht, Meiſter, Magie, Mut, Mythus; auch ſehr ſchön in Himmel, Heim, Keim; auch mort, Mord, moru (altſlaw.), morior (lat.) ſterben; ferner in mundus, monde, Meer, mare, mer, Mund, Maul, mouth. Endlich ſpricht ſich das Umarmende des M im Poſſeſſiv aus: mein, mon, mien, mio, my, mine, min, men, moy u. a. Das Umfaſſende tritt vor allem in dem Präfix „um“ hervor, ferner in much (engl.) viel, ebenſo myeken (ſchwed.), multum (lat.), molto (ital.), mucho (ſpan.), muito (portug.), moc (tſchech.) u. a.

Wie ſehr N der Buchſtabe der Verneinung und der Negation (negare, nier) iſt, haben wir ſchon an allen Vokalen erkannt; ferner an nein, non, no (engl.), no (ital.), na, ne (angelſächſ.), ne (ruſſiſch), na (perſ.), na (Sanskrit), nichts, niente, nullus, neowight (ahd. nicht = Ding), never; naefre (angelſ.). Schön zeigt ſich das auch am Wort: neu, nouveau, new, neow (angelſ.), nua (ir.), newyz (wend.), novus (latein.), nava, non (hindoſt.), nawa (Sanskr.), das Neue iſt

ſtets ein noch nie Geſehenes, noch nie Dageweſenes; ebenſo an naus (Sanskrit), naus (griech.) das Schiff, nef, navis, nave, navire; denn das Schiff iſt die Negation des Waſſers, eau, ave und awa, affe, aiſa, aage, das nicht eindringen ſoll. — Kann man beſſer das Gefühl des Schiffenden malen? — Ebenſo: nirwana (nir, nein; wa, der Hauch), alſo die Negation der wehenden, hauchenden Seele. Ferner iſt bedeutſam: Nacht, dieſe Negation des Tages, wie nuit, night, notte, noche, (ſpan.), nox, nyx (griech.), nat (dän.), natt (ſchwed.), notschj (ruſſ.), nosch (ſlaw.), nocht (iriſch), nischa (Sanskrit); endlich das n in ein (nicht das Viele) und in hinein (nicht das Große draußen). Ebenſo heißt in Negerſprachen und auf Tahiti na du, d. h. nicht ich, nicht aktiv; denn ich, du, er, entſprechen geiſtig der aktiven, paſſiven und neutralen Form des Zeitworts, dem Männlichen, Weiblichen und Neutrum; im Sanskrit nennt die Frau ihren Mann: poti der Herr, und er ſie: potni nicht der Herr. Mexikaniſch heißt eſſen, alſo verſchlingen, vernichten: iniqua; Fleiſch, alſo ein Totes: naca; Fleiſch eſſen, eine ſchon tote Ichheit vernichten heißt: nin acagua. Vom deutſchen Infinitiv, ſagt Dr. Wienbarg: „das n iſt darin das Zeichen der Abſtraktion, alſo der geiſtigen Negation," die nur zu ſehr den Deutſchen ſchwächt.

Das R, ſchon altgriechiſch, phöniziſch und altitaliſch als Keule oder dreieckiges Schlachtbeil geſchrieben, ſteht unvermittelt und von allen getrennt da, iſt der Buchſtabe des Zorns, des Grimmes, der Rache, und brüllt aus dem Rachen des zerreißenden Tigers. Im Geräuſch, Lärm, Schrei, Kreiſchen (crier, to cry) rauſcht, ſchreit, raſſelt, röchelt, rumort es. Es iſt auch der Buchſtabe des Reißens, des Beraubens und Raffens, to rob, rape, ravir, rapere, ran (ſkand.), rooven (holl.), roffa (ſchwed.) Raub. Ferner wird ſein Sinn erkannt an rauh, roh (franz.

und engl. rude), reißen, reiben, ringen, rügen, rütteln, herb, hart, grob, barſch, ſcharf, ſtreng. Es kommt öfters durch z verſtärkt vor: zerreißen, zerrütteln, und allgemein in „zer“, wie auch déchirer, lacerare, to tear (engl.) Vergl. ferner: râcler kratzen, rafler raffen, rapide raſch, reißend, ras geſchoren, raser raſieren, ravir rauben, rayer ritzen, réfracter Strahlen brechen, rétrécir beſchränken, rôtir, griller röſten, révolter empören, rouer rädern, ruiner verderben, mordre, trancher etc.; sar, tsar, Czar (= Cäſar, Kaiſer), aſſyriſch und ruſſiſch Herr, hängt mit Zacher, arabiſch der Zerreißende, zuſammen. — Warum und wie dieſer Buchſtabe der chineſiſchen Sprache, alſo einem Viertel der Menſchheit, verloren gegangen iſt, iſt rätſelhaft.

Das S, wie ſchon bemerkt, das Gehege der Zähne darſtellend, iſt der Buchſtabe des Liſpelns und Säuſelns, des Zwitſcherns und Züngelns und Ziſchens, der Spitze, des Stichs, des Sichtens und des Splitterns und des Sonderns, separare. So in ſtechen, Stachel, Stich, Sünde, sin, Stil, Spitze, Stück, Splitter, ſezieren, ſägen, Säbel, Spieß, ſcheiden, ſchneiden; ferner in solus, seul, salvare, sauver, sans, secret, sécréter (abſondern), sévère ſtrenge, siffler. Im z = ts wird das ſ härter, wird zum Zerreißen, Zerſetzen, Zerfetzen und Verletzen, Zerſchmelzen; vergl. die Vorſilbe „zer“ in allen Zuſammenſetzungen; ferner Zahl, Zaum, Zaun, Zorn, züchtigen, zwingen, zweifeln, Zwietracht, franz. zizanie.

Das T, die Hieroglyphe des Menſchen, ihn mit ausgeſtreckten Armen darſtellend, iſt der Buchſtabe der Zeit: tempus, tempora, temps, time, timme (ſchwed.), tim, tima, aeternitas, Tag, tauſend, franz. tôt, bientôt, tantôt, sitôt, und enthält ſomit verſchiedene, ſich aus der Zeitidee entwickelnde Begriffe, die der Sache gemäß mehr in Zeitwörtern zum Ausdruck kommen. So erſtens den des Fortſchreitens. Vergl. Schritt, Tritt (Tathâ-

gata, der Fortschreitende, Buddha), Takt, tick-tack, treten, trampeln, trappen, tappen, tanzen, tasten, tätscheln, auch im Ton: toben, tosen, donnern, trompeten, trommeln, tambour, timbre, trillern, trällern. Zweitens entwickelt sich aus dem Fortschreiten in der Zeit das Tun, die Tat, nach ihren verschiedenen Seiten: teilen, tilgen, trennen, treffen, tragen, tummeln, turnen, franz. tourner, ferner z. T. aus dem Lateinischen, tenir, tirer, traiter, tordre, torturer, tourmenter. — Drittens ergibt sich aus allem diesem Tun der Begriff der Totalität: totus, total, tutto, tout, trop, Titan, Titel, terra, Tempel; und des Todes: tuer, mattare, töten, von der Wurzel „than“ (deutsch dehnen), dahinschlagen, lang hinstrecken (vergl. in Homer „der langhinstreckende Tod“).

Das so schöne W, der Buchstabe des Geistes und des Wehs, in V härter zusammengezogen und also verwandt mit B, dem Buchstaben der Lippen und der Sprache, ist das Wehen des Windes, das Wollen, Walten, Wallen, Wogen, Weilen und Weisen des Geistes in die Weite; daraus wird: werden, Wesen, Werk, Wort, Wille, Wohl, Wunsch, Wunder, Wahrheit; in der Natur: Welt, Wind, Wolke, Wetter, Wärme, Wasser, Welle, und auch, wie schon bemerkt, der Name des Ausländers und Wanderers: wohalisk (ahd.), vealk (mhd.), walch d. h. der daher Wallende, daher Walis, Walachei, Wales und Welsch und Walnuß. So auch die weithinreichende Frage: wer, welcher, was, wo, wie, wann, warum; engl. who, what, which, when, why, where?

Im verwandten V konzentriert sich das Geisteswehen und wird greifbar; vergl. auch hier die Bedeutung der Vorsilbe „ver“ als einer Vollendung. Dann: Vokal, voyelle, vowel, Volk, voll, vor; volere, vouloir; voie, vent, vapeur, vie, vision, vide, void, virtus, violentia, volumen. Schön ist,

daß schon bei den Indogermanen die Wurzel vaida, im Griechischen derselbe Stamm, und auch im Gotischen vid, veidon, vide, „vitan“ zugleich „sehen“ und auch „wissen“, also geistiges Schauen, bedeutet. — Auch hier zeigt uns die Sprache, die alles weiß, prächtig, wie oben schon bemerkt, wie das Wehen des Geistes zuerst zum Wollen und Sehen (volere, videre), dann zum Wort, verbum, verhärtet und endlich erstarrt nnd verarbeitet wird zum Faktum und Fatum.

Endlich ist das X als Ks aufzufassen, entspricht wohl den verschränkten Armen und ist auch als verschobenes Kreuz das Zeichen des Unbekannten und des Mysteriums.

So erkennen wir in sämtlichen Buchstaben nicht bloß tote und zufällige Zeichen und Bezeichnungen der Laute, sondern geistige und bedeutsame Äußerungen des Halls und des Alls, und zwar in den Vokalen allgemeine, in den Konsonanten auf den Menschen als Mikrokosmus zurückgeführte; und weil ihr Vorkommen und ihre geistige Bedeutung allen Sprachen gemeinschaftlich ist, so sehen wir darin die noch vorhandenen und überhaupt nicht zu vertilgenden Spuren der Ur- und Natursprache.

Diese Spuren finden sich selbstverständlich am häufigsten in den geistreichsten Sprachen; aber auch, und oft in erstaunlicher Klarheit, in den wenig ausgebildeten Sprachen, auch bei geographisch und historisch getrennten Völkern; denn wo auch klein das Wesen des Menschen, bleibt stets groß sein Ahnen. So heißt chinesisch der Vater fu, die Mutter mu, der Mensch jin, die so wertlos geachtete Frau niu; du heißt ni (nicht ich), ta ta ta heißt vorwärts oder weiter marschieren; in ihrer Kosmologie heißt das männliche aktive Prinzip Hiang, das weibliche passive Hieng. Man sieht die schöne Übereinstimmung mit unserer Theorie. Auch die Sprache der Polynesier, dieses auf kleinen Inseln im ungeheuren Ozean zerstreuten Volks voll

myſtiſcher Ideen und ſchattenhafter Schrecken, mit ſeiner zarten Poeſie und Menſchenfreſſerei, mit dem langen finſteren Schweigen und der ausgelaſſenen Luſtigkeit dieſer Rieſen, die an Schwindſucht ausſterben, hat prächtige und bedeutſame Worte der Naturlaute, ſo: ia, ich; na, du; ao, die Welt, das All, das Zentrum, das Herz der Dinge (alſo auch hier das Alpha und Omega); moe, Schlaf, Geheimnis, Tiefe; moana, die Abgründe des Meeres und des Himmels; nina, begraben, wegtun; nupa, Finſternis, Traurigkeit; nioni, Göttin der Zwietracht und des Mords; tapu horrorora, der Weg des Schreckens (vgl. franz. horreur), der Weg der Seele im Geiſterreich.

Wie im voraus zu erraten, finden ſich dieſe gemeinſamen Spuren mehr oder faſt nur in den urſprünglichen, zwei- bis dreiſilbigen, Grundbegriffe ausdrückenden Wurzelwörtern, nicht aber oder weit nicht in dem Maß in zuſammengeſetzten und nebenſächlichen, in denen die abgeriebenen und abgenützten Wurzeln kaum noch zu entdecken ſind.

Daß oft das gleiche Weſen in verſchiedenen gleich ausgebildeten Sprachen ganz anders benannt wird, darf uns nicht wundern, da es zur Freiheit der Sprache gehört, ein Sein von verſchiedenen Seiten ſich anzuſehen und dasſelbe demgemäß auszuſprechen. So wird Gott: Jehovah, Jahwe, Jah, Elohim, Adonaï genannt, dazu noch der Starke, der Barmherzige, der Ewige; ſo ſollen die Araber für das Schwert 1000 und für den Löwen über 500 Namen haben: der Verſchlingende, der an wüſten Orten Wohnende, der Donnerer oder Brüllende uſw. So kennt das Sanskrit 54 Benennungen für König, 13 für Berg, 10 für Baum; im Isländiſchen ſoll es 120 Namen für Inſel geben (Dr. Hartenſtein). So ſtammen in verſchiedenen Sprachen die Wörter: mors, mort, moru uſw. aus der Wurzel mar (ſanskrit mürbe), dieſe hat die deutſche

Sprache in „Mord“ bewahrt und die englische in murder; dagegen tritt in Tod und töten, von than hinstrecken, der Begriff des dahin-, fortschreitenden, alles niederstreckenden Todesengels zu Tage; in „Sterben“ endlich die Wurzel „star“, Begriff: stürzen. So haben wir die Formen von Mater kennen gelernt; wenn aber im Sanskrit das Mütterchen und überhaupt die ältere Schwester atta heißt, daher griechisch, lateinisch und gotisch: atto Mütterchen (aus Atta Vater, davon unser Ätte) so bedeutet es die Herumtrippelnde und fleißig Schaffende. — So enthält das deutsche „Gott“ die Begriffe von gut und geben; ganz logisch, denn Wesen des Guten ist's, daß es sich gibt; das italienische „Iddio“ dagegen mehr den Begriff der allgebenden Ichheit usw.

Die Verstärkung der Lautbedeutung durch Wiederholung tritt am meisten in der kindlichen Rede zu Tage. So in den verschiedenen Sprachen (man beachte die schöne Übereinstimmung der Laute mit dem bisher Gesagten): Mama, Papa, baba, lala (Kindsmagd), bébé, bonbon, fifi (Puppe), lili, tata (laufen), nini (essen), nana (schlafen) usw.; aber das findet sich auch bei allen Naturvölkern. So in Honolulu, Udschidschi, Makalolo. Titicaca, Kukunoor, Tse-tse; tin-tin Schnee, ut-ut Holz bei den Korjäken. Das scheint auf einem geistigen Gesetz zu beruhen. Vergl. Christi: Wahrlich, wahrlich, ja, ja, nein, nein, u. a. — „Die Wiederholung,“ sagt Napoleon I., „ist die stärkste Figur der Rhetorik.“

Schön erklärt sich aus diesen Prinzipien manches Grundwort. In Übereinstimmung mit unsrer Auffassung lehrt die katholische Kirche, daß der Name Jehovah die Aussprache sämtlicher Vokale J, E, O, U, A (mit dem Hauch) einschließt. Es ist noch nicht bewiesen, daß die Juden niemals Gott unter dem Namen Jehovah angebetet hätten. „Sechs S'phiroth“ (Aus-

funkelungen), sagt die Kabbala, „bilden den Namen!“ (s. Molitor II, S. 243). So viel steht fest, daß über 1000 Jahre lang eine auch vom heiligen Geist durchwehte christliche Kirche es getan hat, was uns ebenso bedeutsam ist. Davon sagen wir: in Je ist Gott die große aktive und passive Ichheit; in O das All, in A das Leben; und in schöner Übereinstimmung finden wir darüber in Böhme: „Die Einheit ist das J; das E geht in sich, das H O macht eine Zirkumferenz oder Umschluß seiner selber. Das V ist Geist; und in A faßt sich der Geist zu einem wirkenden Leben.“ Der Ägypter aber nannte den obersten Gott der Götter Ua en Ua, das Eins aus dem Eins; also aus dem dunklen Urgrund (u) leuchtet die aktive Kraft (a)! — Adam, richtiger Hatam, ist alsdann der lebendige Hauch, der Dahinschreitende, alles aktiv Umfassende. In der oft so symbolischen deutschen Sprache ist Ma/nn das allgemeine, allumfassende Aktive; We/ib aber (denn die erste Silbe, der Eingang ist für das Wort maßgebend, weshalb in vielen Sprachen dieser Hauptton mit einem großen Buchstaben begonnen wird) das Wehen und Weh der sanften (e), redseligen Ichheit (i, b). Vergl. ferner: homo, femina, homme und femme, masculin und féminin; Adam und Eva u. a. Der Geist einer jeden Sprache, das Unbewußte in ihr, wählt jederzeit eben aus dem Etymologischen das, was ihm zusagt, macht daraus lebendige Worte und läßt andres schwinden; darauf beruht das stete Werden und Vergehen aller Sprachen. So charakterisiert das „ja“ die deutsche Sprache als eine hohe, geistige, der Natursprache verwandt; oui und yes, auch das italienische si stehen nicht so hoch; no und non dagegen sind größer als „nein“. Die Negation der Deutschen leidet an Subjektivismus. Wie treffend das Wörtchen „Ei“, das schon als Urwort, gleich dem auch so bedeutsamen „Ôm“ Indiens, am Tempel von Delphi

ſtand; ein E, alſo ein Femininum, Empfangendes, Brütendes, das zum I der Ichheit ſich entwickelt. In „Keim“ kommt dazu das durchſchlagende „K“. Schön iſt das lateiniſche „nomen“; daher nom, nome, Name, name; zuerſt liegt in no die Negation, die Abweiſung des Alls wie in „nein“ und „unus“, dieſe erſte Bedingung und Begrenzung der Ichheit; dann im men oder min (nomini) ein poſſeſſives Umarmen eines Ichs.

Wer ſich in dieſe Naturlaute und ihren geiſtigen Inhalt einlebt, empfindet die Schönheit ſo manchen, von der unſterblichen Seele ausgehauchten Wortes. — Wie ſchön im Sanskrit: „vulka“ die Flamme! Wie weht ſie in vul ſo weich und aufwärts ſtrebend, tötet aber im ka; denn wo die Mörderin hinzüngelt, vernichtet ſie das Leben. — Wie groß in gewaltiger Umfaſſung das hebräiſche „Jôm Jahve!“ Tag Jehovahs! dieſe ſtarke, einzige Einheit der Zeit, die im Griechiſchen aiôn und in unſern Äonen wiederklingt. — Forte Deus! wie tönt das ſo mächtig und doch ſanft ausklingend, wie jede echte Kraft! Im hebr. „tohu vabohu“ = chaos — auch ein großes Wort —, hört man das a und das o im Urgrund miteinander ringen; davon ſelbſt das Volk in Frankreich ſein tohu bohu gemacht hat. — Ebenſo ſchön und zutreffend ſind im Sanskrit die Namen Gottes: Zuerſt **ôm** oder **aûm**: das allumfaſſende All, nach der Brahmalehre das Unausſprechliche, Neutrale, Gott vor und außer der Schöpfung. In der Baghavad Ghita ſpricht das Wort Brahmas: „Unter den Worten bin ich das eine Om und unter den Buchſtaben das A“ (X, 25. 33). So ſchreibt P. Wurm (Buddhismus): „Den wachenden Zuſtand bezeichnet das A, den Traumzuſtand das U, den tiefen Schlaf das M.“ — Ferner brâm, in der Naturſprache das B des Ausſprechens, dann in R das Getrennte vom All, weiter das aktive

Prinzip A, aber auch das (in der Schöpfung) allumfassende M. — Daraus Brahma, der Schöpfer, der Vater, nach der Brahmalehre: der, der sich selbst kennt, den die Welt nicht kennt; Vischnu (die durch das Wort entstandene Ichheit samt ihrem Leiden) der Erhalter, der Sohn; endlich Schiwâ oder Skiwa (die Trennung in S, tötend in k, die wehende Ichheit: iva) nach den Brahmanen: der Zerstörer; und alle bilden die Trimurti, Trinitas, die dahin schreitende Offenbarung Gottes. — So sagt die jüdische Tradition: „abbah! das ist das geoffenbarte (bb), aktive Prinzip (aa)."

Endlich erkennt man aus dieser Symbolik des Lautes auch die geistige Tonart und Farbe einer Sprache. So besitzen die Sprachen der tropischen, in der freien Natur lebenden Sonnenvölker eine Fülle von hellen Vokalen und kräftigen Naturlauten, gegenüber den mehr in Städten lebenden, im Haus sich aufhaltenden, nördlicheren Völkern, deren Laute oft wiederum an das Klagen und Säuseln und dumpfe Rauschen des Windes in den düsteren Tannenwäldern erinnern. Auch haben jene Völker des Südens der Entsprechung von Vokalen und Grundfarben gemäß, wie eine reinere Aussprache der ersteren, so auch einen kräftigeren nnd heitreren Farbensinn als die Nordvölker. Sanskrit, von dem ein Philologe meint, diese Sprache sei viel zu schön, um je Volkssprache gewesen zu sein, drückt schon kraft des durchaus vorherrschenden A (Deva nagari: Götterschrift) ein klares, aktives, heiteres, lebendiges Denken und Tun aus; ebenso die Maorisprache der im blauen Meer, im Sonnenschein in tropischer Farbenpracht lebenden Polynesier: Ja ora na loti! Wie dumpf und farblos das Deutsche: Ich grüße dich Blume! Oder ebenso: Gib uns den Frieden! mit dona nobis pacem! verglichen. Auch das Italienische hat eine Fülle von Vokalen, die aber nicht in gleichem Maß von entsprechenden

Konsonanten regiert werden; es entbehrt des h, x und überhaupt der zusammengesetzten Konsonanten; ist also im allgemeinen mehr eine weiche, heitere Sprache der Farbe und des Gefühls, als des Hauchs, der Kraft und der Tiefe; vergl. Tasso und Ariost mit Goethe und Shakespeare. Wohl ist ein Dante in der Aussprache und Plastik der Leidenschaft unübertrefflich; aber wie weit zurück in der tiefen Theosophie gegen einen Jakob Böhme! Griechisch und spanisch sind kräftig, frei, harmonisch ausgebildet; beide sind durch ihre O umfassend und als ein Ganzes in sich von anderen abgeschlossen, voll und stolz, wissen wenig von Leiden und Weltschmerz. — Anders der Deutsche, der im Denken über die Begriffe von Sein und Werden in wahrhaft philosophischem Satzbau sich bewegt. Er versteht und verwertet die Konsonanten nach der Natursprache besser als die romanischen Völker; diese dagegen, wie auch Naturvölker, die Vokale. Ihm mangelt vielfach das A, also schnelles Tun und effektreiche Rede, auch einigermaßen das O, also die große, rasche Übersicht, während das I, das W und besonders das E und R vortreten. Der Deutsche ist daher weniger Optimist und umfassend, als gelehrt, Partikularist und Spezialist; nicht das All, nicht die Einheit, sondern die Einzelheit, auch in der Politik, ist ihm wichtig; daher seine Gründlichkeit und seine Zergliederung und seine Kritik. Schon in der so häufigen Endung „en" liegt Tiefe, aber auch Negation; etwas Trübes in dem dumpfen „tum" und „ung"; die überreichen „e" und zahlreichen „u" deuten auf Bescheidenheit und Duldung (man vergleiche das beliebte Passiv: es wurde mir gesagt, es würde sich lohnen, es wird sich machen u. a.) und auf den im Ganzen trüben Grundton seiner Weltanschauung; vergl. Hegel, Schopenhauer, Hartmann und selbst Goethes Faust mit den heiteren Denkern Plato, Sokrates, Pythagoras, Seneka, Epictet usw.

Die Eigentümlichkeit der deutschen Sprache, jeden Infinitiv auch als Hauptwort aufzufassen, während das Französische z. B. das nur als seltene Ausnahme gestattet, kennzeichnet das abstrakte Denken des Deutschen und die subjektlose, atheistische Richtung seines Philosophierens. — Noch leidender und duldender sind die slawischen Sprachen mit ihren „i" und „e" und ihren Doppelkonsonanten, den zersetzenden s, z, sch, sl, sts, glie und wehmütigen, wünschenden wt, wl, lw; Formen, die nach Inhalt und kräftiger Vokalfüllung förmlich lechzen und nach der Leere des Nihilismus schmecken; sie erzeugen die Literatur der Unbefriedigung eines Puschkin, Gogol, Turgenieff und die philosophisch-religiösen Träumereien des guten Tolstoi. — Durch sein stummes, übrigens in Wörtern wie flamme, âme u. a. poetisch ideal verklingendes e kennzeichnet sich der Franzose als für das ewig Weibliche empfänglich; der Gallier ist stets gai, galant, brave et babillard, und seine unübersetzbare „causerie spirituelle" ist sprachlich bezeichnend. — Das Englische deutet durch die nebelhafte und verschleierte Aussprache der Vokale auf Mangel an heiterer, vielfarbiger Lebensanschauung, an vollem, fröhlichem Lebensgenuß, auf eine Abneigung aus sich herauszutreten und auch auf die Unfähigkeit sich auszusprechen; demnach ist der Engländer wortkarg und verschlossen, auch durchschnittlich unberedt. Sein großes I (ich) ist absolut bezeichnend für seine so starke, auf seiner Insel isolierte Ichheit. — Großartig und monumental aber ist das Hebräische wie auch das verwandte Arabische, in seiner schönen Verteilung von Vokalen und Konsonanten und im Reichtum an a und o, weshalb auch in diesen Sprachen sich besser und weiter rufen läßt, als in den nordischen und slawischen.

Doch auch die Sprachen der wilden Völker, deren Geringschätzung seitens einiger Reisenden auf Unkenntnis beruht, erregen

bei gründlichem Studium Erstaunen und Bewunderung. Großartig poetisch, voll von einem geheimnisvollen Ahnen ist, wie wir schon oben an wenigen Wörtern bemerken konnten, die Sprache der Tahitianer. Wie wir sahen, daß Konsonanten die Form darstellen, haben diese in ungeheuer einfachen und wenigen Formen des Lebens und der Natur sich bewegenden Völker auch wenig Konsonanten, so auf Tahiti nur 10, ja auf den Sandwich- und anderen Inseln nur 7 oder 6 (wie auch Spanier für b und w nur einen Laut kennen). — Von einer Negersprache der Goldküste erzählte mir ein Missionar, daß nicht nur er, sondern auch ein seit zwanzig Jahren dort weilender Kollege, der diese Sprache geläufig spreche, sich doch nicht getraue, auch nur einen Satz in die Missionsdruckerei abzugeben, ohne Eingeborene zu Rate gezogen zu haben, da die Sprache Feinheiten und Nüancen auch in der Wortstellung besitze, die ein Europäer nie völlig meistere. So sind die verschiedenen Indianersprachen Nordamerikas sehr ausgebildet. Der Irokese hat die einfache Verbform und dazu die wiederholende (wovon ein Anklang im franz. Imparfait), die rückbezügliche, die gegenseitige und die mitbezügliche, so daß jedes Zeitwort fünf verschiedene Konjugationen zuläßt. Ebenso ist die Wortbildung eine äußerst komplizierte; „ich wasche meine Hände in einem Fluß" ist ein Zeitwort; ein anderes Wort mit 21 Buchstaben bedeutet: „ich gebe Geld denen, die angekommen sind, damit sie sich von demselben zu anderem hin auch Kleider kaufen können," weshalb Ampère (Promenades en Amérique) dazu bemerkt, an einen kleinen Irokesen stelle seine Muttersprache, was Denken und Gedächtnis betrifft, ganz bedeutende Anforderungen. Und doch besitzen alle diese Sprachen bis zum Pukuschi von Guatemala keinen Infinitiv (der auch der Zigeunersprache fehlen soll), können also nicht sagen: essen, trinken, leben. Ebensowenig

kennt der Irokese das Eigenschaftswort für sich; er kann nicht „gut“ sagen, sondern: „ein guter Mann,“ „eine gute Pflanze.“ Diese Völker können also nicht abstrakt denken, noch sich ein Tun oder eine Eigenschaft ohne Subjekt vorstellen. Hier trifft die naive Anschauung der Urvölker mit höchster und wahrer Philosophie zusammen. In der wahren Welt gibt es keine Abstraktionen. So kennt die so hochpoetische Sprache der Kelten wohl 21 Wörter für: lieben; aber kein Präsens, sondern nur eine Umschreibung desselben. Denn existiert eigentlich die Gegenwart, oder schweben wir nicht, wie der Araber sagt, auf einer Rasiermesserklinge zwischen Vergangenheit und Zukunft?

So würde, wer alle Sprachen der Welt kennte, in diesem Aussprechen alles Denkens der Menschheit einen ungeheuren Schatz von tiefer Weisheit finden.

So sind schon die Grundelemente der Sprache symbolisch und beruhen auf allgemeinen und tiefliegenden Kräften und Regungen der Seele. Ebenso haben die Worte und Ausdrücke, die Redensarten und Sprichwörter, die poetischen und allegorischen Sätze und Bilder der verschiedenen Sprachen eine allen Menschen gemeinsame, sinnbildliche Bedeutung. Zunächst ist es, wie schon bemerkt, die menschliche Gestalt, die dazu weitaus den reichsten Beitrag liefert, und man kann sagen: die Sprache ist der Mensch, wie er leibt und lebt, wie er sitzt und steht und geht, wacht und schläft, ißt und trinkt, arbeitet und schafft, denkt und sich freut, lebt und leidet und stirbt. — Aber auch aus der reichen uns umgebenden Natur entnimmt die Sprache wie spielend ihre Bilder und Begriffe und bildet daraus Worte. Sieht man sich dieselben an, so erstaunt man darüber, wie alle unsere abstrakten Ausdrücke auf konkreten und plastischen Vorstellungen beruhen, also symbolisch sind. Wenn wir von Stand und Handwerk, Pastoren und Richtern, von einem Fall und

Zufall, von Schickſal und Vorſehung, Einſicht, Anſchauung, Fortſchritt und Aufklärung, von redlichen, aufrichtigen, feſten, ſoliden und leichtfertigen Menſchen, ja vom Altern und vom Sterben reden, ſo denken wir nicht daran, daß das lauter ſymboliſche Ausdrücke ſind, reale Sachen als Bilder des Geiſtigen verwertet. Schon klarer wird die Symbolik, wenn die Sprache das Dach, den Herd für das Haus, das Haupt für den Führer, Kopf für Verſtand, Herz für Gefühl und die Seele für den Menſchen, die rechte Hand für den ſtarken Helfenden uſw. braucht. Auch dieſe Bilder ſind nicht zufällige und leere Redensarten — dagegen ſpricht der Umſtand, daß ſie in allen Sprachen der Erde mit gleicher Bedeutung auftreten — ſondern Symbole, die auf dem Weſen und dem Zuſammenhang, ja auf der himmliſchen Wurzel der Dinge beruhen.

Vor allem ſei das Wort, dieſes größte aller Symbole des Seins, zutreffend, alſo wahr. Es iſt auch keiner über das Wort Platos hinausgekommen: „Das Schöne iſt der Abglanz des Wahren.“ Damit iſt mit einem Schlag feſtgeſtellt, was wahre Kunſt und Beredſamkeit iſt und was nicht. Wahr im tieferen Sinn heißt aber nicht, was an ſich keine Lüge, ſondern was auf ewige Wahrheit ſich gründet. So beruhen Epos und Drama, die Grundformen der Poeſie, auf den ewigen Geſetzen der Gerechtigkeit, der Schuld und der Strafe, der guten Tat und ihrer Frucht; darauf, daß der Menſch erntet, was er ſät. Das Drama iſt nichts anderes, als der Kampf des Menſchen mit jenen Geſetzen und ſein ſchließliches Unterliegen, und nur dann fühlt er ſich befriedigt, wenn es ſich erweiſt, daß dieſe Geſetze ſtärker ſind als er. — Daß auch der kraſſe Naturalismus ſich nicht außerhalb dieſer Geſetze bewegen kann, beweiſt ſelbſt

ein Atheiſt wie Zola, wenn er ſeine elende Nana elend zu Grund gehen, und ein Ibſen, der ſeine Hedda Gabler ſich erſchießen läßt. Dennoch entbehrt dieſer Naturalismus bei oft erſtaunlicher Plaſtik der tieferen Wahrheit, weil er das Geſchilderte nicht auf ein Zentrum des Guten und auf ſein „Geſetz“ zurückführt. Er gibt uns die äußere Schale, ihre Runzeln und Höcker ſamt Schimmel- und Fäulnisflecken, weiß aber vom Kern nichts und hat nur taube Nüſſe. Bei aller Röntgenſchen Seelenphotographie und pſychologiſchen Viviſektion bleiben ſeine, ihr blutendes, meiſt waſſerſüchtiges Herz und ihre kranken Lungen wohlgefällig in der offenen Bruſt tragenden Figuren doch künſtliche, wächſerne Anatomieſchauſtücke. Ein Aufſchrei des Herzens — dieſes Muskels, ſagt der Naturaliſt —, ein Seufzen der Seele, dieſes Hauches Gottes, wiegt alle dieſe noch ſo gewandte Mache und alle Deklamationen unſerer modernen Theaterſtücke über die „Stimme des Herzens“, „Männerehre“ und Phraſen über „große pſychologiſche Probleme“ auf.

Der Naturaliſt ſagt: es iſt alles gleich wahr; der Verkommene und Laſterhafte iſt ebenſo wahr, exiſtiert völlig ebenſo und kommt dazu häufiger vor, als der Tugendheld; Krankheit und Verweſung ſind ebenſo wahr, ſind ebenſolche Naturerſcheinungen und Naturgeſetze wie Geſundheit und Wachstum. Folglich iſt ihre getreue Darſtellung, alſo die des Häßlichen, ebenſo berechtigt in der Kunſt, und im Grunde ebenſo ſchön wie die des ſogenannten Schönen. Hier liegt der Irrtum und die Kluft. Das Böſe iſt nicht gleichwertig mit dem Guten, die Lüge iſt nicht ſo wahr wie die Wahrheit, ſondern ſie ſind ein Unberechtigtes und Vergängliches, dem Untergang Geweihtes, dem weder Schönheit noch Kraft innewohnt. Eben dieſes an der Sünde Gefallen und Genuß Finden iſt die große Täuſchung, die den Menſchen gefangen hält. Das Licht iſt wahrer als die

Finsternis, das Ja als das Nein, die Liebe als der Haß, das Leben als der Tod und Gott als der Teufel, und daß der Mensch das nicht glaubt, das ist sein Fall und sein Elend. Irgend eine Erscheinung aus der Welt des Bösen mit ihrem Gegensatz in der Welt des Guten gleichwertig hinstellen, ist eine unwahre Darstellung. So gehören die Schuld, die Freveltat und die Strafe und die Furien in die Kunst, wenn das Böse der Wahrheit gemäß als von vornherein strafbar und die Schuld als der Übel größtes dargestellt wird. „Selbst den Furien," sagt Chateaubriand, „gaben die Griechen schöne Gesichter, denn es ist etwas Schönes um die Reue," weil etwas Wahres. Ebenso gehören in die Kunst das Gewitter und der Orkan und der Zorn des Vulkans; nicht aber die verwesende Leiche, denn sie ist eine bloße Verneinung des Lebens und der Seele. Die Schilderung der physischen und der seelischen Krankheit ohne die der entgegenwirkenden Gesundheit, überhaupt des Bösen ohne die des überwältigenden Guten, vollends die heutzutage so vielfach übliche Verherrlichung des Bösen und seine Darstellung als eines an sich Berechtigten, ja Großartigen und Gewaltigen, ist eine Lüge, ja selbst ein Krankhaftes und ein Böses.

Wie die Welle erst in die Höhe steigt und schäumt und braust und brandet, wenn sie an den Felsen prallt, so entlehnt das Böse nur seinem Kampf und Ringen mit dem Guten einen Schein vom Großen und Gewaltigen. In sich selber und sich selber überlassen, ist es durchaus leer und nichtssagend, dumm, widerlich und ekelhaft. Weil sie Wahrheit und Lüge, das Gute und das Böse als gleichwertig hinstellen, verfallen diese Naturalisten allerlei Widersprüchen. So, wenn Ibsen ausruft: „Wer bürgt mir dafür, daß auf anderen Welten das Sittengesetz dasselbe, und auf Jupiter $2 \times 2 = 4$ sind," eine Frage, die wir später beleuchten werden. Oder wenn sein Pastor

Rosmer traurig wird, weil er „nimmer finden kann die stille, freudige Schuldlosigkeit“. Armer Tor! möchte man ihm zurufen, warst jahrelang Seelsorger, und kennst noch nicht das Abc der Seele, nämlich, daß (weil alle Schuld und Sünde eine Beleidigung Gottes ist) dieser Gott allein die Sünden vergeben kann. Oder wenn eben dieser Rosmer und seine Rebekka, um eine Schuld zu sühnen, in den Bach springen! Also, ein Weltall ohne allgemeines Gesetz, eine Sünde ohne Gott, eine Sühne durch Häufung der Schuld malt man uns da vor! Was sind das für unklare, bruch- und schülerhafte Begriffe! — Nicht besser ist die ziellose und sinnliche Mystik, die nach skandinavischen Mustern D'Annunzio, Hauptmann u. a. in den Roman und auf die Bühne bringen. Eine Mystik, die nicht Gott zum Objekt hat, eine Metaphysik ohne Unsterblichkeit sind sinnlos. Wer nicht den Mut hat, das göttliche Wunder zu glauben, soll die Hand vom Wunder lassen; denn er pfuscht nur darin, und sein Übernatürliches hat stets etwas von Holz und Pappe an sich und bleibt im besten Fall ein Kindermärchen.

Und immer tiefer führt die angebliche Gleichwertigkeit alles Tuns und alles Seins den Naturalisten in die moralische Lüge hinein.

Es ist nicht wahr, daß es keine absoluten und ewigen Prinzipien und Gesetze des Seins, des Guten und des Wahren gebe. — Da wäre die Welt längst auseinandergefallen; denn Recht und Gerechtigkeit halten sie allein zusammen.

Es ist nicht wahr, daß ein mit Gott und der Welt und sich selber zerfallener Mensch edel, großmütig und wirklich wohlwollend sein und bleiben kann. — Außer Gott kein Gutes!

Es ist nicht wahr, daß ein Weib am Leibe eine feile Dirne und an der Seele eine reine Jungfrau sein kann. — „Wer Sünde tut, ist der Sünde Knecht!“

Es ist nicht wahr, daß die Stimme des Herzens höher steht, als die Stimme des Gewissens. — „Aus dem Herzen kommen arge Gedanken."

Es ist nicht wahr, daß der Ehebruch, auch der bloß seelische, poetisch und interessant ist — das ist nur die Ehe; daß ideale Liebe im Ehestand nicht dauernd möglich — da fängt sie erst recht an; daß Emanzipation das Weib beglücke — das tut nur der Gehorsam in der Liebe; daß befehlen leicht, gehorchen schwer ist, — befehlen ist viel schwerer; daß die Armut (ich sage nicht das Elend) drückender ist als der Reichtum, — schaue an die Gesichter, die aus vornehmen Villas und Palästen in reiche Equipagen einsteigen! — daß Pflicht eine Last, Arbeit eine Bürde und die Tugend langweilig — sie sind herrliche Genüsse, sind Vorrechte; das Laster dagegen ist fad, verdummend, entsetzlich langweilig und geistlos.

Und endlich mündet mancher Naturalist wie Strindberg in die Philosophie Nietzsches, diese Mißgeburt modernen Denkens, bei der man sich bloß für einen Übermenschen zu halten braucht, um, von allen Pflichten los, in dem widerlichen Egoismus des Narren zu schwelgen, der schreiben kann: „Leiden sehen tut wohl; leiden machen tut wohler." (!)

Leider meinen viele Gebildete heutzutage, es gehöre zur Bildung, auch diese erbärmlichen Produkte gelesen oder gesehen zu haben. Aber ungesunde Literatur ist schlimmer als gar keine, schwächt und besudelt die Seele, wie des einzelnen, so der Völker, trübt das für das ewige Licht geschaffene Auge, macht irre an Gott, an der Welt und an sich selber. Und die Früchte sehen wir täglich: Nerven- und Seelenleiden, Lebensüberdruß, unglückliche Ehen und Familien, Schwermut, Wahnsinn und endlich der Revolver oder das Morphiumfläschchen. Wer solche Literatur, obgleich er fühlt und zugibt, daß sie nicht gesund, noch weiter genießt, gleicht dem Menschen, der Toll-

kirschen und Schierling, dazu ein Stückchen Arsenik in verdünnter Blausäure, sowie allerlei Giftpilze in pikanter Sauce verzehrt, nur um zu wissen, „wie sie eigentlich schmecken". Für solche bewußte Selbstvergiftung gibt es keine Entschuldigung. Das gehört mit zum Essenwollen von der verbotenen Frucht des Baumes der Erkenntnis des Guten und Bösen!

Je größer die Ziele der Kunst, je höher ihre Ideale, je gewaltiger, erhabener ihr Thema und der Gegenstand ihrer Darstellung, desto größer und erhabener ist auch sie. Somit kann höchste Kunst nur die Verherrlichung des Schöpfers sein. „Das Universum," sagt Carlyle (On Hero's worship), „ist das verwirklichte Denken Gottes, und es ist ein verlorenes Leben, wenn wir anders leben als in dieser Erkenntnis." — Die Verherrlichung Gottes kann aber nicht mit und durch die bildende Kunst geschehen. „Wem wollt ihr mich gleich machen?" fragt dieser Gott. Deshalb und weil sie den Schöpfer nur mittelbar, durch Verherrlichung des Geschöpfs, verherrlichen, sind diese Künste niedriger als die Tonkünste des Halls, die nicht mehr bloß Form und Farbe, sondern die ewigen Ideen der Gottheit darstellen. Im Himmel finden bildende Künste keinen Platz, denn dort werden wir Wesenheiten schaffen, nicht Kopien entwerfen. Nur die symbolisch ewige Gesetze der Zahl, der Harmonie darstellende Architektur gehört noch hierher; schon weil wahrer; denn Gemälde und Statuen sind Bilder der Wirklichkeit, das Haus aber ist Haus und der Tempel Tempel. Diese Kunst ist die geheimnisvolle Ausarbeitung des Stoffs zu einer Wohnung, einer erweiterten Leiblichkeit, zur Behausung des Geistes und zum Tempel Gottes. „Die Architektur," sagt Novalis, „ist versteinerte Musik." Das neue Jerusalem ist ein solcher zu Edelsteinen kristallisierter (Offenb. 2) und doch geistig lebendiger, jeden Bewohner desselben mit hoher Wonne erfüllender Lobgesang.

Schon auf Erden ist der Poet von Gottes Gnaden, wie Gott ihn alle paar Jahrhundert einmal der Menschheit schenkt, damit sie in Erwerb, Handel und Industrie nicht verflache, ein Prophet, ein Seher, wie die Alten ihn nannten, weil er weiter, tiefer, höher sieht als andere, weil er, wo er geht und steht, hoch über der Prosa und auch über den Türmen und Bergen dieser Welt den Himmel und tief unter dem harten, steinigen Boden des täglichen, mühseligen Lebens die Hölle schaut, weshalb jedes höhere und höchste Gedicht stets zur großen Trilogie wird, weil der Dichter die augenblickliche Gegenwart als Frucht der großen Vergangenheit, als Keim der noch größeren Zukunft schaut und hinter jedem Ding sein wahres Bild, in jedem Menschen ein ewiges Symbol eines Göttlichen, im Weltall das große Gesetz und den großen Gesetzgeber sieht. — Und das sagt er in Versen, nicht aus Liebhaberei, oder weil's so schöner klingt; sondern weil er nicht anders kann; weil er, wenn er die ewigen Ideen als Urgesetze anschaut, und je mehr er von diesem Anblick hingerissen und berauscht ist, desto mehr auch von den ewigen Gesetzen der Formen ergriffen wird, von dem Rhythmus und von der in der ewigen Zahl begründeten Harmonie, wie sie mit allem irdischen Reigen und dem Tanz der Horen schon vom Anfang der Schöpfung an in dem Tanz der Weltkörper liegt, wenn diese himmlischen Wesen mit Sphärengesang den ewigen Reigen führen.

Seine Macht und Größe aber hat der Dichter von der absoluten Wahrheit dieser Gesetze; denn ewig ist die Poesie des Lebens und der Liebe, des Lichts und der Blume, der Tat und der Kraft, des Mannes, des Weibes und des Kindes, dieser ewigen Gedanken Gottes; und ebenso ewig sind die Gesetze des Rechts und der Gerechtigkeit, der Zweckmäßigkeit und der Harmonie, der Güte und der Schönheit, der Macht und

der Weisheit. Was soll der Dichter denn sonst besingen? Auch der Dichter des Materialismus, Lukrez, wie er zweitausend Jahre vor Schopenhauer und Hartmann bittere Klagen über die Leere und Zwecklosigkeit des Seins und des Daseins führt, lobt Gott mit dieser Klage; denn so trauert man bloß um ein verlorenes Gut, um einen Totgeglaubten; nicht aber um ein Niegesehenes; und daß er glaubt, es gäbe keinen Gott, das ist sein Schmerz! Aber nur der Mensch, dessen Wahlspruch ist: Gott ist mein Lied! hat Macht, Worte zu reden, die für seine Mitmenschen einen Wert haben.

Glaube es der Welt nicht, wenn sie dir sagt: Poesie sei nur Traum und Illusion, und die unerbittliche Prosa des Lebens allein sei Wahrheit. — Sie lügt; aber sie weiß es nicht besser! — Poesie ist das ewig Wahre, denn Gott ist Poesie und sein Himmel wird Poesie sein. Die harte und kalte und dumme Prosa aber des Geldes und des Gewinnes, des Handwerks, der Langeweile und der Konvention, der verdrossenen Mühe und des täglichen Schweißes, das ist, was einst wie Rauch und Nebel verschwinden wird; und es wird nur noch bleiben droben die ewige Poesie der ewigen Freude, und drunten die ewige Poesie der ewigen Schmerzen; und alle Wesen werden den Ewigen loben, die einen im Licht und die anderen im Feuer.

Auch du, mein Bruder, bist ein Künstler, sollst hohe Kunst treiben. Ist es dir nicht gegeben, mit Pinsel oder Meißel deine Gedanken zu verewigen, so doch mit dem Wort; denn Gott weigert keinem seiner Geschöpfe Mittel zur Offenbarung; darf doch jede Schnecke sich ein eigenes Kalkgehäuse bilden, jede Taube girren und jede Nachtigall flöten. Wie er seine höchsten Güter, das Sonnenlicht und den gestirnten Himmel, die reine Luft und das perlende Wasser, auch dem Ärmsten gönnt, so hat er dem Geringsten und Schwächsten das Höchste, das Wort,

geſchenkt. Laß dein Seelenleben ſich nach außen als Wort der Wahrheit, der Schönheit, der Güte aushauchen, ſo arbeiteſt du damit auch plaſtiſch an deines Bruders Seele; und einſt drüben wirſt du, das Geſicht eines Seligen bewundernd, mit Erſtaunen die Kunde vernehmen, auch du habeſt daran gemeißelt.

Und kannſt du auch das nicht und findeſt keine Worte und das Wort nicht zum Ausſprechen deiner Seele, ſo hauche ſie in bloßen Tönen aus, im Lied ohne Worte. Willſt du dir ein Denkmal ſetzen, ſo bedarf's nicht der bronzenen Statue, noch des ſtattlichen Palaſtes, noch der Gedenktafel, die vielleicht im nächſten Jahrhundert zerfallen. Finde in dir eine Weiſe wie: „Adeste Fideles!“ oder: „Te Deum laudamus“; oder: „Innsbruck, ich muß dich laſſen!“ und tauſend Jahre lang wird man dich ſingen. — Und: „Lied wird Tat, früh oder ſpat!“ — Auch von dieſem Tun wirſt du einſt erkennen, wie groß und bedeutungsvoll es war, wie, dem Lichtſtrahl ähnlich, auch dieſer tönende Hauch deiner Seele von der Erde aus mit und in dem Geſang der Terra in den Weltraum hinausflutend, auf fremden Welten lauſchende Geiſter erfreute und ſo ſtimmte, daß auch ſie die eigene Seele mit aushauchten in Gottes Lob. Denn alles iſt groß, alles iſt unvergänglich, alles hat Ziel und Zweck und Wirkung und Kraft und Folge und Zuſammenhang. „Nichts in der Welt, das nicht Gedankenſtoff enthält. Und kein Gedanke, der nicht mitbaut an der Welt!“ (Rückert.) Alles iſt Keim der Ewigkeit in Gottes wunderbarem All.

In der korrekten Welt iſt Muſik der ſchöne Hall, das ſeeliſche Protoplasma, aus dem, wie aus dem Muttergeſtein, das höhere Wort als Edelſtein kriſtalliſiert, die Blüte und die Frucht des Halls. Denn der Muſik fehlt hienieden ſchöpferiſch-plaſtiſche Kraft, und ſo genußreich ſie für die Seele, gebärt ſie doch nicht die Tat. Ein großer Tonkünſtler iſt ein ſchönes

Geschenk Gottes an seine Menschheit, daß er ihr helfe, ihr Leid und ihre Freude zu tragen; aber in ihre Geschicke hat er nicht Macht einzugreifen. Und ebensowenig war je ein Weltplastiker ein bedeutender Musiker, so sehr im Grunde beides zusammengehört, denn die Schöpfung soll Harmonie sein. Doch drüben wird sich's finden, und jeder Weltenschöpfer wird Sphärenharmonien komponieren.

Wie groß, wenn einst im Himmel unser Sprechen nicht mehr nur ein Aneinanderreihen von an sich sinnlosen Klängen, wenn wir die göttlichen Kräfte und Mächte des nach ewigen Prinzipien des Logos geformten Schalles beherrschen werden und endlich, endlich sprechen können! Wie schön, wenn dann diese Sprache Kraft und Leben, Bild und Wahrheit zugleich ist; wenn das Wort vom Licht leuchtet und blitzt und funkelt, das Wort vom Feuer erwärmt, glüht und zerschmelzt, das Wort vom Wasser perlt und rieselt, wogt und flutet, das Wort vom Fels unerschütterlich fest dasteht, das vom Gold ein Reichtum, von der Liebe Wonne, von Gott unfaßbare Seligkeit ist, in die die Seele sich versenkt, in der sie sich verliert und ruht!

Großartig und allumfassend ist endlich die Symbolik der Nachtseite des Seelenlebens, und wieder überraschend gesetzlich; steht in völliger Übereinstimmung mit der Sprache, mit den Bildern der Poesie, mit der soeben berührten Symbolik der Form und der Farbe, des Kleides und des Essens und des Worts. Diese große Symbolik des Traumlebens, des Hellsehens, der Ekstase, der Vision und endlich des göttlichen Gesichts, wie in der Offenbarung, ist aus einem Guß, benützt mit absoluter

Freiheit alles Seiende, um zu sagen, was sie sagen will; ist also unserer Betrachtung in jeder Hinsicht wert.

Schon wegen seiner absoluten Allgemeinheit und der großen Rolle, die es im Leben der Menschheit spielt, ist unser der Rückseite unseres Individuums entsprechendes Nachtleben samt seinen Äußerungen wichtig. Es mag für Engel und für die Geister, die in der Luft sind, ein interessantes Schauspiel sein, zu sehen, wie regelmäßig, in dem Maße wie das Sonnenlicht um diesen Planeten wandelt und die eine Hälfte desselben verläßt, alsbald Millionen Menschen wie von unsichtbarer Kraft umgeworfen umfallen, stundenlang liegen bleiben und dabei in einen anderen Zustand der Existenz übergehen, vom vorigen so verschieden, daß sie in keinem derselben mehr wissen, was sie im anderen gedacht, gesagt und getan haben. Der Schlaf gehört zu den Wundern der Seele. Denn die Seele ist es, die schläft. Ja, sie scheint, um schlafen zu können, schon höher organisiert sein zu müssen. So schlafen im allgemeinen nur diejenigen Tiertypen, die auch einer Zähmung im Sinn einer Selbstzucht fähig sind, bei denen also ein Bewußtsein von Pflicht und Schuld zu dämmern anfängt, die Vierfüßler und die Vögel. Die Fische dagegen, die grausamen Hai- und die riesigen Walfische und die unzähligen anderen Bewohner des Ozeans, wie die noch zahllosere Welt der Infusorien kennt den Schlaf und den Traum nicht. — Der Körper schläft nicht, sondern der von der Seele unbewußt belebte Organismus setzt alle animalischen Funktionen fort, wie der Diener, dessen Meister sich in die oberen Gemächer zurückgezogen hat, in den unteren Räumen weiter arbeitet, bis dieser wieder erscheint. Dieser Körper wächst im Schlafen wie im Wachen. Dein Herz schlägt, deine Lunge atmet, Magen und Eingeweide verdauen, Leber und Niere sondern ab, Nägel und Haare wachsen; auch die Hirn-

tätigkeit hört nicht auf, und zwischen einem schlafenden und einem wachenden Menschen ist körperlich kein Unterschied. Liegt der Körper bewegungslos da, obgleich seine Organe tätig, so ist es, weil die Seele sich einstweilen auf ein anderes Gebiet ihres Daseins begeben, eine andere Form des Lebens gesucht hat, wo mit anderen Sinnen gesehen, gehört und geschmeckt und eine andere Sprache, die des Bildes und des Symbols, gesprochen wird. Also zwei verschiedene Leben in einem Individuum; weshalb Pascal fragt: „Wer wäre glücklicher, ein Hirte, der alle Nächte träumen würde, er sei König, oder ein König, der alle Nächte träumte, er sei ein Hirte?" Möglich wäre es, daß die Menschen in diesem Zustand des Schlafes mehr, als man glaubt, miteinander kommunizieren; denn in ihm reden sie eine Universalsprache. Die Traumbilder sind, wie wir sehen werden, bei allen Völkern und zu allen Zeiten im allgemeinen dieselben, und es gibt zuverlässige Beispiele von Mitteilungen eines Menschen an einen anderen im Traum.

Von der Bedeutung dieses Nachtlebens für die Menschheit aber kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß bei fünfzehnhundert Millionen Erdbewohnern, die durchschnittlich ein Drittel ihres Lebens im Schlaf zubringen, alljährlich fünfhundert Millionen Jahre auf Erden verschlafen und verträumt werden. Welche Masse von Traumvorstellungen, wieviel seelisches Weh und Ach und Freude und Wonne mögen in dieser Zeit erlebt werden. Wie viele Folgen des wachen Tuns und auch Keime des zukünftigen Tageslebens werden da in den großen Schatz des Unbewußten der Seele versenkt, der einst geoffenbart wird. Und auch die Tierwelt um uns her träumt allnächtlich auf der ganzen Erde; alle diese stummen, mysteriösen Wesen, die uns fürchten, die uns dienen, auch sie träumen von ihren Leiden und von ihren Freuden. Der schlafende Jagdhund vor dem Küchen-

feuer knurrt und bellt dumpf und verfolgt im Traum den Hasen und den Fuchs, und auch die Nachtigall träumt Nachtigallenträume, und man hört sie im Schlaf leise zwitschern und singen (Buffon).

Gewöhnlich wird der Traum als wertloses Spiel der Seele von der realistischen Hälfte der Menschheit angesehen, die ungern nachdenkt, gern am hellen Tag lebt und nach praktischen Resultaten fragt, obgleich oft ihre Gedanken und Worte kaum würdiger, gehaltvoller und wirklich verständiger sind, als ihre Träume. Zu allen Zeiten dagegen haben bedeutende Menschen, so die größten Dichter, dem Traumgesicht eine erhabene Realität und einen geistigen Wert zuerkannt. So läßt der verständige und naturkundige Homer seinen Helden oft im Traum göttliche Eingebungen zukommen und bemerkt dazu: „Denn auch der Traum kommt her von Zeus!“ (Ilias I, Vers 63), wobei er anderswo schön zwischen den nichtigen zum elfenbeinernen Tor hereinkommenden bloßen Träumen und dem zum hornenen Tor einschreitenden Traumgesicht unterscheidet. Und ebenso läßt Milton durch Satan die unschuldige Eva vermittelst Träumen, die er, an ihrem Ohr zusammengekauert, in ihr erregt, ihrer Seelenruhe berauben und mit Ahnungen des bisher unbekannten Bösen erfüllt werden. Wie ergreifend sind nicht in Shakespeare die Träume Clarences und Richards II. und ebenso in Racines Meisterstück der Traum der Athalia, wie schön symbolisch die Träume des Fürsten und seiner Gattin in der Braut von Messina; und die Edda ist voll von wilden, Mord und Tod weissagenden Träumen; siehe u. a. Atlamàl. — Auch sonst haben sich Schriftsteller, Denker, Philosophen und Naturforscher oft über den Wert des Traumlebens ausgesprochen. Der Schlaf, sagt schon der Talmud, ist ein Sechzigstel des Todes und der Traum ein Sechzigstel der Weissagung. So glaubt Xenophon,

die Seele sei im Schlaf am göttlichsten; und Äschylos ruft aus: „Denn gerade im Schlaf ist der Geist an den Augen hell, am Tag ist sein Zukunftsblick beschränkt“ (Eumen. 106, 10 T.). — Das Gleiche mit anderen Ausdrücken sagen Plato, Aristoteles, Plutarch, Cicero aus. Tertullian fragt sogar: „Wer stünde so sehr außerhalb der Menschheit, daß er nicht irgend einmal eine zuverlässige Traumvision gehabt hätte?“ (De somno.) So auch Dante: „Vom Schlaf wurde ich erfaßt, der oft schon vor dem Ereignis gab die Kunde“ (Fegefeuer, XXVII. Gesang), und ein andermal: „Zur Morgenstunde, da die Seele, vom Fleisch mehr befreit, fast göttlich ist in ihrem Schauen“ (Fegefeuer, IX. Gesang). So sagt in der Neuzeit unter vielen anderen Kant (Träume eines Geisterſehers, S. 49): „Ich vermute, daß die Vorstellungen der Schlafenden klarer und ausgebreiteter sein mögen, als selbst die klarsten im Wachen.“ Und Carus: „Seit den ältesten Zeiten haben sich eine Menge von Erfahrungen gehäuft, die auf das mannigfaltigste die Wahrhaftigkeit und Wirklichkeit solcher prophetischen Träume beweisen“ (Psyche, 2. Aufl., S. 238 u. 239). — Was für eine Rolle endlich der prophetische Traum in der Bibel spielt, ist allbekannt, weniger aber die bedeutsame Stelle: „Im Traum, im Nachtgesicht, wenn tiefer Schlaf die Menschen befällt, im Schlummer auf dem Lager, dann öffnet Gott das Ohr der Menschen und besiegelt die Unterweisung, um den Menschen von seinem Tun abzuwenden, und auf daß er ihn beschirme vor Hoffart, daß er seine Seele zurückhalte von der Grube und sein Leben vom Rennen ins Verderben“ (Hiob 33, 15—17). Und in Joel spricht Gott von den letzten Zeiten: „Ich werde meinen Geist ausgießen über alles Fleisch; eure Greise werden Träume haben, eure Jünglinge werden Gesichte sehen“ (Joel 2, 28). Endlich, und abgesehen von den Mystikern: Stilling, Görres,

Schubert, Kerner, Bader u. a., erkennen auch moderne Forscher das prophetische Schauen der Seele im Traume bestimmt an, wie Dr. Du Prel, Prof. M. Perty, Hellenbach, Splittgerber, Dr. Pfaff. „Alle Skeptiker," sagt der letztere, „mit ihren psychologischen Spitzfindigkeiten können den divinatorischen Traum nicht aus der Welt schaffen."

Mit der unwahren Behauptung, der weissagende Traum sei eine außerordentlich seltene Erscheinung, möchten einzelne Gelehrte seine Bedeutung abschwächen. Aber wenn seit 6000 Jahren auch nur ein Mensch einen solchen gehabt hat, so ist damit für alle Zeiten festgestellt, daß die Seele im Schlaf die Fähigkeit besitzt, die Zukunft zu schauen, eine Tatsache, die für die Möglichkeit der Vision und der Weissagung entscheidend, ja an sich schon eine Weissagung ist. — Wie bedeutungsvoll ist nicht nur dieses Vermögen der Seele, in dem Buch der Zukunft zu lesen, sondern noch mehr das Vorhandensein eines solchen Buchs! Wo ist dasselbe und wie weit in Zeit und Raum reicht sein Inhalt?

Holen wir etwas aus.

Ich sagte in einem früheren Band, daß, wie der Mensch eine Dreiheit von Leib, Seele und Geist ist, so lebt er ein dreifaches Leben. Dieses Leben entspricht drei hierarchisch aufgebauten Sphären oder Welten, welche zugleich Bild und Ursache sind vom Privatleben, vom Staat und von der Kirche. Im ersten materiellen und irdischen Kreis der stofflichen Einflüsse des individuellen Essens und Trinkens, des Wohnens und Kleidens, sind wir beherrscht von den sogen. Naturgesetzen der Ernährung u. a., innerhalb deren mein leiblicher Geschmack, mein persönlicher Wille, mein irdischer Verstand maßgebend sind. Von dieser materiellen Welt sollen wir uns emanzipieren und frei darin wandeln, will Christus (Matth. 6, 31. 32). —

Zweitens leben wir in der Sphäre der Seele und ihres Tuns, im allgemeinen Kreis der Zeiten und der Umstände und unter ihren für das Weltall gültigen Gesetzen. Diese werden von den Licht- und Sonnenfürsten verwaltet, diesen Beamten Gottes über die Menschheit, über die öffentliche Ordnung und ihre Grundlage, über die Zeiten im Universum, diesen Heiligen und Wächtern, von denen Daniel spricht, und welche auch Paulus und Johannes unter anderem Namen erwähnen; daher bei allen Völkern der Glaube an Untergötter. Hier heißt es: „Alles hat seine Zeit." Von diesem Kreis und seinen Kräften spricht Salomo: „Ich wandte mich und sah unter der Sonne, daß nicht den Schnellen der Lauf, und nicht den Helden der Krieg gehört, denn Zeit und Schicksal trifft sie alle." (Pred. 9, 11.) Hier entscheidet sich's, wieviel Erdenglück oder Unglück dir im Leben zuteil wird, ob du reich oder arm, Schuhmacher oder Staatsminister, Familienvater wirst oder ledig bleibst.

Endlich erhebt sich der Geist im Menschen bis in eine dritte und höchste geistige Sphäre des Gottes, von dem geschrieben steht: Gott ist Geist; darin walten die 7 Geister oder der siebenfache Geist Gottes. In diesem Geheimrat des Ewigen werden die höchsten Beschlüsse gefaßt und Gutes und Böses entschieden. Von ihrem, von den flammenden Cherubim getragenen Thron aus übersehen die Elohim das Schalten und Walten ihrer Weltbeamten und strömen ihnen Licht und Kraft und Weisheit zu. Hier werden die ewigen Dekrete verfaßt und von der Majestät auch die Zeiten und die Umstände geändert, die vorher in der Ordnung des Weltalls lagen. Denn es steht geschrieben: „Er ändert Zeit und Stunde." (Dan. 2, 21.) — Auf seine Tränen hin schenkt dieser Gott dem Hiskia 15 Jahre zu der ihm bestimmten Lebenszeit. — Wohl wird im Traum dem Nebukadnezar vom Himmel angekündigt: „Sieben Zeiten

sollen über dich ergehen. Durch Beschluß der Wächter ist dieser Ausspruch, und ein Befehl der Heiligen ist diese Sache" (Dan. 4, 16. 17), und das Dekret wurde unerbittlich erfüllt. Aber von solchen himmlischen Zeiten spricht Christus auch: „Wo diese Tage nicht würden verkürzt, so würde kein Mensch selig; aber um der Auserwählten willen werden die Tage verkürzt." (Matth. 24, 22.) — Bis in die höchste Welt, bis zur Allmacht dringt der Glaube und das Gebet und das unaussprechliche Seufzen des Geistes. Hier vollendet sich das Wunder aller Wunder, der direkte, unvermittelte, alle Instanzen des Weltalls überspringende Verkehr, die selige Gemeinschaft des Geschöpfes mit dem Schöpfer, der sich zu seinem Kind neigt, es hört und erhört. — „Rufe Mich an; Ich will dich erretten!" — Hier wurde der unwiderrufliche, über Zeiten und Umstände erhabene Beschluß gefaßt: „Er hat uns erwählt durch Christum, ehe der Welt Grund gelegt ward." (Eph. 1, 4.) — Aber das große Warum bleibt dem Sterblichen Mysterium.

Und weil diese Welt in und aus zwei Prinzipien des Guten und des Bösen besteht, entspricht in diesen drei Sphären dem Tun Gottes und seiner Fürsten und Diener das Tun Satans mit den Seinigen. In der niedrigsten Sphäre des materiellen Lebens überläßt er es den Kleinen unter den Seinen, die große Masse der elementaren Menschheit täglich dadurch vom Ewigen abzuhalten, daß sie die Völker beständig reizen, zu trachten nur nach dem, was sie essen und trinken und womit sie sich kleiden sollen. In der zweiten, schon höheren Welt ringen und kämpfen um die Geschicke der Völker und der Mächtigen mit den göttlichen Schirmern (Dan. 8 u. 10) die Fürsten des Verderbens und Satan, der selbst dem Sohn Gottes gegenüber sich trotzig auf sein Recht beruft: „Mir ist die Gewalt und Herrlichkeit dieser Reiche gegeben, und ich gebe sie, wem ich will."

Und in die dritte und höchste, bis in den Geheimrat des Ewigen, tritt Satan allein, der Gott dieser Welt, vor Gott — dazu gibt ihm meine und deine Sünde das Recht, und er darf es tun, solange noch auf Erden ein Christ und Kind Gottes sündigt — und verlangt unerbittlich von einem gerechten Gott sein Recht und Anteil an jedem, der Sünde tut. Aber zur Rechten der Majestät steht der Sohn und beweist dem Vater, daß er die Schuld bezahlt hat.

In diese Welten nun und in das Ringen und Kämpfen der Geister um unsere und der Welt Geschicke gewährt uns der prophetische Traum manchmal bedeutsame Einblicke; doch reichen auch der Traum und selbst die Vision, dieses höchste Wissen des Menschen, als ein Schauen der Seele nur bis in die zweite seelische Welt und in die Beschlüsse der Wächter und der Heiligen und zeigen wohl Ereignisse an, welche die Seele affizieren, nicht aber den ihnen von der Geistessphäre gegebenen Inhalt und Wert. — So melden Pharaos Träume 7 Jahre des Überflusses und 7 der Teurung; aber sie schweigen über ihre geistige Begründung und Bedeutung für König und Volk. So wird in Daniels Visionen ihm ausführlich mitgeteilt, welche Schicksale und daß so und so viel Zeiten und Tage über sein Volk verordnet sind; aber mit keinem Wort, warum das alles. Auf Erden ist der göttliche Grund dem Geschöpf verborgen und selbst auf das „Mein Gott, warum hast du mich verlassen" des Sohnes war keine Stimme noch Antwort. Und ebenso heißt es kurzweg: „Darnach muß Satan eine kleine Zeit los werden." (Off. 20, 3.) — So zeigt der Traum die Erscheinung an; aber weder ihre Ursachen, noch ihren geistigen Zusammenhang, noch ihre geistigen Früchte oder ihre Verwertung im Guten und im Bösen. Er sieht die Weltgeschichte und die des Einzelnen, aber nicht das höhere Warum, Woher und Wozu.

Dabei reicht er in Zeit und Raum nur soweit als die seelische Welt des Einzelnen, so beim Pharao auf 10 Jahre der Reichsinteressen und seiner Verwaltung, so bei Nebukadnezar, dem goldenen Haupt, bis zur Vollendung der Weltgeschichte, so beim Einzelnen, beim gewöhnlichen Menschen nur auf Tage, Wochen oder höchstens Jahre seiner persönlichen Interessen und nicht einmal bis auf die Schicksale seiner Enkel.

Wäre der Traum überhaupt, wie oft behauptet, wesenlos, so müßte er auch wirkungslos bleiben und auf unser tägliches Leben ebensowenig Einfluß haben wie etwa die Formen einer Tapete an der Wand. Daß das nicht der Fall ist, wissen wir alle. Natürlicher und logischer ist die Annahme, daß der Traum und überhaupt der Schlafzustand einen Ring bildet in der Kette unseres Seelenlebens, und daß auf dieser Nachtseite unseres Ich der unsterbliche, ewig wache und absolut vernünftige Geist in uns ebenso sein individuelles Leben fortsetzt wie bei Tage. — Wer jahrelange Beobachtungen darüber gesammelt, findet die Annahme nicht absurd, daß selbst unsere ungereimtesten und scheinbar verwirrtesten Träume in der Traumsprache und für das Traumleben einen Sinn und einen Zusammenhang haben. Nur fehlt uns im wachen Zustand der Schlüssel zu dieser Geheimsprache und ihren hieroglyphischen Zeichen, weshalb sie uns ebenso absurd erscheinen wie einem Unwissenden die symbolischen kuh- oder sperberköpfigen Götter der Ägypter. So bleiben uns die Visionen des Propheten Sacharja sinnlos (Kap. 4, 5 u. 6). Doch schaute er ihren Sinn und verstand die Erklärung des Engels, hat sie uns aber nicht gedeutet, wie Johannes nicht aufschreiben durfte, was die sieben Donner Gottes

redeten. — Indessen müssen wir in der Praxis an dem Unterschied festhalten, den schon Artemidor, der Verfasser eines der ältesten, von Schopenhauer gerühmten, von F. Kraus trefflich übersetzten Traumbuches, zwischen den Träumen im allgemeinen und dem seltneren Traumgesicht macht, das durch symbolische Bilder die Zukunft anzeigt, manchmal aber auch die Vergangenheit wieder malt. Wie aus dem noch formlosen Gewirr der Mutterquarzmasse bei nötiger Ruhe einzelne Kristalle hell und klar aufschießen, so entstehen auch aus der Menge der wirren, durch die Sorgen und Mühen des täglichen Lebens entstandenen Traumgebilde, meist erst gegen Morgen, einzelne helle und weissagende, übrigens auch oft sich mit Vergangenheit und Gegenwart beschäftigende Traumgesichte. Dieses Traumgesicht, wie das Träumen überhaupt, spricht in hieroglyphischen Bildern, deren Sinn uns im Schlaf bewußt ist, den wir oft im Augenblick des Erwachens noch schauen, der aber in dem Maß erblaßt und gänzlich verschwindet, als das wache Leben uns wieder beherrscht. Diese Hieroglyphik ist zugleich eine Stenographie der Seele, und wohl jedermann hat schon bemerkt, mit welcher oft ungeheuren Schnelligkeit sie uns in einigen Sekunden eine Fülle von Zeichen und Bildern vorführt. Ebenso hat wohl jeder erfahren, daß der Traum in folgenden Nächten manchmal wieder auflebt, daß wir uns darin der früheren Träume erinnern, oder sogar sie fortsetzen: auch ein Fingerzeig für die Vernünftigkeit und den Zusammenhang des Traumlebens. Je tiefer und normaler der Schlaf und das Hellsehen des Traums, desto weniger wissen wir beim Erwachen davon, wie an Nachtwandlern und Somnambulen zu sehen.

Diese Traumbilder stimmen mit dem angeborenen Gefühl des Menschen, mit seiner Sprache, mit seiner Poesie und mit dem Märchen zusammen, dieser Kindesnahrung, von der Luther

sagt: „Ich gäbe nicht um viel Geld die Märchen meiner Kindheit.“ Auch im Traum spielen die Tiere, Rabe und Wolf, Taube und Schäflein, die Blume, die Früchte, das Essen von dargereichtem Kuchen und Äpfeln, die Hörner und die Haare, die weiße Kleidung dieselbe symbolische Rolle, weil auch das Märchen, dem tiefen Bewußtsein des natürlichen Menschen von der allgemeinen Symbolik des Weltalls entsprungen, seine Bilder derselben und sicherlich oft dem Traum selbst entlehnte.

Diese Traumbilder und ihre Bedeutung bleiben sich ferner ebenso wie die des Märchens in ihren wesentlichen Zügen gleich, woraus das Vorkommen von Traumbüchern bei allen Völkern sich erklärt. Leider sind diese meist aus Gewinnsucht entstandenen Werke gewöhnlich nur plan- und verständnislose Abschreibereien alles dessen, was sich auf diesem Gebiet allmählich angehäuft hat, wobei die Verfasser gänzlich verkennen, daß es eine allgemeingültige Traumsymbolik gibt, aber auch eine individuelle, und daß von dieser nur eine höchst intime Kenntnis des Betreffenden, seines Charakters und seines Lebens uns den Schlüssel gibt.

Hier spreche ich nur von ersterer Symbolik und entnehme dabei manches meinen früheren Aufsätzen über den Traum in „Über Land und Meer“ (1887).

Zuerst und mit richtigem Griff drückt die Traumsymbolik das allgemein Menschliche, die Elemente des Seins, durch die Elemente der Natur aus. — Das Feuer, die Flamme, das Licht bezeichnen in der Traumsprache den höchsten aktivtätigen Geist. So erzählt die jüdische Tradition: „Sofach, der Vater Eliä, habe bei der Geburt des mächtigsten der Propheten geträumt, er sehe um das Söhnlein Männer in weißen Kleidern, die demselben ehrerbietig statt der Speise lodernde Feuerflammen dargereicht hätten.“ So träumte Olympias vor der Geburt

Alexanders des Großen, der Blitz schlage vom Himmel in ihren Schoß und sie gebäre ein großes Feuer (Plutarch). Die Mutter des heiligen Dominikus, des Gründers der Inquisition, träumte dagegen erschrocken, sie gebäre einen feuerspeienden Hund; bekanntlich nannten sich die Dominikaner Domini canes, Hunde des Herrn. Ebenso soll am 15. Aug. 1769 Friedrich der Große geträumt haben, es falle ein Stern vom Himmel herab, der einen solchen Glanz um sich verbreite, daß er, von demselben geblendet, in große Bedrängnis geraten sei; in der Nacht aber wurde Napoleon I. geboren (Magikon von J. Kerner, I, S. 363). Wem fallen dabei nicht die in allen Sprachen und zu allen Zeiten gebräuchlichen Ausdrücke ein von brennendem Zorn, von Liebesglut, von verzehrender Leidenschaft, von feurigem Geist, von einem Aufflammen oder Auflodern der Begeisterung. — Vergleiche die Feuerzungen zu Pfingsten! — Im Einklang damit werden stets im Traumgesicht ein klares Licht, helle Flammen Gutes, eine frische, fröhliche, geistige Tat oder Tätigkeit andeuten; trübes, rauchendes Feuer dagegen stürmische Geisteszustände, Haß, Zank, Feindschaft.

Nicht weniger treffend wird im Traum das mehr allgemeine Schalten und Walten des Geistes, ob gut oder böse, durch den Wind und sein Wehen charakterisiert, woran schon die Ausdrücke ruach hebr. Geist, Hauch, ferner pneuma, anima, das französische expirer, rendre le dernier souffle, im deutschen Lebensodem, Inspiration, Wehen des Geistes, sein Leben aushauchen, erinnern. Vergl. „Gott blies ihm ein den lebendigen Odem," und das Wehen und Brausen des Geistes im großartigen Gesicht des Hesekiel von den Totengebeinen, und später am Pfingstfest. — So sieht Daniel im Traumgesicht die vier Winde auf dem großen Meer gegeneinander stürmen und aus diesem Wehen und Schaffen des Geistes die vier Weltreiche

entstehen. Dieser Auffassung der freien und unsichtbaren Luft als Symbol des Geistes gemäß werden auch ihre Bewohner, die Vögel, zu Typen der untergeordneten Geister. Vergl. die Vogelschau der Alten, den Adler des Jupiter, die Raben des Odin, den weißen und schwarzen Vogel in der Frithjofsage, die Vögel in der Parabel des Sämanns usw. Endlich spricht die Bibel von den „Geistern, die in der Luft sind", ja von „dem Fürsten der Luft".

Stellt das Traumgesicht die Luft, den Wind als Symbol des Geistes dar, so drückt es in richtiger Anwendung und Erweiterung dieses Symbols durch die Beschaffenheit der Luft, durch das Wetter unsere Stimmungen, diese mehr passiven Geisteszustände aus. Wie der Volksmund sagt: „Er sieht lauter Sonnenschein," oder von stürmischer Laune, von wetterwendischem Charakter, von trüber Stimmung usw. spricht, so bedeuten im Traum klare Luft, helles Wetter, blauer Himmel heitere Stimmung, helle Geisteszustände; trübes, schlechtes Wetter das Gegenteil. So träumte der Verfasser, der am nächsten Tage eine wichtige Entscheidung erwartete, er sehe den stillen, weiten, trüben Himmel und in weiter Entfernung einen einzigen Stern. Er mußte in trüber Stimmung monatelang warten, bis die glückliche Entscheidung eintraf.

Das Wasser, dieses Element des Werdens, ohne das auf Erden keine Formveränderung, kein Wachstum und keine organische Entwickelung möglich wäre, stellt in der Vision und Traumsprache in tiefsinniger Weise stets das Werdende, die aus der Gegenwart wachsende Zukunft dar. — So stiegen die sieben Kühe des Pharao aus dem Flusse Nil, dieser Ursache der Fruchtbarkeit Ägyptens, und also der sieben zukünftigen guten und schlechten Jahre. So stiegen die die vier Weltreiche darstellenden Tiere des Daniel aus dem Wasser, nicht aber

aus dem doch dem Träumenden so nahe liegenden Euphrat, sondern ihrer Weltbedeutung entsprechend aus dem Weltmeer. Das Wasser ist auch das Milde, Feuerlöschende, wie das Leiden das Zornfeuer der Ichheit löscht. Ist aber in der gedrängten Vision und Traumsprache das Wasser das Bild des Werdens und des Leidens, der Zukunft und zugleich als Meer ein schönes Bild der gesamten Menschheit, so wissen wir damit schon, was das so häufige Träumen von trübem, schlammigem, tiefgefährlichem, oder auch von stürmischem, brausendem, tobend schäumendem oder von hellem Wasser zu bedeuten hat — nämlich eine eben solche Gegenwart oder Zukunft. Das stimmt wieder zu Ausdrücken wie: „Das Wasser geht ihm bis an den Hals," „die Sache ist ins Wasser gefallen," zu den biblischen: „Alle deine Wasserfluten gehen über mich;" „errette mich von großen Wassern;" „ich bin in tiefem Wasser und die Flut will mich ersäufen" usw. (Psalmen) und zu der wegen ihres Bekanntseins nicht beachteten, aber immerhin merkwürdigen Tatsache, daß im größten Leid der Mensch Tränen, also Wasser, absondert. Derselben Anschauung vom Wasser begegnen wir in dem Traume der Tochter des Polykrates, welche das furchtbare Ende ihres Vaters dadurch angedeutet sah, daß sie ihn vom Regen des Zeus gewaschen erblickte. Wie Parzanzin, die Schwester Montezumas, den ihr bevorstehenden Tod als einen breiten, fürchterlich brausenden Strom sah (Splittgerber, Schlaf und Tod, Bd. II, S. 29), so hat ihn schon mancher im Traum vorausgesehen, und unter diesem Bild stellt ihn auch der treffliche Allegoriker Bunyan in seiner „Pilgerreise" dar. Bekannt ist die damit verwandte Symbolik, womit der Traum die Tränen, also etwas Schönes, Kostbares, durch die in der Tiefe der Gewässer erzeugten Perlen darstellt. So sah im Traum die Königin Maria von Medicis am Vorabend der Ermordung

ihres Gemahls, Heinrich IV., alle ihre Diamanten in Perlen verwandelt.

Unter dem Bild des vierten Elements, der Erde, der Materie im allgemeinen, auch als Sand, Spreu, Kot, Kehricht, Steinchen, Muscheln am Strand, trockene Blätter, Laub, malt uns der Traum schon nach den Beobachtungen der Alten mit harter Wahrheit, unseres Geizes, unserer Habsucht und unserer Verblendung spottend, das vielgesuchte, heißbegehrte Geld und ebenso das Reichwerden, als Erdeessen, dürres Laub-, Sand- und Spreuansammeln, wie umgekehrt in Volksmärchen dürre Blätter sich in Gold verwandeln. Überhaupt trauert von seinem wahren Standpunkt aus der Traum oft über das, was uns im Wachen erfreut und erquickt, zeigt uns dagegen in schönen und erfreulichen Bildern, was uns bitter und unangenehm dünkt, aber für die Seele heilsam ist.

Wie zu erwarten, spielt nach diesen mehr allgemeinen Elementen der Traumsymbolik in derselben der Mensch selber eine Hauptrolle. Wie die Sprache in zahlreichen Ausdrücken, wie der Dichter ein liebliches Mädchen mit einer Rose, den starken Mann mit einer Eiche vergleicht, so faßt der Traum den Menschen, den guten, wohltätigen, oft als Pflanze, als Baum auf. Wir sprechen ja stets von Völkerstämmen, von Stammbaum, von Sprößlingen einer Familie, von blühenden Gestalten, von Früchten gleich Werken; die Franzosen von souche, rejeton, vieillesse, être moissonné par la mort etc. Man vergleiche ferner die biblischen Ausdrücke: „Bäume der Gerechtigkeit," „Pflanzen des Herrn;" den bekannten Spruch: „Alles Fleisch ist wie Gras und seine Herrlichkeit wie des Grases Blume," das Bild: „Der Gerechte ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit." So träumte u. a. Astyages, aus seiner Tochter

Mandane Schoß wachse ein Weinstock hervor, welcher ganz Asien überschatte, was die Magier auf die zukünftige Weltherrschaft ihres Sohnes Cyrus deuteten (Herodot, Bd. I, 10. T.). Ebenso und in gleichem Sinn sieht sich Nebukadnezar im Traum als mächtigen, weithin die Erde beschattenden, allen Tieren und Vögeln schutzgewährenden Baum. So träumte ein Vater, er reiße aus der Erde eine ihm sehr liebe Pflanze, und der Boden erscheine ihm blutig; am folgenden Tag muß er seinen vom Mühlrad zerdrückten Sohn ins Haus tragen, und das rinnende Blut färbt den Weg. So sah die Großmutter des Verfassers in dem Augenblick, da ihr Mann von ihr entfernt starb, einen grünenden Lorbeer und hörte dabei die Worte: „Der Gerechte wird grünen in Ewigkeit."

Wie die Vision und die Sprache zu allen Zeiten, so vergleicht auch der Traum den bösen oder auch starken Menschen mit dem Tier, faßt ihn bald in leichtverständlicher Symbolik als Löwen, Adler, Stier, bald als Tiger, Hund, Schlange, Wolf, Fuchs; wie schon David ausruft: „Große Farren haben mich umgeben"; „hilf mir aus dem Rachen der Löwen und rette mich von den Einhörnern!" Das ängstliche Fliehen oder Nichtfliehenkönnen vor einem verfolgenden Ochsen oder Stier gehört zu den häufigen Traumgesichten und bedeutet einen uns bedrohenden oder bedrängenden Feind. So träumte dem Kalifen Omar, daß ein weißer Hahn (gleichbedeutend mit kampf- und streitsüchtiger Mensch) dreimal mit seinem Schnabel nach ihm hackte; kurz darauf starb er durch drei Dolchstiche, die ihm von Firuz beigebracht wurden; derselbe trug Weiß als seines Stammes Farbe (Dr. Pfaff, das Traumleben, S. 101). Von jeher galten Schafe und Lämmer im Traum als Symbole von guten Menschen. Ebenso bedeutet stets der Fang von vielen und großen Fischen wie im Evangelium einen Segen; faule

Fische dagegen zeigen, wie sprichwörtlich, vereitelte Hoffnungen an. Auch im Traumgesicht verkündigt die Taube den Frieden, der Adler den Sieg und, wie stets im Märchen, der Rabe Unglück. In der Bibel werden die Vögel, als die Bewohner des von Satan beherrschten Luftreichs, zu Bildern der ihm untergeordneten Geister. So fressen die Vögel aus dem Korb des schon zum Tode bestimmten Bäckers Pharaos, so heißt es in der Parabel des Sämanns: Es kamen die Vögel und fraßen den Samen, und Christus erklärt das dahin: „So kommt der Böse und reißt weg, was gesäet war." Das von Christo gebrauchte Bild von den Lilien auf dem Felde und den Raben in der Luft läßt sich neben dem buchstäblichen Sinn auch auf die Engel und Dämonen deuten, die Gott auch tagtäglich ernährt. — „Und der Engel sprach zu allen Vögeln, die unter dem Himmel fliegen: Kommt und versammelt euch zu dem Abendmahl des großen Gottes, daß ihr esset das Fleisch der Könige und der Hauptleute und das Fleisch der Starken und der Pferde" (Offenb. 19, 17. 18.). — Wir haben schon die Vogelschau der Alten, den Adler des Jupiter, den Raben des Odin u. a. erwähnt. Auch hier steht dem Bösen das Gute gegenüber; dem schwarzen nicht zurückkehrenden Raben die weiße Taube mit dem tröstlichen Ölzweig; und als Taube steigt der heilige Geist auf Christum herab. Schwer zu deuten ist die Symbolik des Fisches. Christus hat viel mit Fischen und Fischern zu tun; ein Fisch muß das Steuergeld herbringen; mit Fisch und Brot speist er wunderbar zweimal die Menge, und er, der doch sonst niemals materielle Vorteile seinen Jüngern zuwandte, weder Gold ihnen schuf, noch Korn, noch Obst, noch Öl wunderbar wachsen ließ, geruht die Jünger durch wunderbaren Fischzug mehrmals zu erfreuen. Selbst der auferstandene, im Paradies schon lebende (Luk. 23, 43) Christus

ißt in seinem verklärten Leibe gebratene Fische; bedeutsame Tatsachen.

Auch der menschliche Körper ist, wie zu erwarten, für den Traum eine reiche Quelle von Bildern. Wie in allen Sprachen bedeutet schon bei den Alten das Haupt im Traum den Vater; die Arme die Geschwister; der rechte Arm auch den Vater, den Sohn, den Freund, überhaupt denjenigen, von dem wir im Wachen sagen: er ist meine rechte Hand; die Linke bedeutet mehr die Gattin, die Mutter, die Schwester, die Tochter; die Füße die Diener und Mägde, da sie meist für uns gehen; ferner üppiges Haar Stärke (vergleiche Simson und die rois chevelus Frankreichs); langer, weißer Bart Weisheit; Magen und Eingeweide dagegen Familiengut und Besitz. So träumte Jakob, König von Schottland (Merle D'Aubigné: Histoire de la Réformation III, S. 163), ein verstorbener Feind haue ihm zuerst den rechten, dann den linken Arm ab. Als er in großer Angst aufwachte und den Traum seinen Hofleuten erzählte, brachte ihm ein Bote die Nachricht, sein Sohn Arthur sei tot; kurz nachher kam ein zweiter Bote von St. André und meldete, daß sein zweiter Sohn Jakob soeben gestorben sei; da verstand er seinen Traum und wehklagte, jetzt sei er allerdings seiner Arme beraubt.

Beim Träumen von Essen und Trinken kommt es darauf an, was genossen wird und ob und wie sehr es dem Träumenden schmeckt; aber nirgends vielleicht — und das erinnert wieder an die Frucht, die Eva aß, von außen schön anzusehen und doch Verderben bringend — pflegt das, was man schon öfters die Ironie des Traums genannt hat, stärker hervorzutreten als hier, denn gewöhnlich bedeutet darin eine uns süß schmeckende Frucht, bei Frauen meist schwarze Trauben oder Zwetschen, Krankheit; bei manchen Menschen das Essen von

Backwerk und Leckerbissen Streit und Verdruß mit eben der oder den Personen, die im Traume ihnen das Gute zu essen gaben; je besser es schmeckt, desto größer der Streit! Anklänge daran finden sich auch im Märchen und im Volksglauben, wo Hexen und Zauberer vorzugsweise Kinder dadurch in ihre Macht bekommen, daß sie ihnen etwas zu essen geben.

Endlich ist für den Traum wie für die Symbolik die Kleidung höchst bedeutungsvoll. Nackt sein ist immer, auch bildlich, in allen Sprachen seit Adams: „Ich fürchte mich, denn ich bin nackend," ein Bild irgend einer Blöße, sei es auf geistigem, intellektuellem oder materiellem Gebiet. — „Der Hoheprieſter Josua hatte unreine Kleider an und stand vor dem Engel, welcher antwortete: Tut die unreinen Kleider von ihm. Und er sprach: Siehe! ich habe deine Sünde weggenommen, und habe dich mit Feierkleidern angezogen." (Sach. 3, 3 u. 4.) Schmutzige, zerlumpte, zerrissene, dunkle, schwarze Kleider haben im Gegenteil zu reinen, schönen, weißen, reichen eine leicht zu erkennende symbolische Bedeutung. So träumte Alexander der Große vor der Ermordung des Klitus, er sehe ihn anstatt in der gewöhnlichen Rüstung in schwarzem Kleide zwischen den schon verstorbenen Söhnen des Parmenion stehen. So träumte der mit der heiligen Elisabeth bekannte Mönch Martin, er sehe sie, die doch immer so einfach war, in prachtvollen Kleidern, und drücke ihr sein Erstaunen darüber aus, worauf die fromme Fürstin ihm antwortete: „Mein Bruder, ich habe meinen Stand geändert." Sie war aber in derselben Nacht von ihm entfernt gestorben.

Das Bauen, gewöhnlich eines Wohnhauses, wobei in Anlehnung an den Sprachgebrauch „Haus" „Familie" bedeutet, dient meist sinnbildlich für Heiraten, und zwar so, daß die Eltern oder Großeltern des betreffenden Paares das Haus

bauend im Traum erblickt werden; daß dabei die Lage, Gestalt, Größe, Farbe, Möblierung, auch Fensterzahl des geschauten Hauses, ebenso das Material, aus dem es gebaut wird, von symbolischer Bedeutung sind, weiß jeder, der die Trefflichkeit der Traumsymbolik aus eigener Erfahrung kennt. Das Zusammenfallen des Hauses oder einer Wand desselben wird dagegen selbstverständlich den Verfall der Familie oder den Tod eines Mitgliedes derselben andeuten, ein Glaube, der bei den orientalischen Völkern überall sich wiederfindet; schon Artemidor erzählt, daß, als einer träumte, das Dach seines Hauses stürze ein, ihm darauf der Vater starb, und bemerkt dazu, damit habe auch das Haus sein Haupt und seinen Schutz verloren.

Das Leben ist eine Reise, hat man schon oft gesagt, und man wird es immer wieder sagen, weil es wahr ist. Demgemäß stellt uns oft der Traum den vergangenen, gegenwärtigen oder zukünftigen Verlauf unseres Lebens, oft Begebnisse des vergangenen oder des nächsten Tages, als eine mehr oder weniger glückliche Reise zu Wasser und zu Land dar; und es ist eine sehr häufige Erscheinung, daß Menschen, die von allerlei kleinen und großen Aufgaben beschwert, denen ihre Kräfte kaum gewachsen sind, ihr Leben im Traum stets als eine beschwerliche Reise dargestellt sehen, in der sie den Zug verfehlen, ihr Gepäck verlieren, das Geld nicht langt usw. Dabei gebraucht oft der Traum für das gewöhnliche, tägliche Leben das Bild einer Landreise, für länger dauernde Unternehmungen dagegen das eines Schiffes, bei dem Größe, Bemastung, wie auch die Beschaffenheit des Wassers, ob glatt oder bewegt, trüb oder hell, und des Windes, ob günstig oder widrig, kurz alle Nebenzüge meist treffend symbolisch sind; für das Überwinden einer mehr oder weniger schwierigen Lebensaufgabe tritt öfters ein Bergbesteigen auf. Schreitet der Wanderer im Schnee, so ist es ein

je nach der Tiefe desselben mehr oder weniger beschwerliches Fortkommen, auf Eis ein unsicheres und gefahrvolles; durch grünende Wiesen ein glückliches und hoffnungsvolles; auf schmalem Pfad ein einsames; auf breiter Landstraße ein gemeinsames. Ein meist ängstliches Begehen von schmalen Stegen über wogende Gewässer bedeutet eine beängstigende Angelegenheit oder eine größere Gefahr; watet der Wanderer im Traum durch trübes Wasser, Sumpf und Morast, so geht die Lebensreise durch Hindernisse, Leid, und meist auch Krankheit.

Nichts aber gibt es, was die träumende Seele dem Menschen unter solcher Mannigfaltigkeit von Bildern darstellt, wie das Sterben. Wie der Tod für den einen eine ersehnte Erlösung, für den anderen eine Befreiung aus dem geistigen Kerker, für den dritten ein furchtbares Unglück, für noch einen anderen ein unheimliches Gespenst usw. ist, so gibt es auch fast kein Bild, unter dem er nicht in der Traumsymbolik vorkäme; und zwar können, dem seelischen Zustand des Träumers entsprechend, diese Bilder sich scheinbar widersprechen. So wird er von manchen als das Verdorren einer Pflanze, eines Baumes, ebenso aber von anderen als das Grünen eines Lorbeers oder sonstigen immergrünen Baumes, auch als trauernde Zypresse oder als die überreichte Palme des Sieges vorgeschaut. Einmal ist er ein schwarzer Abgrund, in dem der Träumende zu versinken glaubt, ein andermal ein Berggipfel, den er zu erreichen wähnt und von dem aus sich ihm eine schöne Aussicht darbietet. Bald ist ein Ablegen seiner Alltagskleider, bald ein Überkleidetwerden mit hellem, weißem Gewand, bald das Antreten einer langen, weiten Reise, öfters das Durchwaten oder Durchschwimmen eines breiten, trüben, rauschenden, tiefen Flusses, hie und da ein fröhliches Heimkommen das Bild des bevorstehenden Todes. Auch das Vorausschauen des Todesdatums

oder des eigenen Grabes ist nicht selten, wie bei jenem Jüngling, dem es träumte, er sehe einen Grabstein mit der kurzen, aber inhaltsschweren Inschrift: Ipse! (er ist's). — Doch damit sind keineswegs die Symbole des Sterbens erschöpft. So erzählt Artemidor: Es träumte jemand, Helios, der Sonnengott, gebe ihm zwei Laibe Brot; ein nicht leicht zu deutender Traum! Als aber der Mann nach zwei Tagen starb, ward die prächtige Symbolik klar; der Mann bedurfte nur noch zweimal des täglichen Brotes und sollte nur noch zweimal das Sonnenlicht sehen. Derselbe Autor erzählt ferner: Einer träumte, seine körperliche Hülle abzustreifen gleich wie eine Schlange, die sich häutet. Am folgenden Tage verschied er. Auch sich von Lehm oder Erde sehen, sagt jener Schriftsteller, bringt jedem den Tod. („Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden." 1. Mos. 3, 19.)

Schön ist oft die lakonische Energie der Traumsprache. So träumte Kaiser Valens in der Nacht, da Attila starb, er sehe einen zerbrochenen Bogen (bekanntlich die Waffe der Hunnen). — „So spricht Jehova der Heerscharen: Siehe, ich zerbreche den Bogen Elams, seine vornehmste Stärke" (Jer. 49, 35).

Als Beispiel davon, daß bei allem Studium der Traumsymbolik manche Träume vor der Erfüllung nicht auszulegen sind, erzählt Artemidor: Ein Heerführer träumte, auf seinem Schwerte seien die Buchstaben J, K, Th geschrieben. Nun entstand Krieg, durch das Schwert angedeutet, mit den Juden (J) in Kyrene (K) und das Th bedeutete ihm den Tod (Thanatos). „Dieses Traumgesicht," fügt Artemidor hinzu, „war vor dem Ausgang nicht auslegbar, während die Erklärung, nachdem die Erfüllung eingetroffen, auf der Hand lag."

Auch scheinbare Widersprüche kommen im Traumgesicht vor, indem das gleiche Bild einmal dies, ein andermal das Gegenteil bedeutet. Davon ein hübsches Beispiel nach unserem alten Weisen: „Jemand träumte, sein Stock wäre in Stücke gegangen. Er erkrankte und blieb gelähmt; der Halt des Körpers und die körperliche Kraft wurde nämlich durch den Stock angedeutet. Derselbe, betrübt und verstimmt wegen der Lähmung, die anhaltend geworden war, träumte, es wäre wieder sein Stock in Stücke gegangen. Er wurde sofort gesund, denn er sollte keines Stockes mehr bedürfen."

Von der bekannten oben beim Essen schon erwähnten Ironie des Traums nur ein Beispiel. Als Hamilkar Syrakus belagerte, hörte er gegen Morgen im Traum eine starke Stimme ihm zurufen: „Heute abend wirst du in Syrakus zu Nacht speisen!" worüber er erwacht sich sehr freute. Aber die Belagerten machten einen Ausfall, und Hamilkar aß abends in Syrakus zu Nacht . . . als Gefangener.

Endlich hat der Volksmund die Frage: Wer hat vorzugsweise Traumgesichte? längst mit dem Sprichwort beantwortet: „Die Träume von Jungfrauen, Gelehrten und Staatsmännern haben gemeiniglich was zu bedeuten," oder in verallgemeinertem Ausdruck: die Träume von reinen Menschen, wie Joseph, von denkenden, wie Melanchthon, oder für das Ganze, Große wirkenden Persönlichkeiten, wie Daniel, und von Herrschern, wie Pharao und Nebukadnezar. Und in diesem Sinne sagt auch der griechische Schriftsteller: „Es ist unmöglich, daß irgend ein unbedeutender Mensch über bedeutende Ereignisse ein Gesicht erhalte, weil die Traumgesichte individueller Natur sind und nur für den Träumenden einen Ausgang nehmen." — Auch eine Traumdeutern bekannte Regel des prophetischen Traums hat Joseph schon aufgestellt (1. Mos. 41, 32).

Mit dem den griechischen Weisen eigenen, gesunden Humor schließt Artemidor sein seinem Sohne gewidmetes Buch mit der Bemerkung: „Der Traumdeuter muß von Haus aus dazu angelegt sein; er muß Mutterwitz besitzen und sich nicht bloß an die toten Buchstaben halten; denn glaubt jemand, er werde auf dem Weg der Theorie ohne natürliche Begabung zum Ziel kommen, so wird er stets ein Stümper und Dilettant bleiben."

So beruht jede einzelne Symbolik des Menschen und der Baukunst, der Schrift und der Sprache und des Traumlebens auf demselben Prinzip, nämlich einer dem Menschen, als einem Göttlichen, angeborenen Anschauung der Natur nach ihren großen Grundlagen; einerseits der geometrischen Form, zweitens des Lichts und der Farbe, drittens des Klangs und des Schalls; wobei, wie alle Weltweisen zu allen Zeiten es erkannten, das Geistige sich überall als Ursache und Wurzel des Materiellen erweist, und die stoffliche Erscheinung als die Sichtbarkeit eines Gesetzes, einer Idee. Es gäbe kein materielles Licht noch Finsternis, keine Wärme noch Kälte, wenn es nicht ein göttliches Licht und eine geistige Wärme und Kälte gäbe. So faßt die Bibel die Welt auf, leitet alle Krankheit von der geistigen Krankheit, der Sünde, den leiblichen Tod vom geistigen Tod ab und so durchweg.

Auch sonst entspricht das Leibliche dem Geistigen. Wer keinen leiblich Kranken zu versorgen versteht, kann auch keinen geistig Leidenden pflegen, wer keinen leiblichen Geschmack, hat auch keinen geistigen; wer in der Schule nicht rechnen lernte, kann auch nicht im Leben und mit dem Leben rechnen; wer des

Gewitters und des Meersturmes sich nicht freut, ist im geistigen Kampf nicht stark; wer in der Ebene lieber weilt als auf hohem Berggipfel, denkt nicht hoch. Wer nicht dem Menschen, schaut auch nicht der Gefahr ins Auge. Der Mann, der mit kleinen Schritten daher trippelt, schreitet auch nicht kühn durch das Leben; der mit dem kleinen, zugekniffenen Mund ist kein Volksredner. Wer für Pflanzenzucht keinen Sinn hat, hat auch keinen für Erziehung. Siehst du einen Mann, der an der Blume keine Freude hat, so hat er auch am Mädchen keine; und wer kalt und gleichgültig das Würmchen oder den flügellahmen Schmetterling zertritt, zertritt auch im Leben den Schwachen und Schutzlosen. Wer Licht und Sonnenschein liebt, denkt auch hell und klar. Wer Kinder gern hat, dem widerstehen Gewinnsucht und Parteihader; wer mit raschem Griff Bücher oder Möbel ordnet, kann auch anordnen und befehlen, ist ein Organisator. — Und diese ganze innere Symbolik des Menschen ist aus einem Guß. Wie einer nach den Grundzügen seines Charakters ißt und trinkt, so ist er, so liest und lernt er, so baut und pflanzt, so wohnt und genießt, so lebt und webt er, so ist er krank und so stirbt er auch. Aus diesen seinen Grundzügen und aus keinen anderen wird er sich in Ewigkeit entwickeln — so er im Guten ist — denn im Bösen ist der zweite Tod das Ende aller Entwickelung.

Aufgabe einer wahren Symbolik wäre es nun, nicht nur jede hier in der Kürze skizzierte einzelne Symbolik, sondern auch alle anderen ineinander zu übersetzen, ihre Äquivalente zu finden und so eine einzige Symbolik oder Wissenschaft des Universums zu gründen.

Eine solche würde uns zeigen, wie im Weltall als Makrokosmos die sieben Geister eines Gottes wallen und walten, aber auch wie sie und ihr ganzes Wollen und Walten

sich im Menschen als Mikrokosmos finden, der in seiner leiblichen, seelischen und geistigen Gestalt und in seinem Wesen Norm und Gesetz der organischen und unorganischen Schöpfung ist, ein Bruder Jesu Christi, des Erstgeborenen, durch den und für den alle Dinge sind.

Doch wird sich das erst im jenseitigen Leben voll und ganz geben. Dort erst wird eine wahre Symbolik möglich sein, weil erst dort sämtliche Geschöpfe und auch wir von so vielen verdeckenden, lähmenden und betrügenden Einflüssen befreit, ganz so aussehen werden, wie wir wirklich sind. Dort erst wird das Äußere zum absoluten, sofort erkennbaren Bild des Inneren. So erkannte Petrus sogleich Moses und Elias auf dem Tabor. Dann wird die ganze herrliche Symbolik der Welt, besonders aber die der menschlichen Gestalt, an diesem Auferstehungsleib voll und klar zur Geltung kommen, in jeder Linie und Kurve, in jedem Gesichtszug als herrliche Schrift lesbar. Dann wird der Auferstandene als ein wahres und ewiges und doch wieder individuelles Bild und Gleichnis Jehovas auf der neuen Erde und in dem neuen Himmel wandeln.

Aber auch die ganze erlöste Natur wird dann uns in jeder Form und Farbe und in jedem Wesen ein klares, schönes, tiefes Symbol des Göttlichen darbieten, und das Anschauen, Verstehen und Genießen dieser Symbolik wird eine Hauptfreude der Ewigkeit sein.

II.

Kosmos.

Ruhen wir nun von der Betrachtung der irdiſchen Natur und des menſchlichen Tuns aus- und ſehen wir den geſtirnten Himmel über uns an. Ein großes „Excelſior!“, ein ſtetes „sursum corda!“ rufen uns dieſe in ſtiller Pracht ſchimmernden, funkelnden, leuchtenden Himmelsſchöpfungen zu. In ihrem Anſchauen liegt eine Kraft für die Seele, eine Stärkung des inneren, für das ewige Licht geſchaffenen Auges; verſäumen wir ſie nicht! „Um euch,“ ſprach einſt Dante zu ſeinen Mitbürgern, „dreht ſich der Himmel, ruft und zeigt euch ewige Schönheit; aber euer Auge ſchaut nur nach der Erde, darum ſchlägt euch, der alle Dinge ſieht!“ (Purgat. X, 10. Geſang).

Haben wir ſchon auf Erden gefunden, daß alles Symbol iſt, daß jede Erſcheinung die Sichtbarkeit von unſichtbaren Prinzipien darſtellt, ſo können wir im voraus erwarten, daß auch dieſe gewaltigen Schöpfungen in allem, was wir von ihnen zu erkennen vermögen, uns ſchöne Geſetze des Seins offenbaren werden, die, weil von einem Gott herrührend, der Geiſt iſt, auch im Reich des Geiſtes ihre volle Geltung haben werden. Und in der Tat ſtrahlt uns hier das Geſetz überall entgegen, noch herrlicher, weit reiner, als auf Erden. Am

Himmel leuchten die Gesetze der Bewegung, der Anziehung, der Individualität. Schon die Alten erkannten daran das „Universum," d. h. das Eine sich drehende; zu allen Zeiten haben die Menschen an diesen Welten das Urbild alles Reigentanzes, des Taktes, des Rhythmus, der Kadenz, der ewig in sich wiederkehrenden Bewegung geschaut, wie selbst bei den Abiponen Südamerikas die wilden Priesterinnen bald auf dem einen, bald auf dem anderen Fuß tanzen und vorgeben, damit den Reigentanz der Plejaden (Gluckhenne) darzustellen.

Zu allen Zeiten haben große Geister auch einer kosmischen Weltanschauung gehuldigt, so schon ein David, wenn er ausruft: „Wenn ich anschaue deinen Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast: ‚Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und des Menschen Sohn, daß du auf ihn acht hast!'" (Ps. 8, 3 u. 4). Und so stellt Seneca manche prächtige, noch heute gültige kosmische Betrachtungen an. Doch im allgemeinen war bis vor hundert Jahren manchem Denker und Gelehrten die Erde unverhältnismäßig wichtig, das Weltall Nebensache, eine terra incognita, bis das Fernrohr und die Spektralanalyse unserem geistigen wie leiblichen Gesichtskreis die Weltkörper näher brachten. An uns ist es nun, die großen erzielten Resultate uns auch geistig anzueignen.

Manches Gesetz des göttlichen Denkens können wir an diesen großen Persönlichkeiten des Weltalls lernen. Auf der dunkeln Erde wandeln gesetz- und oft planlos dahin und dorthin das Würmlein und der Mensch. Dort beschreiben die leuchtenden von Gottes Hauch durch den Raum hingewehten Welten haarscharf ihre Bahnen und kehren nach Jahren auf die Sekunde hin in den Mittelpunkt des festgestellten Teleskops.

So sehen wir zuerst, daß das Weltall aus einem ewigen, unendlichen, unbegrenzten, unbegreiflichen Lichtozean besteht, denn

nur im eigenen Schatten des einzelnen Planeten oder Mondes ist es Nacht. Daraus ersehen wir, daß in einem unendlichen, unbegrenzten, ewigen Lichtgott die von ihm geschaffenen Individualitäten sind. „In Ihm leben, weben und sind wir!“

Diese Weltkörper haben die Kugelform als die wahre Form der nach allen Seiten hin gleichmäßig um einen Mittelpunkt als Eins aufgebauten Ichheit. Schon Plato sagt: „Die Form der Seele ist die Kugel.“

Ferner sehen wir an ihnen das große Weltallgesetz der Hierarchie, das Hinaufsteigen zum großen Eins und Zentrum. Die Monde laufen um die größeren Erden, diese um die Sonnen, diese vielfach um Zentralsonnen, ganze Fixsternwelttalle um unbekannte Zentra; das All um Gott; denn der Stoff mit allen seinen Erscheinungen ist nur die Sichtbarkeit des Geistes.

Diese Weltkörper sind durch ungeheure Räume getrennt. Es wundert sich der Sternkundige, wenn er es schaut, wie im scheinbar so engen Sonnensystem erst nach vielen Millionen Meilen wieder ein Kügelchen erscheint, das freilich bei größerer Annäherung oft zu einer riesigen Welt wird; aber noch mehr, wenn er sieht, wie sehr voneinander entfernt die Sonnen ihre Bahnen wandeln. Einige wenige Sonnenstäubchen im großen Saal, das ist unser Sonnensystem, durch ein großes Nichts von anderen getrennt; — oder ist etwa der Weltraum, dieser Ozean von Äther, Licht und Kräften, von uns unsichtbaren Wesen, die darin wie Walfische im Meer schwimmen, bevölkert? — Vergrößern wir das Bild, so kreisen, Hunderte von Stunden voneinander entfernt, nur kopfgroße leuchtende Kugeln, von Planeten, wie von Sandkörnern und Schrotkügelchen umtanzt. Das bedeutet die heilige Selbständigkeit der Ichheit. Eines weiten

Raumes bedarf sie zu ihrer Entwickelung und jede ruft der anderen zu: Störe meine Kreise nicht! Wohl Gemeinschaft; denn auch die Sonnen senden und empfangen gegenseitig Ströme von Wärme, Licht und Kraft; aber eines großen isolierten Raumes bedürfen sie, um ihre Familie, die Planeten und Monde, zu beherrschen und kräftig zu beeinflussen. So auch der Mensch. Im engen Zusammenleben der Weltstädte verkümmert die Ichheit, gehorcht anstatt dem symbolischen Usus und der sittlichen Sitte der künstlichen und verkünstelten Mode. Zur starken Familie gehört Raum und Abgeschlossenheit.

Verschieden sind diese Weltkörper; unter ihnen finden sich keine zwei gleiche Individuen; ein Gesetz der Schöpfung, auch für Menschen gültig. „Aus ganz gleichen Menschen kann nie ein Staat bestehen," sagt schon Aristoteles.

Von jedem dieser Weltkörper strömt ein eigenes Maß von eigener Kraft oder Kräften aus. Jeder, nur tote Monde ausgenommen, hüllt sich in eine Atmosphäre ein; das ist seine Wirkungssphäre, das Vergeistigte an ihm; je heißer und lebendiger der Körper, desto höher und dichter, größer und wärmer seine Atmosphäre. So auch in der geistigen Welt, so auch auf Erden!

Grundgesetz dieser Ichheiten im Weltraum ist die gegenseitige Anziehung. Für sich und von allen anderen geschieden, kann kein Geschöpf sein. „Alle Körper ziehen einander an." — „Alles Begehren ist anziehend," sagt Böhme, und welches Erschaffene trägt nicht in sich ein Begehren? Auch die zwei anderen Anziehungsgesetze gelten wörtlich für die einzelnen Geister: „Die Körper ziehen einander an im Verhältnis ihrer Masse. Sie ziehen einander an im umgekehrten Verhältnis ihrer Entfernung." So bewirkt der viele Millionen mal kleinere Mond, weil 400 mal näher, größere Flut als die

Sonne; so übt mancher Vater, obgleich relativ unbedeutend, doch auf seine Kinder einen größeren Einfluß aus, als der so viel mächtigere, aber entferntere König oder Kaiser, eine Entfernung, die auch geistig zu fassen ist.

Diese Weltkörper sind in ewiger Bewegung begriffen; daraus erkennen wir, daß alles in Gott Leben ist. Nicht ist das Leben eine bloße Negation des Todes oder gar aus demselben entstanden; sondern der relative Tod — denn der absolute existiert ebensowenig, wie es einen Punkt im ganzen Weltall gibt, der wirklich still stünde — ist nur eine partielle Verneinung des Lebens, eine Verminderung desselben. Ein gänzlich Totes wäre gänzlich außer Gott und ihm nicht mehr unterworfen, wäre außer dem All noch ein All für sich.

Diese Weltkörper bewegen sich in Kurven, als in der Linie, die aus zwei Kräften hervorgeht, wovon die eine der Urimpuls ist, also eine zentrifugale, individuelle, in der Ichheit liegende, die andere eine vom Zentrum herrührende, zentripetale, welche beide durch ihre Vereinigung eine harmonische, um dieses Zentrum geschlossene Kurve erzeugen. Im Weltall kommt die gerade Linie nicht vor, die auf Erden für Menschenwerke, der Natur gegenüber, charakteristisch ist, und die, in einer ewig sich gleichbleibenden Wiederholung des Punktes bestehend, stets stracks vor sich, ohne Ziel noch Rücksicht auf irgend ein Zentrum fortfahrend, das Produkt der alleinigen, selbstsüchtigen Ichheit als der einzig wirkenden Kraft ist, deshalb auch nur eine Form kennt und unfruchtbar ist. So ist Gesetz der Persönlichkeit ewige harmonische Bewegung, hervorgehend aus der persönlichen Lebenskraft der Ichheit, jeden Augenblick aber aus der geraden Richtung durch die sanfte, aber unwiderstehliche Anziehung eines größeren, außerhalb der Persönlichkeit liegenden Zentrums abgelenkt. So

ſoll auf Erden das Kind um den Vater, die Frau um den Mann, der Untertan um den König kreiſen, im All das Geſchöpf um Gott.

Wie der Mond ewig gegen die Erde hinfällt, ohne ſie je zu erreichen, die Erde gegen die Sonne und dieſe gegen ein höheres Zentrum, ſo der perſönliche Geiſt gegen ſein Zentrum. Wie der Mond ſcheinbar nur um die Erde in einer einfachen Ellipſe kreiſt, in Wahrheit aber mit dieſem ſeinem Zentrum um ein höheres, die Sonne, eine Kurve höherer Ordnung beſchreibt, ſo ſoll die Ichheit, die auf Erden zunächſt ſcheinbar nur um ein naheliegendes Zentrum kreiſt, wie oben angeführt, in Wahrheit mit dieſem Zentrum eine höhere Kurve um das höchſte Zentrum, Gott, beſchreiben und beide ſollen miteinander ewig gegen ihn hinfallen.

Kein Weltkörper bewegt ſich im vollkommenen Kreis um ſeinen Zentralkörper, ſondern alle in Ellipſen; alſo nimmt ihre Entfernung von demſelben in regelmäßigen Perioden ſtets ab und wieder zu, und damit auch nach dem zweiten Keplerſchen Geſetz in ſchöner Symbolik ihre Geſchwindigkeit. Das iſt das univerſelle Geſetz der periodiſchen Oszillation, wie ſie an allem Lebenden zu ſehen, ſo an der Sonne (regelmäßige Zu- und Abnahme der Sonnenflecken), ſo auf der Erde (Ebbe und Flut), ſo am Atmen der Pflanze, des Tiers und des Menſchen. Der Hindu ſagt: „Wenn Brahma ausatmet, entſtehen Welten, wenn er einatmet, vergehen ſie.“ „Und Gott ruhete am ſiebenten Tage“ — nicht: von nun an — „von allen ſeinen Werken“ (1. Moſ. 2, 2). Auch das geiſtige Leben beherrſcht regelmäßige Oszillation, Ein- und Ausatmen, Zu- und Abnahme, größere Tat und verhältnismäßige Ruhe, Erzeugen und Empfinden, Inſicherfaſſen und Ausſichgebären.

Jeder Himmelskörper wird in ſeiner Bahn um ſein Zentrum

auch von allen anderen Körpern nach dem Gesetz der Massen und der Entfernung zur Bereicherung seiner Kurve und zu ewigen Variationen seines Grundthemas beeinflußt. Auch das ist Gesetz gleicher Ichheiten.

Daß die den anderen an Masse und Größe weit überlegenen Weltkörper selbstleuchtend sind, besagt, daß nicht, wie der Materialist es predigt, aus der Finsternis als Ur- und Grundzustand ein wenig Licht sich allmählich entwickelt hat, sondern daß Licht das Allgemeine und Ursprüngliche, Finsternis dagegen ein nur partieller, vorübergehend aus dem Licht hervorgegangener Zustand ist; nicht im finsteren Weltraum leuchten einige helle Pünktlein, sondern im lichten All sind einige dunkle Punkte wie Inselchen im Ozean.

Wie die Bewegungen der Himmelskörper in regelmäßigen, zu immer höher sich aufbauenden Perioden: Tagen, Monaten, Jahren, Sonnenjahren sich abwickeln, so auch, als eine Folge davon, jegliches Leben. Die Existenz der Pflanze und des Tiers, des Menschen, der Völker, der gesamten Schöpfung ist von bestimmten Zyklen beherrscht, die zu stets höheren und größeren Zeiteinheiten sich gestalten. So im Volk Israel der Sabbat als der siebente Tag, dann als siebentes Jahr, dann als großes Halljahr, und endlich im Millennium als Sabbat der Erde.

Daß die Zahlen, welche die Bewegung eines Weltkörpers ausdrücken, nie ganz in denen eines anderen aufgehen — so die Bewegungszahlen des Mondes nicht in denen der Erde, die der Erde nicht in denen der Sonne usw., was von allen Himmelskörpern gilt, — zeigt, daß nie eine Ichheit in einer anderen voll aufgeht, noch mit derselben ganz multipliziert oder dividiert werden kann. Darin besteht die Macht der Ichheit, der Individualität; denn verstünde ein anderer ihren Namen, ihre Grund-

zahl, so käme damit ein Stärkerer über sie, und sie zerflösse und ginge als Teil in ihm auf und wäre nicht mehr. Nur in Gott, als in der unendlichen Zahl, gehen alle Ichheiten voll und ganz auf.

Wie wir ferner am Himmel sehen, daß die Weltkörper entweder einzeln oder, am häufigsten, zu zwei, aber auch zu mehreren, bis zu Tausenden, verbunden leben, so auch die Geister. Einzelne sind, zwar nicht zur Einsamkeit, die es auch am Sternenhimmel nicht gibt, wohl aber zu selbständigem Leben auch nach dem Tod und im Himmel geschaffen, davon Paulus im Bild spricht (1. Korinther 7, 7); andere dagegen zu einer Gemeinschaft, sei es mit einem, sei es mit vielen Individuen; wobei es, wie auch am gestirnten Himmel, die stärkeren Individualitäten sind, die entweder allein oder als anerkannte Führer vieler kleineren auftreten; die kleineren und schwächeren dagegen, die allerlei Verbindungen mit ihresgleichen eingehen.

Die Sonnen, die Erden und die Monde sind große Typen der Hauptformen der Persönlichkeit und des Lebens überhaupt. Sie stellen im Weltraum das Gasförmige, Flüssige und Feste, auch Geist, Seele und Leib, auch Mann, Weib und Kind dar. Wie einst aus Adam durch Trennung Eva hervorging, so auch einst die Erde aus der Sonne, aus Baal, dem Herrn. Von dieser empfängt sie die befruchtenden Kräfte und gebärt Organismen (die Erde bringe hervor . . . 1. Mos. 1, 24). Die Monde aber sind Kinder der Erden, unser Mond freilich ein totes Kind, wie auch nicht anders möglich, wenn die vom Licht abgefallene Mutter ihm weder Licht noch Lebenskräfte mehr spenden kann. Die Astronomie lehrt, daß die Erde einst eine Sonne war; ihr Erkalten und Festwerden ist wohl gleichzeitig und gleichbedeutend mit dem Abfall des Lucifer, des „Fürsten dieser Welt" gewesen.

Die Sonnen, die Fixsterne sind Typen eines höheren primären oder ursprünglichen Lebens, sind das Reich des Geistes, der reinen Ideen; dort ist wenig oder keine chemische Assoziation mehr; — wie es heißt: „In der Auferstehung werden sie nicht freien noch sich freien lassen.“ — Sie sind das Gebiet des durchgeistigten Stoffs, dessen Atom, frei nach drei Polen vibrierend, die größtmöglichste Summe von Leben, Wärme, Licht, Elektrizität, Bewegung entfaltet. Sie sind deshalb weder starr noch fest, entwickeln in sich und aus sich das Licht und spenden es samt allen Naturkräften weithin in den Weltraum; also ein Symbol des Geistes und des himmlischen Lebens; ein Bild der wahren, selbstleuchtenden, in keiner Weise gebundenen, in Gottes All frei sich bewegenden Persönlichkeit. „Die Gerechten werden leuchten wie die Sonne in meines Vaters Reich.“

Die Erden oder Planeten sind die sekundäre Lebensform, ein Bild der Seele und das Reich der Gedanken. Hier bauen sich, jedoch nur unter dem Einfluß der von den Sonnen ausgehenden Kräfte oder Ideen, die Organismen, die Gedanken auf. Hier wird das Atom seiner Freiheit und seiner Macht beraubt und von der Seele gezwungen, sich zu einem organischen Bau verwerten zu lassen; so im Menschenleib, so noch mehr in den geistigen Organismen: Familie, Staat, Kirche, Menschheit, — Individuen, die aus geistigen Atomen und unteilbaren Ganzen aufgebaut sind. Diese organische, von vielen als die höchste, von den meisten als die einzige geachtete Lebensform ist nur eine sekundäre, untergeordnete Stufe des atomischen, höheren Sonnenlebens, hat in sich weder Licht noch Wärme, sondern empfängt beides von außen.

Die Monde sind und stellen dar die tertiäre Form der Existenz, den erstarrten, nicht mehr gasförmigen noch flüssigen,

also unplastischen Stoff; sie sind das Reich der Körper, d. h. des im Starren gefesselten Geistes, der zu seiner Qual die stofflichen Kräfte über sich ergehen lassen muß, anstatt über sie zu herrschen.

Die Sonnen sind also Typen der geistig himmlischen, direkt von Gott alles beziehenden Ichheiten, der Christen; die Erden der seelischen oder organischen, notwendig auf die Sonnenkräfte angewiesenen, irdischen Menschen — „ihr seid das Licht der Welt, das Salz der Erde," spricht Christus zu seinen Jüngern —; die Monde der gänzlich nur um Menschen, d. h. um Vergängliches, kreisenden Organismen.

Doch sind dies nur Symbole, da immer noch auf allen Weltkörpern beide Prinzipien walten. Das Sonnenleben ist noch nicht ganz und wirklich himmlisch, noch das Mondleben ganz und wirklich höllisch; im irdischen nähern sich Bild und Wesen wohl am meisten, weshalb der Mensch oft diese organische Existenz als die einzig mögliche Lebensform betrachtet. Die Kometen, die Ring- und Weltnebel sind Typen von uns unbekannten Formen des individualisierten Geistes, wie bei den ersteren die parabolische oder hyperbolische Bahn fremdartig ist; sie werden auch in der Bibel nicht erwähnt und treten zur Erde in keine nähere Beziehung.

So sehen wir an diesen großen und ursprünglichen Schöpfungen Gottes im Weltraum — denn nicht den Menschen, sondern die Erde schuf er zuerst — die Grundgedanken der Ichheit in sich als Eins und der Persönlichkeiten als sich voneinander unterscheidender Ichheiten klar gezeichnet. Auch die Bibel stellt gewaltige Geister als Sterne dar und Gott als Sonne, dieses höchste Bild der Persönlichkeit, das die Schöpfung bietet. Aber sie geht weiter. Wie sie von Fürsten des Lichts und der Finsternis spricht, die über die Völker gesetzt sind, —

daher der allgemeine Glaube dieser Völker, jedes von ihnen habe seinen Gott oder seine Götter —, so schildert uns die Offenbarung in wertvollen Aufschlüssen über die Engel und mit den Psalmen des Sehers übereinstimmend, diese Geister und Knechte Gottes als gewaltige, über die materielle Schöpfung und die Elementarkräfte herrschende Individualitäten und spricht von einem „Engel der Wasser" (Off. 16, 5) und von einem, „der Macht hat über das Feuer" (Off. 14, 18; s. auch Dan. 3, 25. 28 u. Ps. 104, 4); von „Engeln der Winde" (Off. 7, 1), von einem, „der in der Sonne steht" (Off. 19, 17) und von einem „Stern", dem der Schlüssel des Abgrunds gegeben wird (Off. 9, 1. 2). Diese mächtigen Engel nennt die Bibel auch „Elohim". (So Ps. 82: „Betet ihn an, ihr Götter!" und Ps. 8, 5 Grundtext.) Endlich spricht sie wiederholt von einem „Fürsten der Luft" (Eph. 2, 2—6. 12). Auch das haben die Völker geahnt, die stets an Götter der Elemente, an einen Neptun als Gott des Meeres, an einen Pluto, Gott des Feuers, an Zeus, Gott der Luft und des Wetters glaubten. Wenn endlich der Teufel der „Fürst" (Joh. 14, 30), ja „der Gott dieser Welt" (2. Kor. 4, 4) genannt wird, so ist logisch anzunehmen, daß Gott, der überall seine Schöpfung hierarchisch aufgebaut hat, auch über Weltkörper, die viel größer und herrlicher als die Erde sind, von ihm geschaffene Fürsten und „Untergötter" gesetzt hat, diesen „Thronen, Fürstentümern und Herrschaften, an himmlischen Örtern" entsprechend, von denen Paulus wiederholt spricht, Eph. 3, 10. — 1, 20. 21. — Kol. 1, 16. — 2, 10; und die er „den Fürstentümern und Gewalten" der Finsternis entgegenstellt. Kol. 2, 15. — Eph. 6, 12. Wenn wir, wie im Andromedanebel und anderswo am Himmel, abgesonderte Weltalle und Komplexe von vielen tausend Sonnen sehen, so sind sicherlich auch über diese Schöpfungen mächtige

Verwalter und Vizekönige Gottes gesetzt. Denn das Materielle ist die Sichtbarkeit, die Leiblichkeit des Geistes — und auch hier ist das Vergängliche nur ein Bildnis des Unvergänglichen.

Schon von alters her wurde die Frage aufgeworfen, ob diese Riesenindividuen des Weltalls auch Klänge erzeugen, eine Stimme haben. Hat doch ein jedes Wesen eine solche, säuselt doch der Wind anders im Tannen- als im Buchenwald, und klingt ein Metall nicht wie das andere; wie sollten so große, mächtige Wesen derselben entbehren? Darum bejahten schon die alten Philosophen diese Frage. Unter Harmonie der Sphären verstanden Pythagoras und Plato die nach ihrer Ansicht aus der Bewegung der Himmelskörper durch den Weltraum notwendig entstehenden Klänge, also in ihrer Gesamtheit eine Weltallsmusik. Daß diese Klänge harmonische Akkorde erzeugen mußten, war ihnen klar, erstens aus der durch ihre philosophische Anschauung verlangten Harmonie des Weltalls als eines dem Willen eines vollkommenen Gottes entsprungenen Ganzen; zweitens weil sie aus ihrer Berechnung der damals freilich unrichtig gekannten Bahnen der Himmelskörper herausbrachten, daß die Geschwindigkeiten derselben und folglich die von ihnen erzeugten Klänge sich zueinander wie die Intervalle Terz, Quint, Septime usw. verhalten. — Seitdem ist der Gegenstand sowohl von poetischen Naturen als auch von Philosophen und Astronomen je und je wieder aufgenommen worden. Im „Traum des Scipio" schreibt schon Cicero: „Die Bewegung der sieben Himmelskugeln erzeugt in schönem Akkord tiefe und hohe Töne: denn so große Bewegungen können nicht stillschweigend geschehen, und die Natur hat der unteren und langsamen Mond-

bahn einen tiefen, den oberen und schnellen Sternen aber einen hellen Ton verliehen, und zwischen diesen entstehen die sieben Töne der Oktave. Aber die von dieser ungeheuren Harmonie stets erfüllten Ohren der Menschen vernehmen sie nicht mehr, wie ihre Blicke von dem zu glänzenden Sonnenlicht geblendet werden." Auch Kepler kam zu der Ansicht, daß in der Sphärenharmonie Jupiter und Saturn Baß, Mars Tenor, Venus Alt und Merkur Sopran singe (die arme Terra scheint er für stumm gehalten zu haben). So hat in neuester Zeit einerseits ein Franzose berechnet, was für ein musikalischer Akkord von Erde und Jupiter zusammen erzeugt werde, und gefunden, daß während Jupiter das do (-ut) angibt, die Erde das sol der dritten Oktave von unten erzeugt; andererseits hat der Astronom Babinet nachgewiesen, daß diese Klänge nie von einem menschlichen Ohr wahrgenommen werden können — und daß folglich die Sphärenharmonie nicht existiere. (?!)

Zur Erzeugung eines Tones oder Klanges gehört ein bewegter Körper und ein die Schallwellen fortpflanzendes Medium. Beides ist im Weltraum vorhanden; denn die ungeheueren Massen der Weltkörper bewegen sich nicht bloß im Weltäther, sondern auch in und durch Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Sauerstoff und noch andere unbekannte Gase, welche an einzelnen Stellen des Himmels, z. B. im Orion und in der Andromeda, Weltnebel von vielen Billionen Quadratmeilen Ausdehnung bilden und sich um die Sonne und andere Sterne zu Atmosphären von zum Teil ungeheuerer Größe verdichten. Freilich sind diese Gase viele Millionen mal dünner als unsere Luft. Dennoch genügen dieser für uns gleichsam nicht mehr vorhandene Stoff und der Äther, um Anziehung, Licht und Elektrizität im ganzen Weltall weiter zu pflanzen und sicher ebenso den feinsten Schall. Wir müssen also annehmen, daß

die Himmelskörper in ihrer Bewegung durch diesen Ozean des Äthers, in dem sie wie Fische schwimmen, Schallschwingungen erzeugen, die, wenn wir ihre ungeheueren Massen und kolossale Geschwindigkeit in Betracht ziehen, bedeutend sein müssen, wenn auch für uns unhörbar, und zusammen die denkbar großartigste Harmonie bilden. Dabei müssen wir uns vorstellen, daß selbst die dünnsten Luftschichten, wie früher schon erwähnt, noch unermeßlich schwerer sind als der sie umgebende Äther, so daß auch sie durch denselben fahren, wie eine Kanonenkugel aus dem denkbar schwersten Metall. Harmonisch sind diese Klänge zueinander, das beweisen schon die nach einem bestimmten Gesetz zunehmenden Entfernungen, welche auch ihre Geschwindigkeit bedingen. Und sollte Der, der diese Rieseninstrumente gestimmt hat, nicht selbst musikalisch sein und gern Mißtöne ertragen? Der das Ohr gemacht hat, sollte der nicht hören?

Denken wir uns diese Sphärenmusik für menschliche Ohren vernehmbar, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der Grundton in ihr, wie sich's auch gebührt, von der Sonne ausgeht. Bei ihrer 750mal die aller Planeten übertreffenden Masse und bei der ungeheueren Geschwindigkeit, womit sie sich um ihre Achse dreht und zugleich durch den Weltraum gegen das Sternbild Herkules sich hinbewegt, alle Planeten mit sich reißend, ist das selbstverständlich. Auf diesem gewaltigen, nur langsam und allmählich mit der Dichtigkeit des Weltäthers in den verschiedenen Regionen des Weltraums sich verändernden musikalischen Hintergrund erheben, und zwar in der gleichen Tonart, weil sie auch an dieser Bewegung durch den Raum teil haben, die 8 großen und 200 kleinen Planeten ihre Stimmen. Dabei vertreten, wie Kepler annahm, die langsamer sich bewegenden großen und weniger dichten äußeren: Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun, vergleichungsweise den Baß, die schwereren inneren dagegen:

Mars, Erde, Venus, Merkur, wegen ihrer viel ſchnelleren Bewegung die höheren Stimmen. Die letzteren ſind auch die kräftigſten, infolge der gegen die Sonne hin zunehmenden Dichtigkeit des Weltäthers, und Merkur hat demnach die lauteſte und hellſte Stimme. Daß aber der Ton eines und desſelben Planeten nicht fortwährend derſelbe iſt, geht daraus hervor, daß er ſeine Geſchwindigkeit nach dem bekannten zweiten Keplerſchen Geſetz beſtändig verändert, wie er auch während dieſer Ab- und Zunahme von den ſogenannten periodiſchen und ſäkularen Störungen, d. h. von der gegenſeitigen Anziehung aller zum Sonnenſyſtem gehörenden Körper, beeinflußt wird. So erzeugt ein Planet den genau gleichen Ton nur dann wieder, wenn die Körper des Sonnenſyſtems ſich ſämtlich wieder in der urſprünglichen Lage befinden, was, wenn überhaupt, wohl erſt nach vielen Millionen Jahren wieder der Fall ſein wird.

Aber nicht bloß ſingen die 8 großen und die 200 kleinen Planeten um die Sonne ein immer neues vollſtimmiges Lied; ſchon die Erde genießt bei ihrem Geſang eine Begleitung, indem der Mond die zweite Stimme übernimmt und vermöge der zahlreichen Einflüſſe und ſogenannten Störungen, denen er in ſeiner Bahn ausgeſetzt iſt (man zählt deren über 150), die mannigfaltigſten Variationen und Fiorituren über das von der Erde angegebene Grundthema verhältnismäßig leiſe ausführt. Viel mehr iſt das noch bei den großen, den Baß ſpielenden Planeten der Fall, deren zahlreiche Monde auch zahlreiche Modulationen des Grundmotives notwendig ertönen laſſen müſſen.

Sind ſo die mehr permanenten und zugleich lauten Töne im Sonnenſyſtem gegeben, ſo ſpielt darein noch die wunderbare Muſik von vielen tauſend Kometen, aus leiſeſtem Baß in der Ferne bis zum hellen Diskant mit ihrer Geſchwindigkeit in der Nähe der Sonne anwachſend und dann wieder raſch abnehmend,

alſo das crescendo und decrescendo gehörig darſtellend, jedoch vermöge ihrer äußerſt geringen Maſſe nie an Kraft und Tonfülle den Geſang der Planeten erreichend, dagegen neue muſikaliſche Motive aus fernen Fixſternfamilien mitbringend.

Aber mit dieſen Hauptharmonien iſt die Muſik der Sphären keineswegs erſchöpft. Auf dieſem Untergrund von gewaltigen und mehr aushaltenden Tönen baut ſich erſt recht die eigene und individuelle Melodie einer jeden Sphäre auf, aus den Millionen von Schalläußerungen zuſammengeſetzt, die beſtändig auf ihrer Oberfläche erzeugt werden. Wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß der auf der Erde entſtehende Schall in nächſter Nähe erſtirbt, ſondern es müſſen ſeine Schwingungen ebenſogut wie der Strahl irdiſchen Lichts Millionen und Billionen von Meilen weit in den Weltraum bringen. „Eine vollkommene Naturbeobachtung," ſagt mit Recht Lichtenberg, „müßte an der Küſte Chinas die Wirkungen von einer in die Oſtſee geworfenen Erbſe klar erkennen," und fügen wir hinzu, auf einem noch ſo entfernten Planet auch das Lachen eines Kindes auf Erden hören.

Exiſtiert nun eine ſolche vollkommene Naturbeobachtung? Auf Erden nicht. Daß wir aber einer ſolchen unfähig ſind, beweiſt in keinerlei Weiſe, daß ſie überhaupt nicht vorkomme; ja für ein richtiges und logiſches Denken iſt es abſolut notwendig, daß eine ſolche bei irgend welchen erſchaffenen Weſen exiſtiere. Jeder Vorgang im Stoff muß von einem geiſtigen Weſen erfaßt und begriffen werden können. Wenn nicht, dann iſt der Stoff höher organiſiert als der Geiſt, und der Materialiſt hat recht. Für ſolche unbedingt im Weltall vorkommenden höheren Organiſationen bilden nun das Toben des Sturmes, das Rauſchen der Meereswogen, das Rollen des Donners, das Säuſeln des Windes und das Plätſchern der Quelle, aller

Schall, von Tier und Menſch hier erzeugt, den unaufhörlich entſtehenden, wahren, der Erde eigentümlichen „Geſang der Terra“. Und ſo ſingen auch Sonne, Venus, Mars, Jupiter uſw. ihr eigentümliches, mit ihrer ganzen Weſenheit auf das innigſte zuſammenhängendes Lied.

Dieſer unaufhörlich in den Raum ſteigende, millionenſtimmige Geſang iſt aber nicht ein wenn auch noch ſo großartiger, inhaltsloſer Schall, nicht ein wenn noch ſo ſchönes Lied ohne Worte. Der Schall, der von jedem erſchaffenen Weſen, ſei es Pflanze, Kriſtall oder Atom, ausgeht, iſt ſeine Stimme und ein Teil ſeines Weſens, und wären wir geiſtig genug dazu, ſo erkennten wir im Brüllen des Löwen, wie im Girren der Taube, ja in dem Rauſchen eines jeden einzelnen Baumes, das ganze Weſen dieſer Geſchöpfe und ihre Individualität. Auch das gehört zu der vollkommenen Naturbeobachtung, die notwendig irgendwo exiſtiert. Für eine ſolche iſt die geſamte Weltallsmuſik mit dem individuellen, millionenſtimmigen Geſang einer jeden Sphäre das alles Klagen und Bitten, Wünſchen und Begehren, alles Sehnen aller Kreatur enthaltende, ewig zu Gott ſteigende Lied der Schöpfung, keineswegs ein poetiſcher Traum, ſondern eine abſolute Wahrheit.

Seit 6000 Jahren ertönt dies Lied des Klagens und des Sehnens. Die Sonne aber, alle Planeten mitreißend, wandert auf unerforſchten Bahnen im unbekannten Weltraum. Wie man nicht ohne Wahrſcheinlichkeit die frühere Eiszeit der Erde, wo Europa von gewaltigen Gletſchern bedeckt war, dadurch erklärt hat, daß damals das geſamte Sonnenſyſtem durch eine kältere Gegend des Weltraums zog, ſo halten manche Naturforſcher, ſo Spiller, es für wohl möglich, daß es auch unverſehens in ſolche Weltallsräume gelange, die mit den vorher genannten glühenden Gasarten gefüllt ſind. Dann dürfte der von der

Sonne ausgehende Grundton unserer Sphärenharmonie in eine andere Tonart übergehen und diese gesamte Schöpfung nunmehr den donnernden Chor des Gerichts anstimmen, vielleicht selbst menschlichen Ohren einigermaßen vernehmbar (s. Luk. 21, 25 u. 26); bis später in den neuen Himmeln und auf der neuen Erde aus dem wahren Lichtstoff die wahre Harmonie der Sphären erklingt, die wir mit vollkommenen Ohren vollkommen hören und verstehen werden. Auf dieser Höhe eines Hörens des Liedes der Schöpfung stand der Apostel Johannes, als er hörte: „Alle Kreatur, die im Himmel ist und auf Erden und unter der Erde und im Meer und alles, was darinnen ist, sagen: ‚Dem, der auf dem Stuhle sitzt, und dem Lamm sei Lob und Ehre und Preis und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit' (Offenb. 5, 13)."

Sehen wir uns nun die Hauptformen der Existenz im Weltraum an. Sie sind es wert. Es sind je einzelne Gedanken eines Gottes, dessen Denken niemals wesen- noch wertlos bleibt. Es sind scharf markierte Individualitäten, nicht eine wie die andere, Persönlichkeiten mit eigenem Gesicht, die verschiedenen Einfluß üben, Charakter, Temperament haben; so der hitzige, metallschwere, um die Sonne rasende Merkur, die schöne, lichthelle, sie unverwandt anschauende Venus, der stürmische, um sich selbst rastlos wirbelnde Jupiter usw. Sie alle sind große Symbole, weshalb ihre Betrachtung sich an die Symbolik der irdischen Schöpfung anreiht. Jede Erscheinung an ihnen ist ein bedeutsames Sinnbild von Geist und Gesetz, von Weisheit und Zweckmäßigkeit, von Kraft und Kampf, von einem Neuen und Außer- und Überirdischen; daher der mächtige Reiz, den sie von

jeher auf die Menschen ausüben! Darum schaut nächtelang der Astronom so einen leuchtenden Punkt an, oder eine kleine Lichtscheibe, selbst in den größten Fernrohren kaum erbsengroß; denn an ihr ist das Kleinste ungeheuer groß; die kaum wahrnehmbare Erscheinung ist eine Welt von weittragenden Schlüssen, jeder noch so feine Lichtstrahl ein Prophet, der dem Erdgeborenen von anderem Dasein weissagt. Und der Geist fühlt es; sie sind nicht sich selbst überlassene Stoffmassen, wie Tiedge ausruft: „Sind diese Welten ausgesetzte Kinder? fielen sie auf keinen Pflegeschoß?“ Es gibt keinen Stoff ohne Geist; wie könnte er sonst existieren, sichtbar sein, Kräfte ausüben, andere Körper beeinflussen? Und auch keinen Geist ohne Stoff, ohne Leiblichkeit — außer Gott. Und hat Gott, wie wir sahen, jedem Volk auf Erden einen Lichtfürsten zum Führer mitgegeben, so wird er auch jeder dieser seiner großen Schöpfungen einen Starken unter den Thronen, Herrschaften, Fürstentümern oder Gewalten, die in den Himmeln sind, beigeben, der kämpft und ringt mit den gefallenen Fürsten dieser Welten. Denn soweit die materielle Sichtbarkeit, soweit der Abfall. Es steht geschrieben: „Was sichtbar ist, ist zeitlich; was unsichtbar ist, ist ewig.“

Von den zahllosen Lichtpunkten am Himmelsgewölbe verändern weitaus die meisten ihre Stellung zueinander scheinbar nicht; wenige dagegen, so der Abendstern, der helle Jupiter, der rote Mars, wandeln rasch durch die Sternbilder hindurch. Diese, sämtlich Planeten, sind uns viele tausendmal näher als die Sterne und spiegeln nur mit ruhigem Licht die Strahlen der Sonne wieder.

Sonnensystem nennt man die Gesamtheit der Welten, die sich, von ihrer übermächtigen Anziehung dazu gezwungen, um die Sonne drehen, samt dieser Königin und Mutter. Sonnenfamilie oder Sonnenstaat kann man sie auch nennen. Streng

hierarchisch geht es darin her; jeder muß an seinem Platz bleiben und hat genau so viel zu sagen und so viel Macht und Einfluß, als er Masse und Gewicht besitzt; keiner ist gänzlich nichtssagend, noch stimmunberechtigt; es seien denn die mehr als luftleichten exzentrischen Eindringlinge, die Kometen, die scheinbar sinn- und planlos in überstürzender Eile mitten durch die gewichtigen, ihre Bahnen ernst und gesetzt verfolgenden Bürger, die Planeten, hin- und herfahren, um bald, oft auf Nimmerwiedersehen, dieses Sonnensystem wieder zu verlassen.

Wenn wir von ihnen absehen, aber die Sonne dazu nehmen, so haben wir vier scharfbegrenzte Typen von Weltkörpern vor uns. Zuerst die heiße, tobende Sonne; dann die mittleren Planeten: Merkur, Venus, Erde, Mars — mittelgroß, schwer, mit wenig Monden, sich verhältnismäßig langsam drehend; darauf folgen an vierhundert beobachtete, in Wahrheit aber wohl Tausende von Asteroïden von dreihundert bis ein paar Kilometer im Durchmesser, in sehr exzentrischen, verschlungenen Bahnen. Endlich die vier Riesenplaneten: Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun — sehr groß, sehr leicht, mondenreich, mit ungeheueren Atmosphären, wohl noch warm und sich äußerst schnell drehend. Die Ursache dieser Gruppierung kennen wir nicht. Denken wir uns Geist in individualisierter Form mit diesen großartigen Schöpfungen gepaart, so haben wir hier verschiedene Hauptformen der Existenz, die an Feuer, Erde, Luft und Wasser erinnern und ebenso an die vier Cherubimgestalten, an den von jeher dem Feuer und der Sonne zugesprochenen Löwen, den der Luft entsprechenden Adler, an den Menschen für die vier Erden (du bist Erde und sollst zur Erde werden), wobei allerdings die Symbolik des Stieres und des Wassers dunkel bleibt.

Die Tatsache, daß alle diese vierhundert Planeten sich in

derſelben Richtung, in nahezu derſelben Bahnebene und in nahezu konſtant zunehmenden Abſtänden von der Sonne bewegen, ſpricht ſo ſehr für eine gemeinſame Entſtehung aus der Sonne, daß Laplace eine mathematiſch berechnete Wahrſcheinlichkeit von viertauſend Millionen gegen eins für dieſe Annahme fand; und doch kannte er weder den Neptun, noch viele Aſteroïden, wodurch dieſe Wahrſcheinlichkeit ins Ungeheure wächſt. Unſer Wiſſen, das müſſen wir ſtets im Auge behalten, kommt auf Erden, ſelbſt in den allerbekannteſten Tatſachen, nie über eine ſtarke bis ſtärkſte Wahrſcheinlichkeit hinaus. Eine ſolche von hundert gegen eins gilt uns als durchaus annehmbare Hypotheſe; eine von hunderttauſend gegen eins nennen wir ſchon „wiſſen“, eine von einigen Billionen: unumſtößliche Tatſache. So haben wir bisher als ſicher angenommen, daß alle Körper ſchwer ſeien; nun ſoll die Erſcheinung der Schwere vom Druck des Äthers herrühren. Ganz ſicher glaubten wir zu wiſſen, daß Metalle undurchſichtig ſind, aber Aluminium iſt für die Röntgenſchen Strahlen ſo durchſichtig wie Glas; uſw. — Kant lehrte bekanntlich zuerſt die Entſtehung des Sonnenſyſtems durch Zuſammenziehung aus einem einſtigen Weltnebel. Laplace, der von Kant nichts gewußt zu haben ſcheint, ſagt in ſeinem „Système du monde“: „Die Betrachtung der Planetenbahnen führt uns auf den Gedanken, daß infolge einer außerordentlichen Hitze die Atmoſphäre der Sonne ſich anfangs bis jenſeits der Bahnen aller Planeten ausgedehnt, und daß ſie ſich ſukzeſſive bis zu ihren derzeitigen Grenzen zuſammengezogen hat. Man kann alſo vermuten, daß ſich die Planeten an den ſukzeſſiven Grenzen dieſer Atmoſphäre gebildet haben durch die Verdichtung der Zone, welche ſie in der Ebene des Äquators haben zurücklaſſen müſſen. Man kann ferner vermuten, daß die Monde auf ähnliche Weiſe aus den Atmoſphären der Planeten gebildet ſind.

Die erwähnten Eigentümlichkeiten der Bewegungserscheinungen in unserem Sonnensystem folgen auf natürliche Weise aus dieser Hypothese, denen die Ringe des Saturn einen neuen Grad von Wahrscheinlichkeit hinzufügen." Laplace nahm dabei an, daß der ungeheuer heiße Urnebel sich durch Erkalten verdichtet habe. Jetzt glauben Astronomen, daß er kalt war, durch Anziehung sich verdichtete, und daß diese Verdichtung die Ursache der kolossalen Wärme der Sonne ist. Nimmt man dabei an, daß einst das Gebiet der Sonne bis zur halben Entfernung des nächsten Fixsterns mit dem Stoff des jetzigen Sonnensystems, also der Sonne, der Planeten und ihrer Monde, in lockerem Zustande gefüllt war, so ergibt sich für diesen verdünnten Urstoff eine sechshundert tausend Billionen mal größere Leichtigkeit als für den leichtesten Körper, den wir auf Erden kennen, für den Wasserstoff! — Und doch wäre ein solcher Stoff immer noch Stoff, und der unwägbaren Kraft oder dem Geist gegenüber unermeßlich, unendlich schwer!

In ungesuchter Übereinstimmung mit der biblischen Kosmogonie, und auch mit Inerstedt u. a., nimmt Moldenhauer an, daß noch lang nach der Ballung der Erde die Sonne sich noch nicht zusammengezogen hätte, also als solche kaum oder nicht existierte. „Ein auf- und untergehendes mattes Licht existierte am Himmel, aber keine Sonne. Ein elliptisch geformter Nebel, an den Rändern verwaschen, in der Mitte ein wenig heller, den halben Himmel einnehmend," so charakterisiert er den früheren Zustand des Tagesgestirns und sagt ferner: „Die Erde mußte mit ihrem Ballungsakte früher zu Ende kommen als die Sonne; und erst lang nach ihrer Entstehung wurde aus dem Nebelgebilde am Himmel eine Sonne, klein von Umfang, blendend in Lichtfülle." Er begründet eingehend und wissenschaftlich diese interessante Behauptung (Das Weltall, Bd. II, Kap. 8).

Unter allen Himmelskörpern hat von jeher der nahe Mond die Menschen am meisten interessiert; denn die vierhundertmal entferntere Sonne hüllte sich früher unnahbar in ihre Strahlen. Seit der Erfindung des Fernrohrs ist uns dieser Begleiter so nahe gerückt, daß wir auf demselben Gegenstände von einem halben Kilometer Durchmesser und Striche von nur hundert Meter Breite gut unterscheiden können, also auch, wenn sie vorhanden wären, Städte und Flüsse; ja wir besitzen viel genauere Karten von der uns zugekehrten Seite des Mondes als vom Inneren Afrikas oder Australiens. Wir haben die Höhe von Hunderten von Bergen darauf genau gemessen, davon neunundbreißig höher als den Mont Blanc gefunden, und von einzelnen Gebirgspartien wahre landschaftliche Photographien aufgenommen, wissen auch sonst aus physikalischen und anderen Gründen einigermaßen, wie es da oben aussieht.

Wohl jeder hat schon Bilder von der Mondoberfläche gesehen und weiß, wie dieselbe von Hunderten und Tausenden von Ring- und Wallebenen und terrassenförmigen Kratern bedeckt ist. Diese Ringgebirge und Krater des Mondes sehen aus, als ob sie entweder von ungeheuren zerplatzten Blasen, die durch eingeschlossene innere Gase sich bildeten, oder vom Hineinfallen großer Meteore in eine noch zähflüssige Masse herrührten. Beide Annahmen sind schon verfochten worden. Selbst von ausgetrockneten Meeren, Seen und Flüssen sehen wir auf dieser Welt keine Spur; diese kahlen Felsenzirkusse sind höchstens von einigen Rillen oder tiefen Spalten durchbrochen, ragen kühn, eckig, zerklüftet, von keinem Regen je abgewaschen, viele tausend Meter hoch empor, unveränderlich, wie das marmorne, ewig starre Angesicht eines Toten. Wir wissen, daß diese Gipfel von keiner, selbst achtzehnhundertmal dünneren Atmosphäre, als die unsrige

es ist, umgeben sind, daß der Raum dort also luftleerer ist, als unter einer Luftpumpe. Indessen, sagt nicht mit Unrecht Flammarion, auch eine Luft, die für uns gar keine Luft mehr wäre, ist an sich doch eine. Neuere Beobachtungen scheinen zu beweisen, daß der Mond tatsächlich doch noch eine höchst verdünnte Luftschicht besitzt, deren Dichtigkeit in den tiefsten Stellen des Mondes bis zu einem Fünfhundertstel der unsrigen betragen dürfte (Airy, Neison). Selbst in einer so verdünnten, für uns so gut wie nicht vorhandenen Luft könnten pflanzliche und vielleicht tierische uns unbekannte Organismen existieren. So wird die vom großen Krater Plato umschlossene Tiefebene regelmäßig dunkler, je mehr sie von der Sonne beleuchtet wird. Es ist, sagt Flammarion, neunundneunzig gegen eins zu wetten, daß dieser rätselhafte monatlich sich wiederholende Vorgang einer vegetabilischen, durch Sonnenwärme erzeugten Veränderung zuzuschreiben ist. Ebenso glaubt Dr. Klein, daß die grünliche, von einem weißen Streifen unterbrochene, bald heller, bald dunkler werdende Färbung der großen Ebene mare serenitatis von einer Pflanzendecke herrührt. Endlich glauben solche Astronomen, die die Mondoberfläche photographisch aufnehmen, daß die Färbung der dunkeln Stellen einen vegetabilischen Ursprung habe. Dann sehen wir wohl auf diesem Weltkörper die letzten und spärlichen Regungen eines untergehenden, einst vielleicht überaus reichen organischen Lebens. Die einstige Atmosphäre und Flüssigkeit wäre allmählich vom festen Körper absorbiert worden, wie die bekannten hellen Strahlen und Krater vielfach als Eisdecke gedeutet werden; das organische Leben hätte sich in die tiefsten Niederungen zurückgezogen, wie in der Gebirgswelt der Alpinist manchmal auf Mulden kommt, wo mitten unter Gletschern und Steingerölle noch eine kümmerliche Vegetation gedeiht, wo Moose und Saxifragen bewachsene Plätzchen und Ausnahmen bilden mitten

in einer toten Steinwelt. So wissen wir, daß einst auch die nunmehr überfrorenen Pole unserer Erde von einer reichen Pflanzendecke überwachsen waren, daher die großen Steinkohlenlager auf Spitzbergen.

Unzweifelhaft sind topographische Veränderungen auf dem Monde. Besonders die Gegend des Kraters Hyginus scheint der Schauplatz von wohl vulkanischen Veränderungen zu sein. So sagt der fleißige Mondbeobachter Dr. Klein: Der Krater Hyginus N muß nach sorgfältiger Vergleichung der Mondkarten zwischen Februar 1876 und Mai 1877 entstanden sein. Auffällig ist es, daß diese Bildung eines Kraters von 4500 m Durchmesser, also größer als der Vesuv, den niemand vorher gesehen hatte, und der seitdem mehrfach beobachtet wurde, ohne sichtbare Dampf- oder Rauchentwicklung vor sich ging. Im sogenannten Meer des Nektars wird ein mitten in einer großen Ebene isoliert stehender Krater von 6000 m Durchmesser bald sichtbar, bald unsichtbar. Von 1830 bis 1837 hat Mädler ihn nie gesehen, im Jahre 1851 und 1865 wurde er photographiert; 1875 sah Neison keine Spur von demselben. Seitdem hat man ihn wieder gesehen. Die einfachste Erklärung für diese auffallende Tatsache, sagt Flammarion, ist, daß aus diesem Vulkan zeitweise Rauch oder Dämpfe aufsteigen, die uns denselben verdecken, wie das für einen vom Mond aus gesehenen irdischen Vulkan oft der Fall wäre. Indessen sind diese Erscheinungen doch nur sporadisch auf dem Monde vertreten und vermögen nicht den Totaleindruck einer erstarrten, luft- und wasserleeren Welt zu verwischen.

Wir sehen nur eine und dieselbe Seite des Mondes, die andere wird uns ewig unbekannt bleiben, weil, als die Mondmasse noch nicht verhärtet war, sich durch die starke Erdanziehung nach der Erdseite hin eine leichte Anschwellung bildete, die,

obgleich nur einige Kilometer betragend, doch genügt, um als angehängtes Gewicht die Mondkugel stets und trotz einiger Schwankungen (Mondlibration) in derselben Richtung uns gegenüber zu erhalten. Ob, wie Hanssen vermutet, diese andere mehrere tausend Meter tiefer gelegene Seite des Mondes Luft und Wasser und organisches Leben besitzt, werden wir niemals erfahren. Leben dort Seleniten, so haben sie wohl keine Ahnung davon, daß, astronomisch gesprochen, in allernächster Nähe eine fast fünfzigmal größere Welt im Weltraum schwebt. Oder unternehmen sie schwierige und gefährliche Berg- und Kletterpartien, um am Rand des Mondes einige Blicke auf die schöne, unbewegliche, am schwarzen Himmel im silbernen Glanz schwebende Terra zu werfen, die sie sich wohl wie ein himmlisches Paradies des Friedens und des Glücks vorstellen?

Welche Bande verbinden uns mit dieser schon durch Fesseln ungeheurer Anziehung an uns angeketteten Welt? Mit einer Kraft von vierundsiebenzig Sextillionen Kilos zieht sie uns an; wir aber sie mit einer einundachtzigmal stärker wirkenden — also üben wir auf sie wohl auch sonst einen einundachtzigmal größeren Einfluß aus. Und doch bewegt dieser Mond tief unsere Ozeane, und es folgen die Meere gehorsam dem bleichen Gestirn in seinem Lauf und brechen sich brausend an den sie daran hindernden Kontinenten. Manche glauben, wie Professor Falb, daß auch das Lavameer, das unter unseren Füßen tobt und glüht, ihm unaufhaltsam folgt, und daß eine unterirdische, feurige Flut und Ebbe unaufhörlich die Erde umkreist.

Und was mag sonst noch der Mond für mancherlei Einflüsse auf Pflanze, Tier und Mensch ausüben? („Gesegnet sei sein Land von Jehova, vom Köstlichsten der Erträge der Sonne und vom Köstlichsten der Erzeugnisse der Monde [oder Monate]" [5. Mose 33, 14]). — Wie die Fischer von manchen Seetieren

behaupten, daß sie zur Zeit des Vollmondes fetter und gesünder sind, so die Malayen auf Sumatra, daß der so giftige Saft des Ringasbaums diese Eigenschaft zu jener Zeit verliert. Wir wollen hier nicht den alten Streit über den Einfluß des Mondes ausfechten. Aber seit Jahrtausenden haben ihn Soldaten, Bauern, Fischer und Seeleute aus guten Gründen länger und fleißiger beobachtet als Stubengelehrte, und alle erkennen ihm Einfluß und Kräfte zu. „La luna," sagt der italienische Seemann, „mangia le nuvole," und den französischen Soldaten in Algerien ist es streng verboten, nachts den bloßen Kopf den Mondstrahlen auszusetzen. „Nicht wird die Sonne dich stechen des Tags, noch der Mond des Nachts" (Ps. 121, 6). Wie die Mondsüchtigen im Evangelium oft erwähnt werden, so hat man in letzter Zeit merkwürdige Beispiele von mondsüchtigen Tieren, so Pferden, festgestellt, und es gibt Menschen und Kinder, die beim Vollmond, auch im dunkelsten Zimmer, nicht schlafen können. Auch daß in Afrika und Asien die wilden Hunde der Steppe nächtelang klagend und wie von ihm gepeinigt den Mond anbellen, muß seinen uns nicht bekannten Grund haben. Bei den immer besser erkannten Kraftwirkungen des Kleinsten ist es nicht mehr töricht, anzunehmen, daß wie im Welt- und Lavameer, so auch im Hirnozean, und im „See des Herzens", eine, wenn auch infinitesimale Flut und Ebbe durch den Mondumlauf hervorgerufen werden muß; und ebenso, daß wie die scheinbar ganz gleichen Strahlen, die verschiedene Sterne uns schicken, sich im Spektroskop verschieden ausnehmen, auch die vom Mond polarisierten Strahlen möglicherweise à la X-strahlen ganz andere Eigenschaften besitzen als die der Sonne. Die Röntgensche Entdeckung hat den Gelehrten wieder eindringlich zugerufen: „Es gibt zwischen Himmel und Erde Dinge, von denen eure Weisheit sich nichts träumen läßt!" Stofflichen

Verhältniſſen liegen immer geiſtige zugrunde, und einen vielfachen, wenn auch nicht klar erkannten, gegenſeitigen Einfluß von Mond und Erde aufeinander zu leugnen, hieße leugnen, daß Geſchwiſter im Familienkreis aufeinander einwirken. Es iſt unmöglich, daß ein ſo gewaltiger und naher Weltkörper nicht das Leben der Terra beeinfluſſe, und würde uns plötzlich dieſer Begleiter entriſſen, ſo merkten wir erſt, ſicherlich mit Erſtaunen und wohl mit Schrecken, was und wieviel wir ihm verdanken.

Fliegen wir mit dem Lichtſtrahl in einer Sekunde auf die fünfundachtzigtauſend Stunden entfernte Mondkugel hin. Fürwahr, eine großartige, aber unheimliche Welt! Tiefes, ewiges Schweigen! Hier pfeift nie der Wind über die kahlen Felſen, nie plätſchert die Welle, nie rieſelt der Bach über glatte Kieſel, nie fliegen Wolken über den tiefſchwarzen Himmel, wo ſelbſt am Mittag die Sterne und die Planeten mit blendendem Licht funkeln. Unerträglich hell leuchtet die Sonne, und kaum können die Augen den Glanz der von ihr beleuchteten, zum Teil glasartigen, in grünlichen und ſtahlblauen Farben ſchillernden Felſen ertragen. Schwarze Schatten ſtechen ſcharf vom Licht ab und ſonderbare Reflexe verleihen der ganzen Landſchaft einen phantaſtiſchen, alle unſere gewohnten Vorſtellungen erſchütternden Anſtrich. Von jedem Gegenſtand ſieht man nur die beleuchtete Hälfte, die andere iſt in Finſternis gehüllt und für das Auge nicht vorhanden. Auch bewirkt die Entfernung keine Schwächung in den Farben oder Umriſſen; alles iſt entweder blendend hell oder ganz ſchwarz. Das alles ſehen wir ſchon von hier aus mit großen Fernrohren.

Haben sich nun unsere Augen an die sonderbare Mondbeleuchtung gewöhnt, so sehen wir uns auf einen zerklüfteten Felsengipfel versetzt, der zweitausend Meter fast senkrecht zuckerhutförmig sich aus der Mitte einer großen, kreisförmigen Ebene erhebt, auf die sein Schatten ein großes Dreieck zeichnet. Rings um diese mehrere Meilen große Ebene erheben sich äußerst steile Felsenwände, deren wildgezackte Gipfel unsern Standpunkt noch weit überragen und uns die weitere Aussicht versperren. Mitten durch die Ebene hindurch und dicht am Fuße unseres Berges zieht sich wie ein Fluß von Tinte ein breiter, schwarzer Strich hin und führt sogar mitten durch die himmelhohen Wände, welche die Ebene einschließen. Das ist eine 700 m breite, unermeßlich tiefe Schlucht, eine sogenannte Rille, wie solche manchen Krater auf dem Mond durchspalten. Von dem Gipfel aber, auf dem wir stehen, laufen verschiedene farbige, verglaste Strahlen im Boden wie gefrorene Flüsse nach mehreren Seiten hin.

Erstaunlich leicht, sechsmal weniger schwer als auf Erden, fühlen wir uns, und es ist uns, als ob die geringste Kraftäußerung genügte, um uns haushoch in den Raum zu erheben. Zu unseren Füßen liegt ein großes Felsenstück; wir stoßen mit dem Fuß daran, und diese Masse, die mehrere starke Menschen auf Erden nicht bewegt hätten, stürzt den steilen Abhang hinunter. Wir sehen sie immer kleiner werden, an vorstehenden Ecken sich stoßen, in Trümmer zerspringen und endlich in der Tiefe verschwinden; aber wir hören kein Geräusch, keinen Klang, keinen Laut; nur gespensterhafte Bilder umgeben uns. Erstaunliche Gegensätze! Der Stoff ist so hart, so eckig und kantig, und doch fast federleicht! Die Formen so scharf und bestimmt, das Licht so wehtuend grell, die Schatten so pechschwarz, und dazu diese Totenstille und Ohnmacht des Schalls!

Aber der 354 Stunden lange Mondtag geht gerade zu

Ende. Die Sonne, deren Strahlen wie glühende Pfeile uns auf der einen Seite trafen, während die andere der furchtbaren Kälte des Weltraums ausgesetzt war, neigt sich langsam hinter einer schon schwarzen Felsenmauer. Undurchdringliche Nacht steigt aus der Ebene herauf, alles unter uns Liegende und auch unseren Körper Zoll für Zoll verschlingend, bis der Rand der Sonnenscheibe plötzlich verschwindet und nur noch die hohen Gipfel um uns grell beleuchtet bleiben. Nun schwebt, scheinbar unbeweglich, halb erleuchtet, im Zenith eine prächtige Weltkugel im grausilbernen Licht am schwarzen Himmel — die Terra! — Und wie die lange Nacht langsam vorrückt, wird diese Welt, unsere Erde, heller, erglänzt um Mitternacht als „Vollerde" prächtig, fünfzehnmal größer als unser Mond, und ergießt einen hellen „Erdschein" auf die riesigen, gezackten Mondfelsen.

Lautlos vergeht auf dieser erstarrten Welt die 354 Stunden lange Mondnacht. Die Mondoberfläche hat allmählich die furchtbare, an 300 Grad betragende Sonnenhitze ihres langen, wolkenlosen Tages in den Weltenraum hinausgestrahlt, und die Temperatur ist weit unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers gefallen, beträgt vielleicht — 150°, oder gar — 200°, und die zackigen Felsen würden jetzt uns ebensosehr durch ihre Kälte schmerzliche Wunden verursachen, wie sie uns bei Tage wie glühendes Eisen gebrannt hätten. Da, im Augenblick, wo die unbeweglich am Mondhimmel leuchtende Erde gerade wieder zur „Halberde" wird, übergießt blitzschnell blendendes Licht die hohen Felsengipfel; die Sonnenscheibe erscheint am Horizont, unerträglich hell mitten unter den Sternen, und der Mondtag fängt wieder seinen einförmigen Verlauf an. Auf dem Monde gibt es kein Wetter; ewig wechseln blendendes Licht und schwarze Nacht, furchtbare Kälte und glühende Hitze; ein Tag ist genau so heiß, eine Nacht genau so kalt, Jahrhunderte, Jahrtausende

hindurch, wie die andere. — Wieviel ſolche lange Tage und Nächte hat der Mond ſchon durchgemacht? Wie viele wird er noch ſehen?

Zur längeren Betrachtung der ſchönen, in Silberglanz am Mondhimmel ſchwebenden „Terra“ böte die lange Mondnacht uns gute Gelegenheit. An ihren Polen leuchten große, weiße Flecken, Schnee- und Eisfelder. Dunklere bedecken zwei Drittel der Kugel; das ſind die das Sonnenlicht weniger zurückwerfenden Meere; heller ſchon ſind die Kontinente. Aber ſtets ziehen darüber verſchwommene, raſch ſich verändernde Flecke, auf beiden Seiten des Äquators langgeſtreckte Gürtel bildend. Gegen den Äquator hin iſt der Rand dieſer Zonen faſt glatt, während der andere nach den Polen hin in allerlei zerriſſenen, ſonderbaren, beſtändig ſich verändernden Formen ausläuft. Selbſt bis an die Pole hin erſtrecken ſich zuweilen ſolche Bildungen, welche Stellung, Form und Größe raſch verändern, und nur einzelne Teile der Äquatorialgegend, wie die Sahara, Ägypten und die Hochebenen Perus bleiben ſtets davon frei. Das ſind unſere Wolken. Bei genauerer Beobachtung ſpielen die dunkeln und bleibenden Flecken (die Meere) ins Bläuliche, während die helleren in allen Schattierungen ſchimmern. Wir ſehen Striche von hellerem, rötlichem Gelb — die großen Wüſten; grünliche Partien — Wälder und Prärien; dazwiſchen blendend weiße, unregelmäßige Punkte — Schneeberge und Gletſcher. Je und je verſchwindet raſch ein heller Fleck von einem grauen, verſchwommenen überdeckt; und erſcheint er wieder, ſo iſt er jetzt blendend weiß; das war ein großer Schneefall. Ein andermal erſcheint ein heller Fleck, nach Überdeckung dunkler; da iſt Regen gefallen; zeigt ſich aber plötzlich ein rötlicher Punkt, ſo hat ein vulkaniſcher Ausbruch begonnen, oder auch ein großer Brand, wie der von Hamburg oder Chikago. Und um die Pole dieſer

schönen Welt spielen wunderbare Lichtströme, bald rötlich, bald grünlich aufleuchtend, die Nordlichter, diese Ausflüsse der geheimnisvollen Kraft, die unsere Erde in den Weltraum ausstrahlt.

Wie weit die durch den Mangel einer Atmosphäre dort außerordentlich begünstigte Beobachtung dieser schönen Terra vom Monde aus ins einzelne ginge, hängt natürlich von den Augen ab, die sie vornehmen. Wir würden von dort aus immer noch Sizilien und Korsika mit bloßem Auge sehen; aber ein Kondor, der aus 20000 Fuß Höhe eine tote Ziege wahrnimmt, könnte, wie wir mit guten Fernrohren, unsere Weltstädte, oder eine stattliche, dahinsegelnde Flotte, oder ein marschierendes Armeekorps, oder unsere Flüsse, ja bei günstigem Lichtwinkel vielleicht noch den Suezkanal, als äußerst feinen Lichtfaden, unterscheiden.

Und viel leichter als alle stolzen Menschenwerke, selbst als London und Peking, ließen sich vom Monde aus das herbstliche Gelbwerden der Wälder und ihr Grünen im Frühjahr, das Blühen der Obstbäume und auch das manches anderen, weite Strecken bedeckenden Pflänzchens, Heidekraut, Raps, Flachs, und das Reifen des goldenen Korns wahrnehmen.

Warum soll's aber nicht im Weltall unter den unendlichen Geschöpfen Gottes auch Wesen geben, die mit durchdringenden Blicken ebenso 100000 □-Kilometer, wie wir unser Gärtchen überblicken, die vom Mond aus deine und meine Gesichtszüge unterscheiden, ja das Moos und die Ameise erspähen? Enthält doch sicherlich selbst der feinste zitternde, von einem Stern sechster Größe hier anlangende Lichtstrahl alle, auch mikroskopischen Einzelheiten aller Erscheinungen jener Riesenlichtwelt!

So bietet diese Terra eine viel größere Fülle von Erscheinungen dar als der Mond, und zwar ließen sich manche davon, wie die Meeresströmungen, das Zu- und Abnehmen der Eiskuppeln an beiden Polen u. a., vom Monde aus bequemer

und genauer beobachten, wie wir von dort oben schon längst nicht nur Amerika, sondern auch den Viktoria-Nyanza-See und das freie Polarmeer entdeckt hätten. Aber wie bei dem Mikroskop, sind wir auch beim Fernrohr an die Grenze der zu erzielenden Sichtbarkeit gelangt. Denn wir können die Mondfläche im Teleskop nicht beleuchten; brächten wir selbst eine hunderttausendmalige Vergrößerung zustande, so bliebe dabei doch die Beleuchtung eine hunderttausendmal schwächere, d. h. wir sähen im fast finsteren Gesichtsfeld nur riesige undeutliche Schatten. Aber unsere, stets mehr oder weniger von Wasserdünsten erfüllte und meist unruhige Atmosphäre erträgt selten eine nur zwölfhundertmalige Vergrößerung. Zur Zeit ist das größte Fernrohr das 63 Fuß lange und $4^1/_2$ Fuß im Durchmesser haltende von Mr. Yerkes für die Sternwarte in Wisconsin gestiftete. Vom Objektiv eines solchen Fernrohrs sagt Babinet, es komme an Sehkraft dem Augapfel eines Riesen gleich, der zwölfmal höher wäre als die große Pyramide und dieselbe in der Hand halten könnte.

Ehe wir vom Monde scheiden, wollen wir ihn nicht mehr bloß als eine ungeheure Stoff- und Weltkugel, sondern als eine ewige Idee Gottes ansehen, die einst an den neuen Himmeln erlöst prangen wird. (Off. 22, 2.) Wann, wozu, warum, abgesehen von dem Zweck, unsere Nächte auch seelisch zu regieren, schuf Er ihn? — Welche ewigen Worte wollte Er damit aussprechen? Welche neue Offenbarung war das den Engeln und den Söhnen Gottes (Hiob 38, 7)? — War auch diese Welt einst sündenlos und herrlich? — Welche unzähligen Zwecke erfüllt sie? — Wieviel Geist, oder welche Geister verband Gott mit dieser großen stofflichen Schöpfung? — Wie war oder wie ist der Starke unter den Söhnen Gottes, den Er über diese Welt zum Vizekönig und Regierungspräsidenten

einsetzte? — Wie und wann fiel er von Gott ab? — Trauert er nun über diese seine im Tod erstarrte Welt, oder knirscht er, der Offenbarung des Schalls und des Worts wie sie beraubt, in ohnmächtiger Wut, auch er in unerbittlichem Wechsel sengende Hitze und mehr als eisige Kälte erleidend? — Denn auch wir erdulden im Leib die Bande des Stoffs, seine Gesetze und seine Kräfte; warum nicht in anderer Weise andere Geister, unsterblich wie wir? — Und seine Welt muß, in diamantene Ketten der Anziehung von der unseren geschlagen, sich gehorsam um dieselbe drehen, weil dieser Fürst des Mondes ein, wenn auch wie alle abgefallenen Geister, zorniger und widerwilliger Vasall des Fürsten dieser Welt ist, des Diabolos, wie auch dieser, bald in der Gehenna des Erdinnern erglühend, bald mit seinen Geisterscharen in den Lüften tobend, in Vulkanausbrüchen und Orkanen wütet und die Erde, seine Leiblichkeit, vernichten und auch daran Selbstmord üben möchte.

Nicht allein schwebt, fliegt unsere Erde im Raum, drei Schwestererden begleiten sie: die drei mittleren Planeten: Merkur, Venus, Mars, an Größe und Gewicht nicht sehr von ihr verschieden; dunkle, harte, an den Polen abgeplattete Weltkugeln mit Tagen und Jahren und Polen und Äquatoren, Jahreszeiten, Luft, Wind und Wolken, Stürmen und Gewittern, wohl mit (vom Mars wissen wir es genau) Meeren und Kontinenten, Bergen und Ebenen, Kreislauf des Flüssigen, also auch mit Bächen und Flüssen und Strömen; prächtige Schöpfungen!

Zuerst Merkur. Metallschwer stürmt diese riesige Kanonenkugel mit erschreckender Schnelligkeit, 47000 Meter in der Sekunde durchfliegend, in 88 Tagen um die Sonne herum, die

ihm, infolge der Exzentrizität seiner Bahn, bald viermal, bald zehnmal größer erscheint, als uns. Die daraus folgende und entsprechende Ab- und Zunahme von Licht und Wärme bedingt sicher dort ein großes Auf- und Abschnellen alles Wachsens und aller Kräfte, ein gewaltiges, 44 Tage umfassendes Pulsieren alles Lebens, das vielleicht seinen Bewohnern ein großes Rätsel ist. Diese kleine Erde, in dichte Wolken gehüllt, einem riesigen heißen und feuchten Gewächshaus vielleicht ähnlich, muß wegen der Nähe der mächtig erregenden Sonne der Schauplatz von Stürmen und Gewittern, aber auch von einer heißen Lebenskraft und Macht sein, wie wir sie auf Erden weder ahnen, noch uns vorstellen können.

Schön ist auch der Planet Venus, der bald 100 Tage lang als Morgen-, bald ebensolange als Abendstern — je nachdem er in seiner Bahn so steht, daß er vor oder nach der Sonne untergeht — erglänzt, bei dessen Erscheinen der Bauer in der Bretagne niederkniet, ein Rest von dem Gestirnkultus der Chaldäer und der Inder. Rascher als wir, umkreist in nur 220 Tagen diese schöne, der Terra an Gewicht und Größe gleiche Schwestererde die Sonne und empfängt von derselben doppelt soviel Licht und Wärme als wir; macht 200000 Milliarden Pferdekräfte; ein schönes Kapital! — Nach Schiaparelli kehrt diese Welt der Sonne, wie der Mond uns, immer eine und dieselbe Seite zu, wobei nicht ausgeschlossen bliebe, daß sie sich dennoch in 24 Stunden um ihre Achse dreht, falls nämlich ihre Achse in ihrer Bahnebene liegt, wie das nahezu beim Uranus der Fall ist; nur daß bei Venus stets ein und derselbe Pol der Sonne zugekehrt bliebe. Demnach steht dort auf einer Seite des Planeten die Sonne ewig am Zenith; keine Nacht noch Jahreszeit unterbricht den fortdauernden Tag. — Woran könnten wir dort die Zeit messen und erkennen? — Sehr heiß

mag es auf dieser sonnenbeschienenen Seite sein; doch muß die fast auf Weltraumskälte abgekühlte Luft der Nachthälfte beständig dem Mittelpunkt der Lichtseite zuströmen, dort in die Höhe steigen, um wärmend zum Nachtpol zurückzufließen. Und auf der anderen Seite ist's ewig Mitternacht und eisige Kälte; an den Rändern ewige Dämmerung! Glühende Hitze, blendendes Licht, schwarze Nacht, erstarrende Kälte. Welche Gegensätze! Kräftige magnetische Strömungen umkreisen diese Welt, und selbst auf der Nachtseite ersetzt sie sich selbst den ihr fehlenden Mond und leuchtet in phosphoreszierendem, nordlichtartigem, von hier aus manchmal wahrzunehmendem Glanz (lumière cendrée). Dieser ewigen Trennung des Lichts und der Finsternis entsprechend mögen dort viel schärfer als hier die guten Wesen von den bösen sich scheiden und auf getrennten Halbkugeln des Lichts und der Finsternis wohnen. — Ob sie an der Grenze ihres Gebiets ewigen Kampf führen? — „Die bösen Seelen der Toten," sagten schon die Ägypter, „verbergen sich in dem nächtlichen Schatten der Erde, der im Weltraum bis an den Mond (sehr richtig) reicht." — Dagegen sagt die Edda: „Die Asen trauern um des Tages Anbruch, denn zur Morgenstunde erwachen den Menschen die Sorgen alle, die das Herz beschweren" (Hamdismal, S. 235). — Oder flutet dort unaufhörlich eine bewegliche Schöpfung abwechselnd vom ewigen Tag und Leben in die ewige Nacht und Stille, von der Arbeit in die Ruhe hin und her? Schröder in Lilienthal glaubte, und Flammarion u. a. stimmten ihm bei, auf der Venus gäbe es Berge bis zu 44000 Meter hoch und ganze Hochebenen von 30000 Meter Höhe und mehr. Da hätten also kolossale vulkanische Ausbrüche kühngestaltete Berge, wie zehn übereinander geschichtete Mont Blancs aufgebaut, und ganze Länder zu Hochebenen, immer noch von der dichteren Luft bedeckt und vom

Schnee verschont, weit über die Gipfel des Himalaya erhoben. — Auf was für einen Reichtum der originellsten Organismen deutet das hin? Und wie würden, solchen Landschaften gegenüber, die kühnsten Partien unserer Alpen zahm und charakterlos erscheinen! Stoßen dann, von viel stärkeren Stürmen getrieben, die dichteren Wolken an diese Riesenfelsenwände, wie mögen da, von einem sintflutartigen Regen angeschwollen, mächtige Bergflüsse sich niagaraartig viele tausend Fuß tief in die dunkeln Täler donnernd stürzen! Unsere tropische Welt mit ihren Orkanen, mit ihrer Lebensfülle, mit ihrer Farben- und Formenpracht gibt uns sicherlich, selbst durch die Einbildung möglichst potenziert, nur ein sehr schwaches Bild von dem herrlichen Leben der Venus, dieser der Lebensquelle, der Sonne, so viel näher stehenden Welt.

Anders Mars, siebenmal kleiner als unsere Erde, immerhin aber siebenmal größer als unser Mond. Diese Welt, die erheblich langsamer als die unserige, in ca. zwei Jahren um die Sonne fliegt, empfängt auch von derselben entsprechend weniger Licht und Wärme. Die Atmosphäre ist dünner, die Meeresfläche entsprechend kleiner, und folglich auch die Regenmenge und die Wolkenbildung geringer. Am dunkleren Nachthimmel leuchten dort wie Sterne und verschwinden wieder zwei sehr kleine Monde, Deimos und Phobos, kaum so groß wie die Stadt Paris, merkwürdigerweise schon von Kepler und auch von Swift aufs deutlichste im voraus verkündigt! Ein Astronom glaubt, daß es Planetoiden sind, die Mars erst in letzter Zeit sich angeeignet hat. Unbegreiflich schnell wirbeln diese kleinsten Monde um ihren Planeten; der nächste vollendet seinen Monat in 7 Stunden 39 Minuten! umspannt also den sichtbaren Himmel in 3 3/4 Stunden; und zwar umfliegt er seine Mutter in solcher Nähe, daß nicht einmal eine zweite Marskugel

zwischen beiden Platz hätte! — In solcher Nähe erschiene uns unser Mond mit sechzigmal größerem Durchmesser, und gäbe unseren Nächten beim Vollmond 3200 mal mehr Licht! — Aber noch zweimal größer muß einem Wesen auf dem Phobos der Mars erscheinen; wie interessant, mit mehr als Windeseile aus nächster Nähe die Oberfläche dieses Planeten wie aus einem Luftschiff panoramisch zu überfliegen!

Das feste Land des Mars, seiner geringeren Oberfläche entsprechend, ist hauptsächlich auf zwei große Kontinente verteilt, wobei, wie auf Erden, das meiste Land auf die nördliche Halbkugel fällt. Zwischen beiden erstrecken sich mit grünblauen Fluten schmale Meere, die um den Südpol an Breite gewinnen und die angrenzenden, wohl ziemlich flachen Länder oft weithin zu überschwemmen scheinen und mehrere Inseln enthalten. Die Kontinente sind orangerot, was dem Mars die dem bloßen Auge schon auffallende rote Farbe verleiht, eine Färbung, welche höchstwahrscheinlich von roten Gewächsen herrührt, unserer wilden Rebe im Herbst ähnlich. Trotz der größeren Entfernung von der Sonne scheint das dortige Klima nicht kälter zu sein als das unserige, denn im Marswinter sehen wir die weißen Polarflecken, unzweifelhaft Schnee, da die Spektralanalyse uns belehrt, daß auch dort Wasser ist, sich auch nur so weit gegen Süden erstrecken wie bei uns, etwa bis Neapel. Auffallend hell und stark leuchten die Polargletscher und nehmen regelmäßig und rasch im dortigen Winter zu und im Sommer ab, so daß wir daran die heißen und kalten Jahrgänge auf dem Mars kontrollieren können. Die klare, meist wolkenfreie Luft des Mars — vom August 1877 bis März 1878 wurden fast gar keine Wolken gesehen — bewirkt ein auffallend schnelles Schmelzen des Schnees. So zerschmolz vom 1. Juni 1894 bis 1. November 1894, also in einem Viertel des Marsjahres, der Süd-

polarfleck von 3000 km Durchmesser auf 108 bis 300 km. Interessant ist es, daß dort wie auf Erden das Südpolareis bedeutend größer ist als das nördliche, und daß auch dort die Kältepole seitwärts der wahren Pole sich befinden. — Warum? — Um diese schmelzenden Eis- und Schneemassen glauben einige Beobachter einen grauen Gürtel gesehen zu haben, den sie auf die Farbe des erweichten, sumpfigen Bodens zurückführen. was eine weitere Analogie mit der Erde böte. Am rätselhaftesten sind die bis 5000 km langen und 100 km breiten, geradlinigen blaugrünen Kanäle, welche die Marsmeere verbinden und sich oft kreuzen. Ihre große Breite macht es unwahrscheinlich, daß es Kunstwerke dortiger Bewohner seien; aber ein Beobachter hält sie für fruchtbare Täler, wo rechts und links von künstlichen Kanälen üppige Felder und dunkelgrüne Wälder sich einige Stunden weit erstrecken und vom gelben Sand abstechen; also ein Analogon für Ägypten. Ihre Färbung wird heller oder dunkler, was auf zu- und abnehmende Tiefe deutet und im Einklang mit jenem raschen Schmelzen des Schnees steht, sonderbarerweise aber sind mehrere derselben von einem zweiten, schwächer gefärbten Kanal begleitet, oft deutlich, manchmal schwer sichtbar. Für diese Erscheinung fehlt bisher jede Erklärung. Einige glauben, diese Verdoppelung sei nur eine optische, durch die Marsatmosphäre entstandene; andere erinnern an die oft mit Parallelrissen bedeckten Spaltflächen der Krystalle.

Je mehr wir diese Erde studieren, von der Schiaparelli schöne Karten und Flammarion sogar einen Marsglobus hergestellt hat, desto mehr scheint sie uns selbst für Menschen bewohnbar; nur viel leichter lebte sich's buchstäblich dort; denn die Schwere ist dort dreimal geringer, ein Faktor, der allerdings genügt, um dortigen Wesen ein von dem unserigen verschiedenes Gepräge aufzudrücken. Welche Geschöpfe wandeln

wohl auf dieser kleinen Erde? Erheben sich Pflanzen, wurzellos wie manche unserer Algen, Wasserlinsen und Diatomeen, dort in die Lüfte, einige davon, wie unsere Medusen, eleganten Fallschirmen aus weißem Porzellan mit blauen Fransen ähnlich, und segeln bald langsam, bald schnell, von Winden dahin und dorthin geweht? Oder bevölkern seßhafte Tiere massenhaft diese von purpurnen Gewächsen bedeckten Kontinente, wie unsere Enkriniten, Polypen oder Seeanemonen angewachsen, wunderbare animalische Kelche und Blüten der Sonne entgegen ausstreckend? Oder wandeln unter gold- und purpurfarbigen oder smaragdgrünen, pilzartigen, säulen- oder obeliskförmigen Gewächsen wunderbare Wesen, uns ähnlich, vielleicht uns überlegen, und treiben auch Kunst und Wissenschaft, Psychologie und Ästhetik, Marsographie und Astronomie?

Über den Mars hinaus kommt zuerst ein Schwarm von fast vierhundert kleinen Planeten oder Asteroiden, die größten, Vesta, Pallas, Ceres, fast hundert, die kleinsten höchstens vier bis fünf Stunden im Durchmesser. Mancher wäre ein hübsches Privatbesitztum und Rittergut im Weltraum, und höchst wahrscheinlich gibt es noch viel kleinere, vielleicht bis zur Größe eines Meteorsteins. Ob diese sonderbaren Weltchen die Trümmer eines großen Planeten sind, wissen wir nicht. Auch in diesem Falle müßte die ursprüngliche, durch Zusammenstoß mit einem Kometen oder durch Explosivkräfte in Scherben gegangene Welt immer noch sehr klein gewesen sein; denn diese sämtlichen Weltkörperchen übertreffen nicht an Masse $^1/_{40}$ der Mondmasse oder $^1/_{3200}$ der Erdmasse und die Entdeckung anderer und wesentlich größerer ist sowohl aus optischen als aus mathematischen Gründen ausgeschlossen. Einige Astronomen nehmen an, daß die auffallenden Helligkeitsveränderungen einiger dieser kleinen Körper von einer eckigen, noch nicht abgerundeten Gestalt herrühren.

Und weit jenseits der Asteroïden, mehrere Hunderte von Millionen Kilometern von der Sonne entfernt, wandeln in ungeheuren Bahnen die Majestäten des Sonnensystems. — Zuerst der Riese Jupiter, vierzehnhundertmal größer als unsere Erde! Was das bedeutet, zeigt hübsch Flammarion. Ein Papierstreifen, sagt er, der von hier bis auf den Mond langte, würde Jupiter am Äquator noch lange nicht umgürten; es blieben an 80000 Kilometer übrig! Vizekönig im Sonnensystem ist diese kolossale Welt. Würde die Sonne verschwinden, so fingen sofort alle Planeten an, sich um Jupiter zu drehen, so die Erde in 360 Jahren; so sehr überragt er alle an Masse. Er wirbelt unbegreiflich schnell, von vier großen und einem winzig kleinen Monde umkreist, in nicht ganz zehn Stunden um seine Achse; hat also Tage und Nächte von noch nicht fünf Stunden Länge, Jahre aber von 10455 Tagen! Diese so schnelle Umdrehung hat ihn so stark an den Polen abgeplattet, daß der Polardurchmesser an 12000 km weniger mißt als der Äquatorialdurchmesser. Dabei ist er von dichten Wolken umhüllt, deren veränderliche, langgestreckte, unseren Stratuswolken ganz ähnliche Formen wir bequem von hier aus beobachten können, und in welchen sich Wasserdampf nachweisen läßt. Was sich darunter birgt, wissen wir nicht; wahrscheinlich ist Jupiter noch viel heißer, als die schon überkrustete Erde, und ein trübroter, langanhaltender Fleck wurde in den letzten Jahren von manchem Astronomen als ein gewaltiger durch die Wolken schimmernder Lavaausbruch gedeutet; es war vielleicht die Bildung eines neuen Kontinents. — Also jetzt noch dort geologische Umwälzungen, größer, furchtbarer als die Erde sie je einst durchmachte, da die Alpen und Kordilleren glühend heiß der geborstenen Erdrinde entstiegen! — Ob dabei auf diesem Planeten, dessen Oberfläche mehreren Tausenden von Kontinenten

wie Afrika und Asien gleichkommt, schon organisches Leben vorhanden ist, wer weiß es? wie wir auch nicht wissen, ob für alle Planeten des Sonnensystems ein einheitlicher Entwicklungsplan vorhanden ist, nach welchem sie dieselben geologischen Phasen durchmachen, und etwa jetzt auf Jupiter, wie einst zur Zeit der Lias auf Erden, ungeheure, der Größe ihres Planeten entsprechende Saurier, häßliche Pterodaktylen, zermalmende Megatherien, wie Felseninseln in den noch heißen Fluten sich tummeln, oder riesenhaft durch dichte Lüfte fliegen, oder auf kaum befestigter Jupiterrinde unter 1000 Fuß hohen Kalamiten und Equiseten, Palmen und Farren wandeln, eine gigantische, unheimliche Welt und ein Chaos von göttlichen und teuflischen Kräften. Oder ist diese Riesenkugel noch nichts als ein ufer- und endloser Ozean von heißem Wasser, auf dem von rasenden, am Äquator 400 km in der Stunde wehenden Stürmen, wie wir sie von hier aus an der Wolkenbewegung wahrnehmen, gepeitscht, heiße Wellen sich so hoch wie unsere Alpen erheben, und durch dessen Fluten Ungeheuer pfeilschnell schießen, oder wie schwimmende Berge emporsehen, oder tausend Kilometer tief tauchen — Tiere, welche unsere Wale und Pottfische wie Elritzen verschlängen? Denn gewaltige Kraft brauchen dort etwaige Organismen, schon um sich nur gegen jene Stürme zu behaupten, die da zehnfach heftiger als unsere Orkane wüten. Jedenfalls, soviel sehen wir von hier aus, ist Jupiter mit ungeheurer Atmosphäre umhüllt, eine Welt der Lüfte, der stets aufgeregten Wolken, der unaufhörlichen Stürme.

Denken wir uns auf einen Mond des Jupiters versetzt, einen dieser schon ansehnlichen Weltkörper, von denen der größte, Ganymed, zweimal größer ist als der Planet Merkur. Von Jo, dem ersten aus gesehen, füllt die imposante, schnell herumwirbelnde Jupiterkugel einen großen Teil des Himmels aus, und

erscheint dort vierzehnhundertmal prächtiger als uns der Vollmond, von stets wechselnden, von Stürmen zerrissenen, mit dem Äquator parallelen, bald grauen, bald glänzend weißen, bald rosafarbigen, von elektrischen Gewittern durchzuckten Riesenstreifen bedeckt; an den stark abgeplatteten Polen sicherlich infolge der so schnellen Rotation von großartigen, phantastischen Nordlichtern fortwährend umspült, kolossale, stets die Farbe wechselnde Lichtfächer und Strahlen aussendend.

Noch fremdartiger mutet uns der auch riesenhafte Saturn an, siebenhundert Erden an Größe gleich. Ebenso schnell wie Jupiter wirbelt er, leichter noch als Wasser, auch in dichte und hohe Wolkenstreifen gehüllt und verborgen, um sich und fliegt in dreißig Jahren um die entfernte Sonne. Jahre von 25000 Tagen mit sechserlei Monaten erlebt er, und an jedem Pol wechselt fast fünfzehnjährige Nacht mit ebenso langem Tag.

Majestätisch schreitet diese kolossale Welt durch den Weltraum, von sechs großen und wohl auch von vielen kleineren Monden in verschiedenen Abständen umtanzt, ein Herr und Gebieter einer Weltenfamilie, dazu von großen, breiten, aber dünnen, bald sich trennenden, bald sich vereinigenden Ringen umflossen, von denen wir nicht wissen, ob sie gasförmig oder flüssig sind, oder ob nur aus Meteorenschwärmen bestehend? Vom Planeten aus gesehen, wölben sich diese Ringe wie riesige Lichtbogen über die weite Fläche, scheinen sich allmählich in mehrere zu spalten und sich dem Planeten zu nähern, könnten eines Tages vor unseren Augen zerbrechen und neue Monde bilden. Verblüffend klingt die Meldung in A. Proctors Buch („Other Worlds than ours"), daß Saturn gleichzeitig von verschiedenen Astronomen, Webst, Airy, Coolidge, wieder wie einst früher von W. Herschel und Schröder, wie ein Quadrat mit abge-

rundeten Ecken gesehen worden ist! — Auf was für Veränderungen würde dies deuten! — Ob auf dieser luftigen, wolkigen Welt, die dem spezifischen Gewicht nach fast nur aus Gas zu bestehen scheint, große Wesen mit Riesenflügeln, wahre Segler der Lüfte, ihren Planeten umkreisen, wie am Südpol der Erde Albatros und Fregattenvögel, und, sich kühn viele tausend Stunden bis zu den atmosphärisch mit Saturn verbundenen Lichtringen erhebend, auf- und abschweben, mit großer Stimme und Schall, mit dem Sturm unermüdlich kämpfend, freie starke Bewegung ihr Leben? Denn Gott ist unerschöpflich im Erfinden von Lebensformen und Möglichkeiten; hat Er doch schon auf Erden jedes Tröpfchen Wasser, das Eis am Nordpol und die Luft, mit unzähligen verschiedenen Wesen bevölkert!

Und immer weiter und weiter im dunkler und kälter werdenden Raum wandeln, immer langsamer, große rätselhafte Welten: Uranus und Neptun, 80 und 120mal größer als unsere Erde, aus leichtem Stoff, von Monden umringt. Ihnen erscheint die Sonne nur noch wie ein sehr heller Stern; könnten sie die in ihren Strahlen badende Erde unterscheiden, so schlössen dortige Wesen sicherlich, auf einer so heißen und blendend beleuchteten Welt sei alles Leben unmöglich. Bei Uranus steht der Äquator fast senkrecht auf der Bahn; bald beleuchtet die Sonne unverwandt den einen Pol, bald den anderen. Für einen großen Teil des Planeten sind somit Tag und Nacht mit Sommer und Winter identisch; einundzwanzig Jahre lang bescheint ihn unausgesetzt die Sonne, kleinere oder größere Kreise am Himmel beschreibend, dann taucht sie unter, und eine einundzwanzigjährige Nacht fängt an. Das bedeutet wohl für die gesamte dortige Schöpfung einen ebenso langen, regungslosen Winterschlaf, aber gefolgt von einem ebenso ununterbrochenen

Leben; oder ist dort das Leben vorzüglich der dichten und großen, nach der Spektralanalyse andere Gase als unsere Luft enthaltenden Atmosphäre zugewiesen? Umfliegt langsam und stetig eine Organismenmenge diese Welt, sich stets in den, übrigens bleichen und ziemlich kraftlosen Sonnenstrahlen haltend? denn die Sonne erscheint ihnen 368mal kleiner als uns, ist darum auch 368mal weniger hell und warm; also eine blasse, mondscheinartige, kalte, gespensterhafte Welt der Dämmerung und des Zwielichts, des Träumens und des Schlummerns, der nebelhaften, blutlosen, langsam schwebenden, leise und hohl hauchenden Formen?

Und ebenso und noch mehr der 4500 Millionen Kilometer von der Sonne entfernte, uns sonst unbekannte Neptun mit seinem oder seinen Monden.

Aber noch zwanzigmal weiter als Neptun erstreckt sich die unbestrittene Anziehung, das Reich und Gebiet der Sonne. Was mögen da für ungeahnte Schöpfungen noch wandeln, im Äther, im grenzenlosen Raum schwimmen, in vielen Jahrhunderten oder Jahrtausenden erst einen Umlauf um die Sonne vollendend!

Von jenen Welten könnten uns die Kometen erzählen, diese Pilger des Weltalls im flammenden Gewand, die zu vielen Tausenden teils wie Boten von einer Sonne zur anderen wandern, teils innerhalb unseres Sonnensystems sich bewegen und regelmäßig wiederkehren. Wie kaum irgend eine andere Erscheinung mahnen sie uns an das Wort: „Du machst deine Engel zu Winden und deine Diener zu Feuerflammen“ (Ps. 104, 4). Von ungeheurer Größe sind diese Wandersterne oft, mit Schweifen, länger als die Entfernung der Erde zur Sonne, oft sonderbar

gekrümmt, geschweift, ja oft sechsfach fächerförmig geteilt (1744), manchmal grün (1811), auch rot (1876), goldgelb (1618) oder weiß. Diese rätselhaften Wesen werden von unbekannten, von der Sonne erregten Kräften der Zusammenziehung und der Repulsion, der Sympathie und Antipathie durchwühlt, und bald sprühen sie ihre Lichtschweife Millionen von Meilen weit, bald, oft innerhalb weniger Stunden, ziehen sie sie zurück, krümmen und zerteilen sie, ein Spiel, das an Nordlichter erinnert. Einige scheinen nur fast geisterhafte, unendlich dünne Flammen aus Kohlenwasserstoffverbindungen, also Petroleumdämpfen ähnlich zu sein; altersschwächere sind Staubwolken vergleichbar, sind in der Kälte des Weltraums zu Millionen und aber Millionen von Meteoriten geronnen (Schiaparelli). So dürfte ein zuerst geteilter, dann verschwundener Komet, der Bielasche, in neuerer Zeit sich ganz in Weltstaub aufgelöst haben. Was aber ihre Zahl betrifft, so zeigt sich immer mehr, wie richtig der geniale Kepler schaute, als er sprach: „Es gibt mehr Kometen am Himmel als Fische im Meer!"

Dreht sich mancher Komet schon in ein paar Jahren um die Sonne, so entfernt sich der prächtige von 1680 in 4400 Jahren zwanzigmal weiter von ihr als Neptun. In jenen eisigen Einöden legt er bleich und müde nur noch $1^1/_2$ m in der Sekunde zurück. Ein Kind könnte ihn einholen. Doch auch in solcher Ferne zwingt ihn der unsichtbare, unwiderstehliche Zug der Sonne, allmählich umzukehren. Zuerst langsam, dann immer schneller fliegt, stürzt er 4400 Jahre lang an Neptun, Jupiter, der Erde vorbei, der Sonne zu, die einst ihm nur noch ein heller Stern, nun wie ein Glutozean seinen ganzen Himmel einnimmt. Mit rasender Schnelligkeit von über 500 km in der Sekunde umkreist er dieselbe so nahe, daß er ihre Oberfläche fast streift, einer Glut ausgesetzt, gegen welche die unserer Hoch-

ösen eisige Kälte wäre, und nachdem er in wenigen Stunden schon die ungeheure Kugel halb umkreist hat, entflieht er ebenso schnell und tritt wieder seine lange achttausendjährige Reise an. Als er das vorletzte Mal an der Erde vorbeiflog, war Adam noch nicht erschaffen. Was wird er sehen, wenn er nach achttausendjähriger Reise im Weltall zurückkehrt?

Andere Kometen kehren nie zu uns wieder! — Ihre parabolische oder hyperbolische Bahn zeigt, daß sie von fernen Sternen zu uns kommen. Im Vorbeigehen sehen sie sich unser Sonnensystem und die Erde geschwind an und fahren dann auf Nimmerwiedersehen dahin, unbekannten, unendlich fernen Zielen zu! Dabei besitzen oft diese hyperbolische Bahnen beschreibenden Kometen eine ungeheure Geschwindigkeit, welche beweist, daß sie von entfernten Sternen ausgeworfen sind. In einigen Fällen zeigt die Berechnung, daß sie aus ihrem Stern schon vor zwanzig Millionen Jahren ausgetreten sind.

Tyndall hält die Kometen für aktinische Wolken. Solche leuchtende, aber völlig durchsichtige Wolken entstehen, wenn man eine Glasröhre mit außerordentlich, bis auf ein Millionstel, verdünnter Luft oder völlig durchsichtigen Dämpfen füllt und elektrisches Licht darauf wirft. Der Kometenschweif wäre sonach nicht vom Kometen ausgestoßene Materie, sondern millionenfach verdünnter Stoff im Weltraum, der durch Sonnen- oder elektrische Strahlen sichtbar gemacht wird. — Diese Theorie erklärt allein nicht nur die Schnelligkeit der Schweifbildung, sondern die noch schwierigere der ganz unbegreiflich schnellen Umschwenkung des Schweifs beim Umfliegen der Sonne. — Dann würden einige Liter Allyliodid genügen, einen schönen Kometenschweif zu bilden, diese „photographischen Gespenster", wie G. Leipoldt, diese „riens visibles", wie Babinet sie nennt, der manche der-

selben einhundertvierzigtausend Millionen mal leichter schätzt als irdische Luft.

Bedeuten diese flammenden Erscheinungen auch etwas? fragt immer noch mancher. Ja! Alles bedeutet etwas in sich, für sich, in Gott und für Gott, und die bloße Erscheinung, Form, Farbe wäre an sich gänzlich nichtig und nichtssagend, bedeutete nichts, wenn sie nicht Symbolik und Teil eines Höheren wäre. Nur durch seine Bedeutung existiert das Weltall und jedes Atom desselben; ihre Bedeutung allein erhält sie, gibt ihnen Lebenskraft und Existenzfähigkeit. Versteht einer aber darunter die Frage, ob Kometen den Tod eines Cäsar oder Karls II., oder eine Hungersnot in Irland, oder ein gutes Weinjahr in Württemberg anzeigen, so bezweifle ich, ob solche flammende Weltwesen zum Wohl oder Wehe der Weingärtner Württembergs geschaffen worden sind, ein Zweck, den Gott durch etwas mehr oder weniger Sonnenschein einfacher erzielen kann; und auch als himmlische Todesanzeige irgend eines vom Weib geborenen Sterblichen genügte wohl ein extraschöner Sternschnuppenfall oder Meteor. Jene Weltanschauung ist eine gar menschliche.

Vom höheren und göttlichen Gesichtspunkt aus dagegen heißt es allerdings: Fällt nicht ein Sperling ohne den Willen des himmlischen Vaters zur Erde und sind die Haare auf unserem Haupt alle gezählt, so gehört jeder Sperling und jedes Haar in das Denken des Gottes hinein, der den Sirius in seiner Bahn fortbewegt und der die Kometen schuf; und weil dieses Denken Eins ist, so ist es auch sein Universum. Darin hängt alles mit allem zusammen, und insofern hängt allerdings der Fall eines Sperlings mit einem Sonnenbrand in der Milchstraße, ehe denn Adam ward, und der eines Haares auf meinem Haupt mit dem einstigen Erlöschen

unserer Sonne zusammen; eine göttliche Weltanschauung, die wir glauben müssen, auch wenn wir sie nicht verstehen können.

Ob unsere Weltkugel wohl Gefahr läuft, durch Zusammenstoß mit einem Kometen in Stücke zu zerschellen, oder überflutet oder in Brand gesteckt zu werden, oder in giftige Gase gehüllt zu ersticken? Um darauf zu antworten, müßten wir vor allem wissen, ob es unter den vielen Kometen solche mit festem Kern gibt, eine von Astronomen verschieden beantwortete Frage. Aber wenn auch, so ist die Wahrscheinlichkeit eines solchen Zusammenstoßes mit einem Kometenkern nicht groß. Denken wir uns das Stückchen Weltraum von unserer Sonne aus bis an die allernächsten Fixsterne so groß wie Europa, so gliche unsere Erde darin nur einem Schrotkörnchen und die Kerne fast aller Kometen wären noch viel kleiner; viele tausend Millionen solcher Körperchen könnten sich folglich nach allen Richtungen hin bewegen, ohne aufeinander zu stoßen. Allerdings würde ein solcher Zusammenstoß unsere Erde und selbst unsere Meere durch die in Kalorien umgesetzte Bewegung anzünden. Feuer und Wasser sind nahe verwandt, und einst brannte der Wasserstoff unserer Meere als Feuer um die Erde. Eine gewaltige elektrische Einwirkung einer fremden Sonne oder auch eines großen Kometen könnte durch Elektrolyse dieses Wasser in Sauerstoff und Wasserstoff so zersetzen und gleichzeitig durch Stoß anzünden, daß die Ozeane wieder lichterloh brennten, wie Flammarion in seinem „Ende der Welt“ beschreibt.

Aber der Christ rechnet nicht mit Wahrscheinlichkeit oder Zufall; für ihn gibt es nur einen Willen Gottes. Will Er nicht, so mögen Billionen von Kometen hin und her, kreuz und quer sausen, so wird keiner der Erde und uns auch nur ein Haar krümmen; will Er, so ist der Komet vielleicht seit Jahrtausenden

unterwegs, den er dazu geschaffen und der sie zur festgestellten Sekunde in Brand setzen soll.

Die Bibel lehrt, daß „der Himmel, den wir jetzt sehen, und die Erde werden zum Feuer behalten auf den Tag des Gerichts, in welchem die Himmel zergehen werden mit großem Krachen, die Elemente aber vor Hitze zerschmelzen (sich auflösen), und die Erde, und die Werke, die darauf sind, werden verbrennen" (2. Petri 3, 7. 10). Damit scheint der Untergang nicht nur der Erde, sondern des ganzen Sonnensystems angekündigt, ein Weltenbrand, wie wir am Himmel schon mehrere beobachtet haben, in einzelnen Fällen nachweislich durch den Zusammenstoß gewaltiger Himmelskörper verursacht. Ob nun ein solcher durch Kometen oder sonstwie veranlaßt wird, kann uns ziemlich gleichgültig sein; sehen wir zu, daß wir vor solchem Tag bestehen mögen!

Schiaparelli, wurde schon gesagt, zeigte, daß mancher Komet sich in Schwärme von Boliden oder Sternschnuppen auflöst. Die Erde in ihrem Flug begegnet alljährlich zwei solchen Schwärmen, vielleicht einstigen Kometen, die nun mit ihr um die Sonne kreisen. Der eine trifft uns in der Nacht des 10. August, der andere am 14. November morgens; beim letzteren sind oft die durch die Luft schießenden flammenden Körperchen so zahlreich, daß man den Eindruck von einem Feuerregen bekommt; auch am 27. November 1872 und noch mehr am 12.—13. November 1833 fielen sie wie Schneeflocken in Boston, die Gesamtzahl wurde von Olmsted auf über zweihunderttausend geschätzt. Die Reibung, die bei der ungeheuren Schnelligkeit dieser wahrscheinlich festen Körperchen durch die Luft entsteht, genügt, um schon in einer Höhe von durchschnittlich 120 km, also bei noch sehr dünner Luft, die Bewegung in Licht und so große Wärme aufzulösen, daß diese Körperchen sich ganz ver-

flüchtigen. Die Luftschicht, welche die Erde umgibt, wirkt also wie die Baumwollenpanzer, die Cortez seinen Spaniern gegen die Pfeile der Azteken gab; sie bricht den Anprall der feurigen Geschosse und hat sicherlich dadurch viele Menschenleben gerettet und großen Schaden verhütet. S. Newcomb berechnet auf annähernd 150000 Millionen die Zahl dieser Sandkörner des Weltalls, die alljährlich die Erde treffen, wovon weitaus die meisten in Rauch aufgehen, und nur einige Hunderttausende als eiserne Steine auf öder Heide, auf Gletschern, in den Polarländern und natürlich vorzugsweise in die Ozeane, bei Tage unsichtbar, niederfallen. Bald als brauner Eisenstaub, bald als Aerolithen oder Meteorsteine, als schwere Blöcke bis zu mehreren Tausend Kilo Gewicht fallen diese Körper herab; so der allerdings vom Himmel, wie die Araber berichten, gefallene schwarze Stein der Kaaba; so diejenigen, aus denen die Kalifen ihre vorzüglichen Himmelsschwerter schmiedeten und die Eskimo manches Messer; denn das mit Nickel legierte Eisen der Meteorsteine ist vorzüglich.

Auch dieser Weltraumstaub ist wie unser Staub Zeichen und Produkt von Vergänglichkeit, von Verderben und Zerreiben, ein Rest vom Gewesenen; rührt vielleicht von gefrorenen Kometen her, oder es sind die kleinsten Trümmer eines eisernen Planeten, etwa des einst in Asteroiden zerschellten, oder Auswürfe der Vulkane der Venus oder des Merkur oder der Erde vor Jahrtausenden, als sie noch kräftiger waren; manchmal auch, wie die ungeheure Geschwindigkeit einzelner zu zeigen scheint, sind es Fremdlinge aus anderen Welten, durch furchtbare Explosionen und Ausbrüche in fast unendliche Ferne geschleudert, dahin und dorthin, auch sie ein Teil vom Ganzen, auch sie nicht bedeutungslos im großen göttlichen Universum. Und jedes solcher Billionen Sand- und Staubkörnchen beschreibt haarscharf

die ihm von den Kräften vorgeschriebene Kurve, und gerade so wie Sirius oder unsere Sonne können beide nicht um ein Tausendstel Millimeter dem unerbittlichen Gesetz ausweichen.

Wir haben es gesehen, wie ein solches Körnchen Weltstaubs die Stadt Madrid in Aufregung versetzte, ein Haus zum Sturz brachte, viele mächtig erschütterte und mehrere Menschen wahnsinnig oder krank machte. Was würden erst größere oder gar einige Kilometer haltende, wie es deren sicher in allen Abstufungen bis zu den größten Asteroiden gibt, für Verheerungen anrichten? — Merkwürdig ist eine Legende der Tahitianer. „Einst fuhren am Himmel 5 Monde daher, die mit ferner und schrecklicher Stimme magische Flüche sangen. Aber der große Gott Tararoa beschwor sie; da wurden sie von Schwindel ergriffen und stürzten mit Donnergeräusch in den Ozean, der sie brausend und siedend aufnahm. Diese 5 Monde bildeten die Inseln Bora-Bora, Emeo, Huahine, Raiatea und Tutuhai.“— Ein solches Angeschossenwerden der Erde durch gewaltige Meteoriten von mehreren Kilometern Durchmesser ist immerhin denkbar und hätte ein Bersten der Erdrinde, eine Überflutung durch das innere Lavameer oder auch einen Weltbrand unseres Planeten zur Folge. — War es ein solcher Hagel aus Schwefelmeteoren, der auf Gottes Wort die fünf Städte vernichtete, die Erdrinde eindrückte und dafür das Tote Meer hinterließ? — Und ist es ein noch gewaltigeres Ereignis dieser Art, das Johannes in den Gesichten Gottes schaut, wann der Himmel seine Sterne fallen läßt, wie ein Feigenbaum, von starkem Wind geschüttelt, seine unreifen Feigen abwirft (Offenb. 6, 13), und ein großer mit Feuer brennender Berg ins Meer stürzt, der ein Drittel der Meeresbewohner und der Schiffe verderbt? (Off. 8, 8. 9.)

Sind schon die aus der Sonne entstandenen und um sie kreisenden Weltindividuen großartige und wunderbare Schöpfungen Gottes, so ist auf der Sonne oder dem Stern „Phöbus", wie sie unter ihren Namensschwestern heißt, alles kolossal, überirdisch, übermenschlich; unsere arme Erdensprache ist zu schwach für diese Erscheinung der Kraft des Lebens! Großartig, ungeheuer, erschreckend, hat hier keinen Sinn mehr, so überragt alles unsere Vorstellungen. Diese Feuer- und Lichtwelt ist 1 Million 400000mal größer als unsere kleine Erde. Wäre diese Kugel hohl, so könnte die Erde im Mittelpunkt sich drehen, um sie der Mond in seinem jetzigen Abstand einen Kreis von 240000 Stunden beschreiben, und immer noch bliebe eine 76000 Stunden dicke Schale übrig!! Ihre Anziehungskraft ist so groß, daß der stärkste Mann, dort hingelegt, weder stehen noch seine Hand vom Boden losmachen könnte, da sein Körper 2500 Kilo schwer wäre. — Doch weit größer noch zeigt sich die Kraft der Sonne im Weltraum. Welche Gewalt eine Kanonenkugel von nur 100 Kilo besitzt, sieht man oft genug im Kriege, wenn sie plötzlich in ihrem Lauf gehemmt wird. Unsere Erde aber wiegt viele Tausend Millionen von Millionen Kilo, und dazu fliegt der Riesenball 75mal schneller als unsere Kanonenkugel! Welche unbegreifliche Kraft gehört dazu, sie im vollen Flug aufzuhalten! — Das tut die Sonne jede Sekunde und zwingt sie, um ihre Beherrscherin im Kreis zu tanzen, so sehr diese Erde mit furchtbarem Schwung wütend zu entfliehen strebt. Man hat berechnet, daß wenn die Erde auf der der Sonne zugekehrten Hälfte anstatt mit Gras, mit Stahldraht bewachsen wäre, der bis an die Sonne reichte, das dadurch gebildete erddicke Kabel ungefähr stark genug wäre, die stets davonwollende Erde zu halten! — Und Hunderte von Planeten, darunter den 1400mal größeren

Jupiter, bezwingt also in rasendem Flug unaufhörlich und mühelos die Sonne!

Gegen das Sonnenlicht erscheint die blendendweiße Magnesiumflamme schwarz wie Tinte. Die Sonnenglut, von Soret für das Innere zu 5 Millionen, von Waterston zu 7, von Secchi zu 10 Millionen, freilich von anderen für ihre Oberfläche auf nur 75000 Grad berechnet (wie überhaupt die Temperatur des Innern diejenige der in den kalten Weltraum hinauswogenden Atmosphäre um das Tausendfache übertreffen mag), versengt auf 148 Millionen Kilometer Entfernung noch in der Sahara und in Indien die Erde und würde über 2000 Milliarden um sie im Weltraum gruppierte Erden ebenso erwärmen. Ist der Mond das Reich der ewigen Stille, der Kälte, der schwarzen Schatten, der Erstarrung und des Todes, so ist die Sonne das viele Millionen mal größere des tobenden, freien, feurigen Lebens. Flüssig, gasförmig ist diese Welt, und seltsam klingt es für uns Bewohner einer festen Kugel, daß verschiedene Teile der Sonne sich verschieden schnell bewegen. Während ein Punkt am Aquator schon in 25 Tagen eine Umdrehung vollendet, braucht ein anderer an den Polen 46 Tage dazu (Prof. Duner). — Schon diese beständige Torsion muß in diesem Feuermeer kolossale Strömungen hervorrufen. — Auf dieser Sonne, aus der man 1400000, also 500mal mehr Erden, als wir mit bloßem Auge Sterne am Himmel sehen, formen könnte, tritt uns eine Lebensmacht entgegen, mit deren Erscheinungen verglichen, wie Tyndall bemerkt, die kühnsten Schöpfungen eines Dante oder Milton zu bloßen Traumgebilden werden. Nach allen Seiten hin, weit über die Entfernung des Mondes von der Erde hinaus, erstreckt sich ein größtenteils aus glühenden Metallen bestehender Lichtozean, dessen Oberfläche von wütenden Orkanen unaufhörlich gepeitscht, sich zu Wellen erhebt, höher

denn unsere Alpen. Oft rast noch heftiger der Orkan und häuft wirbelartig an einer Stelle den glühenden Stoff zu flammenartigen Massen von vielen Stunden Höhe zusammen, zum Zeichen, daß auch dort in der Tiefe Sonnenkräfte toben. Bald brechen sie auch hervor, und es schießen plötzlich kolossale leuchtende Wasserstoffsäulen blitzschnell bis zu 30 Millionen Meter Höhe empor, bald zahlreich und riesigen goldenen Ähren täuschend ähnlich, bald mehr vereinzelt, wie Türme, viele tausend Stunden in den Weltraum durch die verschiedenen übereinander geschichteten Sonnenatmosphären hinausragend und sich dann oben dem feurigen Hauch der Sonnenwinde überlassend, die sie, wie unsere Wolken phantastisch zerrissen, hin und her wehen. — Diese ungeheuren, oft im schönsten rosafarbigen Lichte funkelnden Gebilde (Protuberanzen) erreichen manchmal in kaum 5 Minuten eine Höhe von 36000 Kilometer, oder dreimal den Durchmesser unserer Erde, besitzen also eine Schnelligkeit, neben der unsere Kanonenkugeln wie Schnecken dahin kriechen. — Doch nicht lange dauert der furchtbare Ausbruch; die hinausgeschleuderten Lichtmassen verlieren ihre Bewegung, werden von der mächtigen Sonnenanziehung ergriffen, und bald stürzen wieder regenartig ganze Mississippi von Lichtstoff, die uns noch in 20 Millionen Meilen Entfernung wie Silberfäden sichtbar sind, auf die etwas ruhiger gewordene Ozeansfläche nieder. Aber unter diesem Lichtregen entsteht ein zuerst langsam, dann mit immer größerer Schnelligkeit sich wirbelartig drehender und immer tiefer werdender Strudel. Die vorhin ausgeworfenen Massen werden von ihm eingesogen und verschwinden unter den Feuerwellen. Und unaufhörlich wiederholen sich derartige, oft innerhalb 1—2 Stunden sich abspielende Sonnenstürme.

Bleibender sind die Sonnenflecken, diese mitunter schon mit bloßem Auge wahrgenommenen, oft die Erde weit an Größe

übertreffenden Öffnungen von ungeheurer Tiefe mit zerrissenen, wechselnden Rändern, von denen der Sonnenkenner Secchi sagt: „Die Flecken werden dadurch erzeugt, daß Massen von metallischen Dämpfen von innen nach außen hervorbrechen"; also von wahren Sonnenausbrüchen erzeugte Krater, oft so groß, daß die Erde wie ein Wachskügelchen darin zerschmelzen oder wie eine Kugel Tausende von Kilometer hoch von schrecklichen Wasserstoffexplosionen hinausgeschossen werden könnte. Immerwährend entstehen sie; doch nur unter den Tropen der Sonne, an ihren Polen niemals; gruppenweise oder einzeln, vergrößern und verteilen sie sich, dauern selten mehr als einen Sonnenumlauf; dann schlagen die Lichtfluten tobend über diese Öffnungen zusammen, durch welche wir in das Innere der Sonne schauen. $7^1/_2$ Jahre lang nehmen sie an Zahl und Größe zu, 5 Jahre lang nehmen sie ab in 11jähriger Periode, welche aber selber zwischen 9 und 12 Jahren variiert. Woher diese Sonnenflecken und ihre Periodizität, wissen wir nicht. Der Ansicht gegenüber, die sie von einer durch Jupiters Nähe hervorgebrachten Aufregung der Sonnenmasse herleitet, zeigt Flammarion anschaulich, daß zwar einige Zeit hindurch das Maximum der Flecken mit der Sonnennähe des gewaltigen Planeten zusammenfällt, daß aber allmählich beide Perioden, weil nicht völlig gleich, sich verschieben und endlich Jupiters Sonnennähe mit dem Fleckenminimum zusammenfällt (Astron. popul. S. 358). Dagegen weist er ebenso klar den Einfluß dieser geheimnisvollen Ebbe und Flut des Sonnenozeans und der Sonnenstürme auf den Erdmagnetismus und auf die Nordlichter der Erde nach (S. 367). Aber welche unbekannten, im Innern der Sonne verborgenen Kräfte und Gesetze verursachen und beherrschen diese ihre mächtigen Puls- und Herzschläge?

Sind diese Flecken die Schluchten und Abgründe der

Sonnenoberfläche, so erheben sich dafür, meist in ihrer Nähe, wie Lichtgebirge zu ungeheurer Höhe die Sonnenfackeln (faculae), die sich im Fernrohr von der so hellen Sonnenoberfläche noch heller abheben.

Welche Welt! Stelle dir, wenn du kannst, Glutströme breiter und tiefer als der Atlantische Ozean vor, sich überstürzende, das Himalayagebirge viel tausendmal überragende Feuerwogen, Kataraкte von Lichtstoff, die mit einem Getöse von zusammenbrechenden Welten in den glühendsten Farben, in tausendmal blendenderem Licht als jedes irdische tosen, brausen, rauschen; Flammenwirbel, die unseren Mond einsaugten, immer wieder neu gähnende und sich wieder schließende Abgründe von hell glühender Materie, in denen Welten wie die Erde verschwänden! — Und darin spielen wohl und tauchen und schwimmen und schweben und fliegen wonnig mächtige Wesen, die Lichtfürsten dieser prächtigen Welt, dieses gewaltigen Mittelpunktes des Lebens, von wo aus sie mit unsterblichen Augen bis weit über die Grenzen des Sonnensystems hinaus die wie Kraftwellen sich fortpflanzenden Wirkungen der von ihnen hervorgerufenen und beherrschten Vorgänge verfolgen. — Oder sollten gerade die mächtigsten und für das gesamte Sonnensystem bedeutendsten stofflichen Vorgänge ohne geistige Aufsicht sich abspielen, die Entwickelung der furchtbarsten Kräfte ohne Leitung vor sich gehen? — Warum soll der Gott, der selber ein verzehrendes Feuer ist, dessen Engel bei Manoah in der Flamme des Opfers gen Himmel fuhr, der den Feuergebieter schuf, welcher im heißen Ofen wie ein Sohn der Götter wandelte (Dan. 3, 25) und dessen Gegenwart die drei Männer vor der Feuersmacht schützte, nicht auf den Sonnen Wesen geschaffen haben, denen Sonnenglut Lebensodem, Licht und Flammen Wonne, deren Blicke Blitze und deren Stimme Donner sind,

und sie als Gebieter dieses Lebenszentrums hingestellt haben? Sangen doch schon die alten Druiden: „Auf den Feuerozeanen des Raumes wohnen die Lichtgenien mit den großen, weißen Flügeln!“

Aus diesem Zentrum unseres kleinen Weltalls ergießen sich unaufhörlich Ströme von Anziehung und Licht, Wärme und Elektrizität in den Weltraum. Das kleine bißchen, das unser Erdchen von diesen Schätzen der Sonnenkraft abzufangen vermag, genügt zum Erzeugen des unermeßlichen, unaufhörlichen, die Luft und die Ozeane ausfüllenden, die Kontinente mit Pflanzen und Tieren bedeckenden organischen Lebens. Versiegte nur 100 Stunden lang dieser Zufluß, so erlahmte alsbald das Leben in Pflanze und Tier und Mensch, und es stockte der Saft- und Blutumlauf in allem, was lebt; zuerst unter den Tropen, bald auch gegen die Pole hin; nach wenigen Wochen hörten der Kreislauf der Gewässer und die Winde auf; und erstarrt, tot und finster und unsichtbar flöge die Terra nunmehr zwecklos im Raum. Tyndall hat darauf hingewiesen, daß jede Kraft oder Wärmeäußerung auf Erden, unsere vulkanischen Ausbrüche und Erdbeben, der Kreislauf aller Gewässer und Flüsse und ebenso alle Winde, Stürme und Orkane, unsere Nordlichter und magnetischen Strömungen, ebenso die durch Steinkohle erzeugte Dampfkraft, ja jede Bewegung eines Fisches in der Tiefe des Ozeans, der Wasserfall im Niagara, der Flug der Kanonenkugel, die Pulsschläge unseres Herzens nichts sind als ein mathematisch berechenbarer Bruchteil der in Bewegung umgesetzten, uns zugestrahlten Sonnenwärme. Prof. Reye in Straßburg hat berechnet, daß der Orkan, welcher vom 5. bis 7. Oktober 1844 in der Nähe der Insel Kuba wütete, allein zur Bewegung der Luft eine Arbeit von 473 Millionen Pferdekräften während dreier Tage aufwendete, eine mechanische Arbeit, die ohne Ver-

gleich größer ist, als die von allen Maschinen, Menschen- und Tierkräften der ganzen Erde in der gleichen Zeit geleistete! Die gesamte uns von der Sonne immerwährend gespendete Lebenskraft der Erde beträgt für ein Jahr 217316000000000 Pferdekräfte. Und doch ist dies ein fast verschwindend kleiner Teil der Sonnenkraft; nur $\frac{1}{2150000000}$ derselben; denn diese Sonne könnte über 2000 Millionen Planeten ebensoviel Licht, Wärme und Kraft zustrahlen wie unserer Erde!

So ist unser gesamtes organisches Leben nur eine sekundäre Form der Existenz, deren Wurzeln und Potenzen im Sonnenleben liegen, und mit Recht wurden schon alle Organismen der Erde als festgewordene Sonnenstrahlen bezeichnet. Kein Wunder, daß dieses herrliche Gestirn schon von den sternkundigen und tiefschauenden Chaldäern und ebenso von den Phöniziern und anderen Völkern göttlich verehrt wurde. Unter allen Formen der Abgötterei ist die Anbetung der Sonne als des mächtigen „Baals" oder „Herrn" die am wenigsten unvernünftige; schöner freilich ist die Antwort des Brahminen, von dem ein König verlangte, er solle ihm Gott zeigen. „Schaue die Sonne an!" rief er. „Ich kann nicht!" erwiderte der von der indischen Sonne geblendete Fürst. — „Wie! du kannst nicht den Diener ansehen, und du willst den Herrn schauen?"

Auch unseren Geist erleuchtet diese Sonne. Ohne sie wäre eine Beleuchtung der Erde, etwa durch eine leuchtende Nebelhülle, wohl denkbar; aber wie nebelig wären da unsere Vorstellungen geblieben, ohne Konzentration, ohne reine Gegensätze von Licht und Schatten, ohne auffaßbare Strahlen! Unsere ganze Naturanschauung, Physik und Malerei, ja unser Denken litte darunter und wäre Dunst und Nebel.

Diese majestätische Königin, Spenderin aller Wärme und alles Lebens im Sonnensystem, schwebt nicht unbeweglich am

Himmel; dann müßte sie, zuerst ganz unmerklich, die Anziehung des nächsten Fixsterns fühlen, und würde sich etwa um $^1/_{10}$ eines Millimeters täglich gegen ihn bewegen; nach Jahrhunderten hätte diese Bewegung schon bedeutend zugenommen; um einige Tausend Meilen täglich verkürzte sich schon der gegenseitige Abstand, und endlich stürzten mit erschrecklicher Wucht, von rasendem Sehnen beflügelt, beide Sonnen aufeinander, um beim Zusammenstoß in einen blendend weißen, Billionen von Meilen in die Runde alles erhellenden Lichtnebel plötzlich aufzugehen. — Nein, diese Sonne, wie oben bemerkt, bewegt sich mit majestätischer Sicherheit und unfaßbar schnellem Flug durch das Himmelsheer hindurch, durchfliegt über 4 Millionen Kilometer täglich, den Sternen c und d des Herkules zu! — Was treibt sie hin? — Was zieht sie her? — Wir wissen's nicht! — Aber wir sehen, wie hinter uns die anderen Sonnen sich wie die Wellen im Kielwasser des Schiffes wieder nähern, vor uns dagegen, wie die Bäume des Waldes beim Näherkommen auseinander gehen, und wir erkennen daraus, nach welcher Richtung die Fahrt geht. — Wie ein im Stillen Ozean vom Passatwind und Äquatorialstrom sanft, unmerklich und doch schnell weiter getriebenes Schiff, segelt diese unsere Sonne und wir mit ihr durch die Ozeane des Raumes; wir kommen von den Himmelsgebieten, wo die Riesensonne Sirius herrscht und strahlt; wir segeln dorthin, wo 5000 Sonnen dichtgedrängt die Sternenwelt des Herkules bilden; sollten bei günstigem Wind in 5—600 Millionen Jahren an jenen Gestaden landen! — Niemals aber werden wir die grund- und uferlosen Meere wieder befahren, durch die wir jetzt schiffen.

So sind die Fixsterne nicht bloß leuchtende Mittelpunkte der Anziehung, sondern kolossale Herde einer alle unsere Begriffe übersteigenden Lebenstätigkeit, von wo aus sämtliche Kräfte sich wellenförmig in den Weltraum hinaus fortpflanzen und dort, sich an Planeten und Monden brechend, die mannigfaltigsten chemischen, physikalischen und organischen Erscheinungen bewirken.

So schweben, fliegen in furchtbarer Majestät, hoch über das kleine Leben der Planeten erhaben, unzählige Sonnen am Himmel dahin, diese Adler des Weltraums, in dem die wirbelnden Erden nur Mückenschwärmlein bilden, diese Könige und Fürsten, Throne und Gewaltigen, von deren Lebenswärme Millionen von unselbständigen, selbst kein Licht in sich habenden Weltkörpern und Körperchen leben, flüchtige Kometen, halbflüssige Planeten, erstarrte Monde, die von unsichtbarer und doch allmächtiger Kraft angezogen, diesen ihren Herren und Gebietern widerstandslos folgen, sie im ewigen Reigen umtanzend! — Und immer zahlreichere Sonnen entdecken wir am Himmelszelt. In den Plejaden sahen wir bisher mit den besten Fernrohren nur 671 Sterne; die photographische Aufnahme zeigt deren 1421, also doppelt soviel, darunter 750, die kein menschliches Auge je gesehen hat, noch wohl je sehen wird. Und die allgemeine, aus ungefähr 22000 Blättern bestehende Sternkarte, an deren Verfertigung jetzt 18 Sternwarten verschiedener Länder mitarbeiten, soll dreißig Millionen Sonnen und Sönnchen enthalten, deren Konstellation genau festgestellt ist! jedes noch so kleine derselben immer noch einige zehntausendmal größer als die kleine Erde, auf der wir mühevoll und langsam uns bewegen, schwitzen, weinen und sterben.

Verschieden sind alle diese starken Individualitäten! Hier gibt's keine Schablone. Jeder Stern hat, innerhalb der Haupt-

typen, sein eigenes Spektrum und Lichtbild; jeder ist an Größe, Glanz und Geschwindigkeit verschieden. Stolz und einsam ziehen die größten, Aldebaran, Vega, Sirius, Arktur, Capella, Regulus u. a. ihren Weg durch die Sonnenscharen; wohin? weiß der Mensch nicht. Wohl besteht der Polarstern aus zwei Sonnen, kaum einige hunderttausendmal größer als unsere Erde, aber schon die weißblaue Vega leuchtet fünfundvierzigmal heller als unsere gelbliche Sonne, und die herrliche Capella ergießt in den Weltraum an einem einzigen Tage soviel Lichtströme wie unsere Sonne in einem ganzen Jahr! — Man denke sich 360 Sonnen zusammen am Himmelszelt! — Und noch herrlicher und größer ist der Riese Sirius, der hellste Stern am Himmel, schon von griechischen Astronomen eine Sonne genannt. Früher blutrot, hat er seit 1800 Jahren, eine Sekunde nur am Himmel, unbegreiflich an Kraft und Licht zugenommen, leuchtet jetzt blendend weiß, 5000mal heller als unsere Sonne! Und er wächst immer noch, durch die Abgründe des Raumes stürzend, sich über 2800000 Kilometer täglich von uns entfernend, und dabei kolossale Planeten oder Trabanten, die unsere Erde millionenfach an Größe übertreffen, mit unbegreiflicher Kraft zwingend, in 3000 Millionen Kilometer Entfernung um ihn zu kreisen und ihn in seinem Weltflug zu begleiten; ein Fürst am Himmel, dessen Licht uns in Trillionen Meilen Entfernung im Fernrohr noch blendet, dessen Wärme hier noch meßbar, dessen Gebiet unzählige Quadratbillionen Meilen mit allen den unbekannten Weltkörpern, die sich darin finden mögen, umfaßt!

Und doch noch gewaltiger leuchtet 62 Trillionen Stunden weit der an 7 Millionen Kilometer in einem Tag durchfliegende, ungeheuere rote Arktur, unsere Sonne, nach Elkin, 550000mal an Masse übertreffend! Also ganze Weltalle

von Zehntausenden von Sonnen, wie die unsere, würde dieser Sonnenbeherrscher im Vorbeigehen leichthin an sich reißen und zwingen, widerstandslos ihm zu folgen. — Und noch herrlicher muß der in buchstäblich unermeßlicher Ferne immer noch als Stern erster Größe leuchtende Regulus sein. In solcher Entfernung wäre unsere Sonne gänzlich unsichtbar. — Hier erlahmt die menschliche Vorstellungskraft!

Wo wir uns am Himmel umsehen, tritt immer neues, ungeahntes Sonnenleben, unendliche Kraft, unbegreifliche Feuermacht, überirdische Größe uns entgegen. So glaubt Lockyer auf Grund seiner spektroskopischen Beobachtungen, daß die schöne, blutrote Sonne Mira Ceti und auch die übrigen roten Sonnen dieser Gruppe nicht einzelne Körper seien, sondern dichtgedrängte Schwärme von roten Sönnchen! Warum nicht? Leuchtet doch oft am Himmel ein Haufen von vielen hundert Sonnen dem bloßen Auge als ein einziger Stern, so w Centauri, 39 Cygni und viele andere. Dabei variiert jene prächtige, rote Sonne in 331 Tagen um $7^1/_2$ Größen, ist vierzehn Tage lang zweiter Größe, dann fünf Monate lang unsichtbar für das bloße Auge! — Ist Mira nur so groß wie unsere Sonne, so kann sie doch aus 1400 roten Sonnen bestehen, und immer noch wäre jede dieser Sonnen so groß wie 1000 Erden! Und diese Sonnen alle würden alle fünf Monate um das 3000fache aufglühen! — Warum nicht? Tut es manche Sonne, warum nicht auch eine durch ungeheuere magnetische oder andere uns unbekannte Kräfte verbundene Schar solcher Gestirne? — Wir würden sicherlich, könnten wir sie uns näher ansehen, Tausende und Abertausende von nie geahnten Formen der Existenz am Himmel entdecken. — Andere Sonnen, manchmal kleiner als die unserige, aber immer noch weit über menschliche Begriffe von Größe erhaben, segeln daher, dahin, davon; sind je zu zwei, andere zu drei,

vier, noch andere zu Dutzenden und zu Hunderten, zu Tausenden und Zehntausenden, wie in den Plejaden oder in den Sternhaufen im Perseus und Centaur, vereinigt; bilden Sonnenpaare, Familien, Staaten, Weltalle, wobei öfters eine riesige weiße oder rote, wie der Hirte, an der Spitze oder in der Mitte der Sonnenherde eilt. Und andere sind purpurrot und saphirblau, smaragdgrün und goldgelb und blendendweiß; und von diesen Edelsteinen des Himmels besteht oft der eine wieder aus einer gelben und violetten, oder einer orangeroten und smaragdgrünen Sonne, zu einem schönen Ehepaar vereinigt. Von diesen Lichtjuwelen fluten unaufhörlich in den Weltraum purpurne und goldene und azurblaue Lichtwellen hinaus, darin auch farbige Monde und Erden baden: Schöpfungen ohne Finsternis, die in langen Tagen morgens etwa in grünes Licht getaucht, mittags in weißem funkeln, um langsam scharlachrot zu erglühen und in milder, purpurner oder tiefblauer Dämmerung auszuruhen. — Aber auch ihre Farben ändern diese Sonnen. So wird α im großen Bären alle 35 Tage feuerrot und dann wieder weiß!

Was die verschiedenen, sich ergänzenden oder bekämpfenden Einflüsse doppelter und dreifacher, an Größe, Masse, Farbe, Hitze und chemischer Zusammensetzung verschiedener Sonnen für um sie kreisende Planeten bedeuten, können wir uns nicht vorstellen. Ein solcher Planet, der nur um 2 Sonnen läuft, beschreibt schon eine höchst merkwürdige, sechsfach verschlungene Bahn, indem er sich bald der einen, bald der anderen mehr nähert, bald um beide große Ellipsen beschreibt. Damit sind stets wechselnde Tage und Jahre, und wenn Monde vorhanden, auch solche Monate gegeben. Ungeheuer kompliziert ist dort der Kalender, und weit tiefer und vielseitiger als wir müßten dortige Wesen das Gesetz der Zeit erfassen. Aber wie erst auf Welten, die um Gruppen von zahlreichen Sonnen kreisen, wie

wir sie in den Plejaden, der Gluckhenne und anderswo sehen? Einige Sonnen fliegen verhältnismäßig langsam und ehrfurchtsvoll in vielen Jahrtausenden um ihre entfernten Gebieter, so eine in 23000 Jahren, rascher schon andere; aber auch eng umschlungen, im heißen Atem ihrer Hauptsonne erglühend, wirbeln solche Feuerwelten in einem Jahr von nur wenigen Stunden, in rasendem Flug, in verzehrendem Leben, umeinander herum. Wir wissen jetzt, daß Algol, dieser Stern zweiter Größe im Kopf der Medusa, aus zwei gewaltigen Sonnen besteht, von denen eine weniger leuchtend, doch schon bedeutend größer ist als unsere Sonne und sich in einem Abstand von nur 700000 Meilen um eine über zweimal größere in 64 Stunden dreht! Welche Masse, welche Schnelligkeit! Diesem Satelliten, der in 2 Tagen 16 Stunden sein Jahr vollendet, erscheint seine Sonne, die ihm dreißigmal näher steht als uns die unserige, so groß, daß sie über die Hälfte des Himmels einnimmt! — Von derartigen, engverbundenen Zwillingen kennen wir schon ein Dutzend. So dreht sich Spica (α der Jungfrau) in 4 Tagen 19 Minuten um ihren unsichtbaren Begleiter, beide zusammen so schwer wie 770000 Erden! Und noch schnellere Umdrehungen kommen vor. So soll U. Ophiuchi in 20 Stunden, der Stern *f* Anthiae aber, von Chandler in Washington u. a. beobachtet, gar in nur 7 Stunden 47 Minuten sich um seinen Begleiter drehen! Hier haben die irdischen Worte: schnelle Bewegung, Geschwindigkeit, eilen, fliegen, keinen Sinn mehr! Aus dieser ganz unfaßlich schnellen Umdrehung schließt die mathematische Berechnung, daß entweder diese zwei Sonnen so schwer sind wie Gold, — vielleicht aus flüssigem Gold bestehen? — oder daß sie sich berühren, wie Hanteln aneinander angewachsen! Also Wunder über Wunder! — Der 1892 neu erschienene Stern im Fuhrmann aber zeigt die 2 Spektra von

2, mit einer Geschwindigkeit von 125000 Meter in einer Sekunde voneinander sich entfernenden Weltkörpern, wovon der eine die gewöhnlichen Linien der Fixsterne, der andere die des brennenden Wasserstoffs zeigt. Also ein Zusammenstoß oder Aneinanderstreifen von zwei Welten, wobei die dunklere, vielleicht eine schon erloschene Sonne oder ein riesiger, bewohnter Planet, in Brand geriet, und nun in Flammen gehüllt durch den Raum rast!

Und wieder andere Sonnen sehen wir am Himmelszelt, in weite, viele hundert Millionen von Meilen hohe Atmosphären eingehüllt, ein Revier, ein Luftkreis, wo vielleicht mächtige Wesen mit unermeßlichen Schwingen Millionen von Meilen in einer Zeit, die uns Jahrhunderte dünkte, auf- und abschweben, ihre Sonne umfliegend, den Schöpfer und Herrn der Sonnen preisend, Kraft aus seiner Kraft, Licht von seinem Licht schöpfend, in seiner Macht laut aufjauchzend, sein Lob einander mit welterschütterndem Donner zurufend, mit Kräften spielend, die unser Erdchen im Nu vernichteten!

Anders noch sind die planetarischen Nebel, leuchtende, runde Scheiben von ungeheurer Größe, die in gleichmäßigem, stetem Licht erglänzen; so der mit H IV. I. bezeichnete Lichtglobus, von dem Flammarion nach seinem scheinbaren Durchmesser berechnet, daß er mindestens 338 Quadrillionen, 896 Trillionen 800000 Millionen mal größer ist als die Erde! (Les étoiles, S. 437.) Ein fast unendliches Meer von sanftem, bläulichem Licht! Und was sonst noch? Etwa ein Weltall ewigen Friedens ohne Nacht, noch Änderung, noch Kampf?

Ein anderes Bild bieten uns die veränderlichen Sterne. Unaufhörlich, in kurzen oder in langen Perioden, in wenigen Tagen oder in Jahrtausenden, atmen sie ein und aus; bald

lodern sie auf, und das Feuer facht sich von selber an zu tausendfacher Glut, bald lassen die Flammen nach; es erlahmt die geheimnisvolle Kraft, und der Stern erblaßt langsam oft bis zum kaum noch sichtbaren Punkt, um daraufhin wieder allmählich stärker zu leuchten. So variiert x Cygni gar um 9 Größen — gibt also im Maximum seiner Helligkeit 4600mal mehr Licht als im Minimum. Welcher Wechsel des Lichts und sicherlich auch der Wärme für die diese Sonne umgebenden Welten! Je genauer wir die Sterne beobachten, desto mehr veränderliche finden wir; ja es ist möglich, daß die meisten Sonnen am Himmel eine regelmäßig ab- und zunehmende Menge von Licht und Wärme ausstrahlen. — Ist die Eiszeit, die einen großen Teil Europas und auch der anderen Weltteile mit Gletschern bedeckte, nicht einer Veränderlichkeit unserer Sonne zuzuschreiben? — Aber woher solche Veränderungen? Wer schreibt solches Gesetz diesen selbständigen Lichtfürsten vor, und warum schlägt ihr Herz bald so stark, bald schwächer? Ist dieses unbegreifliche Ab- und Zunehmen der Kraft auf Sonnen und Weltallen schon der Pulsschlag der Gottheit?

Andere Sonnen leuchten trübrot; große undurchsichtige Flecken bilden sich langsam auf ihrer Oberfläche und drohen sie in todbringender Zusammenziehung zu überkrusten. Aber immer wieder, bei manchen schon nach Erdenwochen, bei anderen nach Jahren und Jahrhunderten regen sich die inneren Kräfte; es tobt der gefangene Feuerriese, welcher fühlt, wie die Schlacken immer enger sich um ihn legen; da brechen mit furchtbarer Wut rote Flammen Millionen von Meilen hoch aus, in tausendfachem Licht erglüht die zürnende Sonne, und es erzittern die umgebenden versengten Welten, bis der Zorn vorbei und der erschöpfte Koloß sich einstweilen beruhigt, um bald wieder vergeblich gegen die wachsende Erstarrung verzweifelnd sich zu

wehren. Es ist, als ob hier finstere Dämonen geschäftig immer stärkere Fesseln des harten Stoffs und der Nacht um einen gefallenen Lucifer legten, bis er ganz in Bande der Finsternis geschlagen, nur noch im heißen Herzen Jahrtausende hindurch heimlich grollend fortglüht. Und endlich hört auch dieses Herz zu schlagen auf. „Ohne Zweifel," sagt Flammarion, „gibt es im Weltraum viele erloschene Sonnen, riesigen, schwarzen Kanonenkugeln gleich, um die eben solche finstere Massen sich immer noch drehen, kalt, erstorben, unsichtbar!"

Aber andere Sonnen erheben sich siegreich zu immer schönerem Leben. Den Windeln der Weltnebel, durch die sie kaum sichtbar schimmerten, entschlüpft, nehmen sie rasch an Kraft und Licht zu, strahlen hell und warm weithin im Raum, und auf ihren Planeten entsteht reiches Leben; und die Morgensterne jauchzen und die Söhne Gottes loben Gott ob dieser neuen Schöpfung. (Hiob 38, 8.) Und wer dieses Sonnenleben im Geist schaut, wird von Sehnen ergriffen, und ihn dünkt die Erde mit ihren kleinen, wenn auch noch so hübschen Pflänzchen und Tierchen und mit ihren stofflich auch kleinen, geistig unfreien Menschen gar klein und gering und das Erdenleben langsam, träge und matt, kraft- und leblos; und er sehnt sich nach einem Leben, worin er nicht mehr Sklave, sondern Herr des Stoffes in und um ihn sei, und nicht mehr stets des äußeren Lichts bedürftig, sondern selbstleuchtend wie die Sonne und selbst Mittelpunkt und Erzeuger von weltbewegenden und befruchtenden Kräften; ein Abbild Jehovas.

Nach welchem Plan, nach welchem Grundgedanken, in welcher Ordnung bewegen sich diese Millionen von so ver-

schiedenen Sonnen? — Auf diese Frage fehlt bisher jede Antwort. — Während im Sonnensystem sämtliche Planeten in größter Ordnung in nahezu derselben Ebene, in gleichen Kurven, in Abständen, die ein Gesetz der Regelmäßigkeit durchblicken lassen, alle nach derselben Richtung sich bewegen, ist am Sternhimmel von Einheitlichkeit nichts zu merken. Diese Sonnen fliegen, eilen, die einen schnell, die anderen langsamer, dahin und dorthin in allen möglichen Richtungen; die einen entfernen sich von uns, die anderen stürzen auf uns zu, einige scheinen in gerader Linie sich zu bewegen, andere in Kurven, ein wahres Chaos und ein Wirbel von abgeschossenen Pfeilen. Dabei segeln große Sonnen mitunter langsam dahin, kleine Sonnen manchmal schnell. Als der schnellste war der sich in gerader Linie bewegende kleine Stern Nr. 1830 Groombridge bisher bekannt, der sieben Millionen Stunden täglich zurücklegt! Aber durch die Photographie haben wir nun Kunde von einem noch kleineren (8.—9. Größe), am südlichen Himmel, der noch viel schneller zwischen den Sonnen hindurch fliegt. Diese Sterne scheinen, aus einem anderen Universum kommend, das unserige auf ihrem Weg nach unbekannten Unendlichkeiten nur zu durcheilen!

Und doch sehen wir in der Milchstraße Millionen von Lichtwelten sich ablagern, und unser Sternweltall scheint eine abgeplattete Linse zu bilden, von der ein Ring, eben diese Milchstraße, zur Hälfte sich losgerissen hat.

Und in den entferntesten Tiefen des Weltraums, mitten durch die Sonnenscharen unserer Sternenwelt, sehen wir kleine, kaum noch sichtbare Wölkchen und Nebelfleckchen; es sind andere Sternenstaaten, die nicht unserem Weltall angehören. Dort werden, wie im Nebelfleck der Jagdhunde, seit Äonen Tausende von Sonnen von unerklärlichen, furchtbaren Kräften wie Staubwolken nach allen Richtungen um ein geheimnisvolles Zentrum

geschleudert, wie Funken von einem Feuerrad hinausgesprüht! — Was mag Gott dort für große, unbekannte Schöpfungsworte gesprochen haben?

Diese Hülle und Fülle von Welten umfaßt alle der Weltraum, Gottesraum. Von diesem haben wir oft den Begriff, er sei eine Leere, nur dazu geschaffen, damit die Dinge und die Weltkörper darin Platz hätten. Er ist aber vielmehr die allgebärende Mutter des Alls. Trefflich nennt ihn der Seher: „Die Ausdehnung deiner Stärke" oder „Den Raum deiner Kraft!" (Ps. 150, 1.) Gottes Kraft! Denn daß dieser Raum in der Tat unzertrennlich ist von Kraft und von Kräften, sagt uns unsere ganze Naturerkenntnis. — Einen leeren, also toten Raum gibt es nicht; das wäre ein Etwas, in dem kein Gott. — Er ist vielmehr ein Ozean von Äther, ein Meer von unbegreiflichen, prächtigen und furchbaren Kräften, deren eine das Licht, aus welchen Kräften sich die wie Fische in ihm schwimmenden Weltkörper nähren, ohne deren Fluten sie einander unbekannt, unsichtbar, voneinander nicht mehr angezogen, nur noch ein Chaos von unbeschreiblichen, gesetzlosen, sinnlosen Dingen wären. Nur ein Kubikmeter wahre, absolute Leere in diesem Weltraum, an der sich diese Fluten brächen und niederprallten, und die Harmonie des Ganzen wäre dahin. Das wäre ein Stück Nichts in Gottes Leiblichkeit, ein Stück Zufall in seinem Tun, in seiner moralischen Weltordnung!

Was sind aber diese, alles was da ist durchflutenden, durchdringenden, verbindenden und lebendigmachenden Kräfte? — Sie sind die sieben Geister Gottes, die Johannes als sieben Feuerflammen vor dem Thron brennen sah. Verschieden sind sie, sonst wären sie nicht sieben. Aus ihrem freudenreichen Auf- und Überwallen, aus ihrem ewigen, göttlichen Spiel entsteht die Welt der unendlichen Erscheinungen. Weil stets in

dieſem Spiel die eine oder die andere noch höher wallt, wie die rauſchenden Waſſer eines mächtigen Geyſers, und in Wonne und Macht höher ſprudelt, deshalb iſt es in Gottes Schöpfung nicht an einem Ort wie am anderen. Deshalb ſieht der Sternkundige am Himmelszelt unermeßliche Räume, da faſt nur Nebelflecken, zahlreich wie die Schafe einer Herde, durch die Ewigkeiten wandeln, andere aber an doppel- und dreifachen Sternen überreich; in anderen verändern ſtets die Sonnen ihr Licht, noch in anderen fliegen einſam und voneinander entfernt große Sonnen. Und alle dieſe Kräfte ſpielen ineinander über, zeitlich und räumlich; alle dieſe Welten ſind und leben und weben in demſelben Gott.

Bis wohin erſtreckt ſich dieſer krafterfüllte, geſchöpfliche Raum? Iſt er unendlich wie Gott? Wer könnte es faſſen? Iſt er endlich, was fängt dort an, wo er, wo der Raum aufhört? Wie groß iſt die uns ſichtbare Schöpfung? Was iſt jenſeits dieſes Univerſums, dieſes ſich vielleicht in vielen hundert Millionen oder Billionen von Jahren um ſeinen uns unbekannten Mittelpunkt drehenden Alls und Eins? Iſt es von Mauern und Wällen der Nacht umzäunt, von einer äußerſten Finſternis, durchwühlt nicht mehr von Kräften des Lebens, ſondern des Todes, nicht Gottes ſondern Satans, eine andere Welt, von der Gott ſich abgewendet hat? — Das ſind Fragen, die der Menſch wie viele andere, das Unendliche betreffende, wohl aufſtellen, aber hienieden nicht beantworten kann.

Von jeher hat auch die Frage die Menſchen bewegt, ob dieſe Lichtwelten am Himmelszelt zu uns in irgend einem Verhältnis ſtehen, ob ſie kalt und gleichgültig für unſer

Dasein, unser Elend und unser Glück dahin fahren, oder ob ein dem Erdgeborenen noch verborgenes, höheren Wesen und Geschöpfen Gottes aber klares und lichtes Band der Wirkung und Rück- und Gegenwirkung alles Geschaffene umschlingt und so von diesen Welten nicht bloß Licht- und Wärmewellen, sondern auch Fluten von noch unerkannten Lebenskräften und geistigen Effluvien uns zufließen.

Unsere jetzige Naturerkenntnis bejaht entschieden eher als nicht diese Frage. Schon daran denken wir zu wenig, daß wir und alle irdischen Organismen von den Einflüssen und Kräften der Himmelskörper leben, welche die atmosphärischen Einflüsse bewirken. Ohne Sonne kein Wind, kein Kreislauf der Gewässer, kein Regen noch Sonnenschein, noch Licht. Die von ihr nicht befruchtete Erde wäre tot, könnte nicht gebären. Was für Einflüsse der so nahe Mond auf Organismen und Wachstum ausübt, wissen wir nicht; wissen überhaupt vom Wachsen so wenig, daß wir nicht verstehen, warum die Pflanze der Sonne, die Wurzel aber der Tiefe zustrebt. Ist aber die Fieberglut in unseren Adern, die Kraft in unseren Muskeln, Nerven und Hirn, wie Tyndall schön nachgewiesen hat, nur umgesetzte Sonnenwärme, und verdanken wir, wie höchst wahrscheinlich, die Elektrizität der Sonnenbestrahlung, so leben wir ja vom Astralleben unseres Hauptgestirns. Unsere ganze Botanik weiß nicht (worauf Linné die Blumenuhr aufgebaut hat), kraft welcher siderischen, zunächst durch die Stellung der Sonne begründeten Einflüsse manche Blumen schon frühmorgens, andere um 8 oder 10 Uhr oder am Mittag, die Nachtschöne erst um 7—8 Uhr abends, und die prächtige Königin der Nacht nur um Mitternacht blüht. — Auch mancher Mensch hat an sich eine bestimmte Einwirkung und Charakteristik der verschiedenen Tagesstunden bemerkt, und ebenso der Monate, wie Schopenhauer

schreibt: „Jeder Monat hat einen eigentümlichen, vom Wetter unabhängigen Einfluß auf unsere körperlichen Zustände, ja auch auf die geistigen."

Es war keine Einbildung, daß beim alternden Goethe, dieser feinfühligen Natur, die Kräfte und die geistige Spannkraft vom Anfang des Winters an bis zum kürzesten Tag abnahmen, von diesem an aber wieder zunahmen, so ganz auffallend nach Eckermanns Bericht am 21. Dez. 1823. So gibt es beim Herannahen der Nacht Dämmerungsepochen, von Geisteskranken, Morphinomanen und Cocaïnomanen gefürchtet, welche die Psychiater „die hypnagogischen Perioden" nennen.

Daß der Mond, wie an Ebbe und Flut und anderem zu sehen, uns affiziert, ist sicher; daß Venus und Mars und Jupiter es, wenn auch in weit kleinerem Maße, tun, und z. B. die Erde in ihrer Bahn beeinflussen, ist astronomisch nachgewiesen. Nach E. Legst (Petersb. Observat.) wird der periodische Gang der Magnetnadel und auch die mittlere westliche Deklination durch die Annäherung aller Planeten vergrößert, mit Ausnahme von Merkur. — Warum nicht durch diesen allerschwersten? — So rückt die so interessante Erfindung des Telegraphierens ohne Draht einem den Gedanken nahe, daß die Nordlichter, diese prächtigen, elektrischen Effluvien der Erde, eine beständige telegraphische Verbindung der Terra zunächst mit ihren Geschwistern Venus und Mars bedeuten. Daß endlich ferne Sonnen wie Sirius und Vega nicht gänzlich außer Beziehung und Rapport mit uns stehen, sieht man daran, daß sie uns nicht nur Lichtstrahlen senden, die uns ihre chemischen Bestandteile, ihre physikalische Beschaffenheit und ihre Bewegungen erzählen, sondern auch meßbare Elektrizitäts- und Wärmemengen. Daß eine konsequente, an Gott glaubende Weltanschauung eine Solidarität aller Weltkörper verlangt, ist einleuchtend. Wenn

die Vorgänge auf Sirius nicht mit dem Tautropfen und dem Sandkorn auf Erden in intimen, wenn auch uns gänzlich unbekannten und unwahrnehmbaren Beziehungen stehen, dann hat nicht derselbe Gott sie geschaffen. Treffen doch alle Strahlen eines Kreises im Mittelpunkte zusammen!

„Alle Naturerscheinungen auf unserer Erde werden von allen Himmelskörpern als zeleste Einwirkung verursacht. — Unser Sonnensystem befindet sich keineswegs außer Zusammenhang mit den Millionen der übrigen Welten, sondern gleichsam mitten inne, in voller Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit, und wird von allen weiteren Sonnen durch herüberwirkende Strahlung aus der Ferne beeinflußt nach dem Gravitationsgesetz." (5 Thesen. Die Natur, Okt. 1878.)

In diesem Sinne schrieb Goethe an Schiller, als dieser ihn frug, ob er es wagen dürfte, in seinem Wallenstein die Astrologie ernst zu nehmen: „Der astrologische Aberglaube ruht auf dem dunkeln Gefühl eines ungeheueren Weltganzen. Die Erfahrung spricht, daß die nächsten Gestirne einen entschiedenen Einfluß auf die Witterung, Vegetation usw. haben; man darf nur stufenweise immer aufwärts steigen, und es läßt sich nicht sagen, wo diese Wirkung aufhört. . . . Der Mensch darf nur stufenweise immer etwas weiter schreiten und diese Einwirkung aufs Sittliche, auf Glück und Unglück ausdehnen. Diesen und ähnlichen Wahn (Glauben) möchte ich nicht einmal Aberglauben nennen." Und auf das hin räumte Schiller der Astrologie in Wallenstein die bekannte Rolle ein.

Daß diese Aus- und Einflüsse der Welten und ihre gegenseitigen Wirkungen auch geistige sind, kann nur der Materialist leugnen. Es gibt keinen Stoff ohne Kraft und keine Kraft ohne Geist. Auch das zeigen uns die Sonnenkräfte; die Tropenwelt ist eine andere als die Polarwelt.

Auch von einer anderen Seite kommen wir zum gleichen Resultat. Wenn, wie wir gesehen haben, eine biblisch gläubige und logische Weltanschauung als geistige Beherrscher dieser Welten höhere Intelligenzen voraussetzen muß, so muß sie ebenso annehmen, daß in der prächtigen, von den „Engeln der Kleinen" durch die Fürsten der Elemente und der Welten bis zu den Cherubim sich aufbauenden, streng geschlossenen himmlischen Hierarchie diese Knechte, Beamten und Minister Gottes in stetem innigstem Verkehr, in Beziehungen und Wechselwirkungen zueinander stehen und zwar derart, daß die mächtigeren und höheren, über größere Welten und Weltenkomplexe gestellten ihre Untergeordneten leiten und führen und ihnen Einflüsse der Macht und der Weisheit zukommen lassen. Auch hier eint und vereint der Glaube, wo der Unglaube und der Kleinglaube trennt, die Unwissenheit Beziehung und Entsprechung leugnet und anstatt einer einheitlichen Welt sich nur ein Gewirre und Chaos von Unzusammenhängendem vorzustellen vermag.

Indessen bleibt es freilich sehr fraglich, ob wir je diese himmlischen Einflüsse richtig erkennen werden, und die in England und Frankreich wieder auflebende Astrologie wird stets in gewagte und unhaltbare Spekulationen verfallen.

Die Bibel aber malt in der maßvollen und knappen Weise, womit sie über das, was nicht zur Erlangung der ewigen Seligkeit gehört, zu sprechen pflegt, nur mit scheinbar flüchtigen und doch treffenden Pinselstrichen eine solche Einheit, eine solche Solidarität aller Welten. Auch die Weltkörper spielen eine Rolle in ihrer Weltanschauung; sie läßt sich nicht auf ihre Bedeutung an sich und für sich ein; wohl aber erwähnt sie in nicht mißzuverstehender Weise ein Mittun dieser

himmlischen Körper bei den nach göttlichem Weltallsplan sich entwickelnden irdischen Ereignissen. „Zu Zeichen" für uns, nicht bloß zur Beleuchtung, sind Sonne, Mond und Sterne da; (s. Gen. 1, 14). Tritt Christus in die Welt, so meldet ihn der Stern, und die Weisen verstehen diese Sprache der Gestirne. Beim Tod Christi verfinsterte sich die Sonne. Wie sie am Tage des Gerichts rot wird wie Blut und die Menschen mit ihrer versengenden Hitze strafen wird, so soll sie an dem Tage, da der Herr die Wunde der Tochter Zions verbinden wird, siebenmal heller werden (Jes. 30, 26). Einen noch direkteren Einfluß der Gestirne deutet die Stelle an: „Vom Himmel ward wider sie gestritten; die Sterne in ihren Bahnen stritten wider Sissera!" (Richter 5, 20); und: „Kennst du die Gesetze des Himmels, oder bestimmst du seine Herrschaft über die Erde?" (Hiob 38, 33); und ebenso: Hiob 38, 31, was auch mit „Wonne des Siebengestirns" und „Kräfte des Orions" von Kennern des Hebräischen übersetzt wird. Endlich spricht Christus von der letzten Zeit: „Es werden Zeichen geschehen an der Sonne und an Mond und Sternen. Und die Menschen werden verschmachten vor Furcht, denn auch der Himmel Kräfte werden sich bewegen." (Luc. 21, 25. 26.) Und auch die Offenbarung erwähnt viele „Zeichen am Himmel".

So ist es ein schöner und großer Gedanke — und das Schöne und Große ist göttlich, und weil göttlich, wahr, wenn wir es auch nicht richtig ausdrücken —, daß nicht nur aus weiter und weitester Ferne solche Kräfte und Einflüsse uns zuströmen, sondern daß auch wir, mit unserem Leben und Kämpfen und Wirken, mit den einzelnen Kräften unserer Seele und unseres Tuns im Guten und im Bösen, auch Wellen, Fluten im Weltäther, geistige Beiträge zum Glück und Unglück anderer Welten uns unbewußt bewirken.

Soviel aber wissen wir gewiß, daß in dem Ätherozean, in dem diese Welten und auch wir schwimmen, Lichtbilder unaufhörlich von ihnen und von uns entstehen, die nie vergehen. „Im Äther," lehrten die ägyptischen Priester, „sind die Archive der Götter." Wundervolle, durch die moderne Wissenschaft bestätigte Intuition!

Jeder beleuchtete Körper, von den leuchtenden brauchen wir es nicht zu sagen, strahlt im Äther sein Bild zurück, das lehrt uns die Photographie, und sie lehrt auch, daß im finsterſten Keller noch genug Lichtstrahlen dazu vorhanden sind. Weil diese Bilder sich in unserem Auge abspiegeln, sehen wir die Gegenstände; nicht unser Blick geht hin, oder unser Auge verfertigt sich aus Lichtstrahlen ein Bild; sondern Lichtbilder fluten uns zu und sie, nicht die Körper sind es, die wir sehen. Aber auch selbst der Blitz, auch eine Ätherwelle, braucht Zeit, um aus der Höhe die Erde zu erreichen, und wäre es nur $\frac{1}{100\,000}$ einer Sekunde. So sehen wir die Sonne aufgehen erst acht Minuten später, nachdem sie wirklich aufgegangen, weil ihr Lichtbild erst nach acht Minuten in unser Auge gelangt; vom Planeten Neptun brauchen diese unaufhörlichen Lichttelegramme zirka 2 Stunden, vom nächsten Fixstern $3^1/_2$ Jahre, vom Polarstern 33, von der schönen Sonne Alcyone in der Gluckhenne an 500 Jahre; das nennt man „Lichtzeit". Daraus folgt schon fürs erste, daß in diesem Buch des Lichts alles, auch das Kleinste aus der Weltgeschichte und aus deinem und meinem Leben, abkonterfeit, photographiert steht und sich unaufhörlich mit Blitzesschnelle im unendlichen Raum verbreitet. — Aber nicht genug der Wunder! — Auch ein Telegramm gibt mir nicht Nachricht vom Gegenwärtigen, und heißt es von einem kranken Freund: „Liegt im Sterben!" so kann er doch, wenn ich das lese, schon tot sein. Ebenso mit diesen Lichttelegrammen aus allen Teilen des Weltalls!

So könnte der Polarstern vor 30 Jahren erloschen sein; sein Lichtbild oder die Lichtbilder von ihm, die noch unterwegs sind, würden doch erst in drei Jahren anzukommen aufhören, wie die täglichen Briefe eines Mannes an seine Frau aus Australien noch sechs Wochen lang nach seinem plötzlichen Tode täglich einträfen. Wir sehen also am Himmel nicht die Gegenwart, sondern die Vergangenheit; so bei entfernten Sternnebeln ihre Form vor Jahrtausenden. — Wie sehen sie jetzt aus? Das werden zukünftige Erdbewohner erst in zehn- und hunderttausend Jahren (?) erfahren, und selbst der Blitz könnte es uns aus solcher Ferne nicht schneller melden.

Aber auch das umgekehrte Bild ist und bleibt ebenso unanfechtbar wahr. Sehen wir von der Erde aus die Vergangenheit der Sterne, so sieht man von den Sternen aus die Vergangenheit der Erde. Die Photographien der Terra und ihrer Bewohner aus dem Jahre 1880 sind schon auf der Sonne 4 Centauri angekommen und fliegen jetzt zwischen dieser Sonne und dem Polarstern, wo sie erst in acht Jahren ankommen werden, eine untrüglich illustrierte Zeitschrift für wahrhaft Gebildete. Auf anderen Welten mögen andere Wesen am Erdbild Luthers Auftreten mit Begeisterung verfolgen; von manchem Stern der Milchstraße kann man die Menschheit in der Sündflut untergehen und Noah auf dem Ararat aussteigen sehen; von anderen endlich Adam im Paradies und von noch entfernteren die Erde in Finsternis wie in Windeln eingehüllt (Hiob 38, 9). — Und was sieht man von uns auf den nach Herschel 30 Millionen Lichtjahre entfernten Sternnebeln? — Nichts! oder höchstens einen schwachleuchtenden Nebel, von dem etwaige dortige Astronomen wissenschaftlich feststellen, daß hier kein organisches Leben, noch Leben überhaupt möglich sei. — Das Weltall existierte damals ohne uns, und auch die Engel und

die Teufel! „Am Anfang schuf Gott die Himmel.“ Wer weiß, wie viele Äonen möglicherweise zwischen dem Erschaffen der Himmel und dem der Erde verflossen sind?

Höhere Wesen, wie es deren sicherlich wenigstens auf einzelnen der 120 Millionen Sonnen und ihren Riesenplaneten gibt, und die aufmerksam und teilnehmend, vielleicht mächtig ergriffen, die Schicksale unserer kleinen Erde und auch unsere persönlichen in der täglichen Zeitung des Lichtstrahls lesen, brauchen, um darin eine Seite aufzuschlagen, nur vor- oder rückwärts genügend schnell sich zu bewegen; kommen sie uns entgegen, so sehen sie die neuere Erdgeschichte, treten sie zurück, die Vergangenheit. Und vielleicht müssen sie dazu sich nicht einmal bewegen. Schon unsere Augen sind so gebaut, daß sie sich der Nähe wie ein Mikroskop, der Ferne wie ein Fernrohr anpassen. Warum soll das nicht bei ihnen in weit höherem Maße der Fall sein? Dann würden kaleidoskopartig, und nach ihrem Belieben langsam oder blitzschnell die Bilder wechseln, und sie könnten in kürzester Frist dich und mich, Karl den Großen, Alexander, Noah vom Kind zum Mann samt ihrem ganzen Tun anwachsen sehen; aber ebensogut das Bild fixieren und es mit Behagen in den Millionen seiner mikroskopischen Einzelheiten studieren.

Das sind einige irdische, wenn auch wahre Vorstellungen vom Licht. Gibt es auf millionenmal größeren Welten millionenmal höhere Wesen, so sind ihre Sinne und folglich auch ihre Vorstellungen ebensovielmal über die unserigen erhaben. — Wir werden uns im zukünftigen Leben kaum über etwas mehr wundern, als über die Ärmlichkeit, Armseligkeit und Beschränktheit unserer ehemaligen irdischen Sinne und Anschauungen! Es gibt kaum eine Verheißung, die uns Christen so oft in verschiedener Form wiederholt wird, als die, daß uns

einſt als Kindern des Lichtes und eines Vaters, in dem keine Finſternis iſt, das ewige Licht in Ewigkeit leuchten ſoll, ja daß wir ſelber „wie die Sonne leuchten“ dürfen. Welche Wunder des Lichts werden wir da um und in uns bewundern!

Auch die Frage, ob dieſe herrlichen Geſtirne und Weltkörper bewohnt, ob auf einigen, ob auf allen ſich Weſen finden, die wie wir leben und ſterben, wollen und fühlen, fürchten und hoffen, hat von jeher die denkenden unter den Menſchen beſchäftigt, und ſie wurde von jeher ebenſo begeiſtert bejaht, wie fanatiſch verneint. Schon die Alten ſprachen von den „Sphären der Seligen“, und der geniale Giordano Bruno wurde von der Inquiſition zum Teil wegen ſeiner Lehre „der bewohnten Welten“ verbrannt. Swedenborg und heutzutage manche Somnambulen beſchreiben ihre Reiſen auf verſchiedene Planeten und Sterne, und ihre mehr oder weniger erbaulichen, meiſt im Widerſpruch mit den Tatſachen der Naturwiſſenſchaft und der Aſtronomie ſtehenden Mitteilungen finden ſelbſt unter dem Landvolk vielfach Verbreitung; ein Beweis, daß dieſe Frage zu denen gehört, die den Menſchengeiſt nicht ruhen laſſen. Bis vor 100 Jahren war ihre Beantwortung mehr Sache der jeweiligen Individualität. Idealiſten ſchwärmten für allgemeine Bewohnung des Weltalls; trockene Vernunftmenſchen verlachten dieſe Anſicht als eine unerwieſene und im beſten Fall zweckloſe, und Engherzige behaupteten gar, ſie ſtehe im Widerſpruch mit bibliſchen Lehren!

Die neuen Fortſchritte der Aſtronomie, insbeſondere die Spektralanalyſe und die dadurch bewieſene Gleichheit des Stoffes, ſowie das Geſetz der Gleichwertigkeit der Kräfte, haben uns belehrt, daß wir in einem einheitlichen, aus gleichen Stoffen

zusammengesetzten und von denselben Kräften belebten Weltall leben. Damit war zugleich in der uns beschäftigenden Frage ein großer Schritt getan.

Mancher Christ denkt sich die Weltkörper als ungeheure, aber tote Stoffmassen, und die Frage, ob sie bewohnt sind oder nicht, ist für ihn gleichbedeutend mit der Frage, ob es Gott sozusagen zufällig gefallen habe, darauf einige lebende Wesen zu werfen oder entstehen zu lassen, deren Aussehen und Gestaltung in keinem notwendigen Zusammenhang mit dem von ihnen bewohnten Weltkörper stehe; und auch von der Erde meint er, Pflanzen kommen nur deshalb auf ihr vor, weil Gott am dritten Schöpfungstage befohlen habe, daß solche wachsen, und nur deshalb sei sie von Menschen bewohnt, weil es Gott am sechsten Tage einfiel, den Menschen zu schaffen, den er ebenso gut auf den Mond oder auf den Jupiter hätte setzen können. Nun ist freilich Gottes Wille der Urgrund alles Bestehenden und sein lebendig machendes Wort war es, welches in den Schöpfungstagen organische Wesen nacheinander ins Leben rief; aber dieser Gott ist nicht ein deus ex machina, der nach plötzlichen Einfällen sprungweise schafft, was ihm eben einfällt. Sondern wie schon auf Erden der große Mann und Künstler streng nach den Regeln der Kunst und dennoch mit genialer Freiheit Meisterstücke wie spielend schafft, so und unendlich höher und tiefer hat Gott seine Schöpfung mit absolut freiem schöpferischen Willen und dennoch mit vollkommener Logik, mit einer im göttlichen Denken begründeten, mathematischen Notwendigkeit, auf ursprünglichen göttlichen Prinzipien aufgebaut.

So spricht unser gesamtes Naturerkennen dafür, daß das organische Leben auf unserer Erde nicht als eine willkürliche, von diesem Weltkörper unabhängige Erscheinung aufzufassen sei. Vielmehr ist dasselbe das allerdings von Gott so gewollte, durch

Schöpfungsworte geleitete und stets höher geführte Ergebnis aller auf Erden wirkenden physikalischen, chemischen und sonstigen, seit Anbeginn vom Schöpfer in den Stoff gelegten Kräfte; dieses Leben ist sozusagen die Essenz und der Lebensextrakt dieser Welt. Ihre höchste Blüte und Spitze ist der Mensch; und insofern ist er auch schon logisch und natürlich der Herr dieser Schöpfung, als er ihre Kräfte und Grundprinzipien in sich schließt.

So hat Gott umgekehrt schon bei Erschaffung der Erde in diese Welt die Grundzüge der höchsten auf ihr vorkommenden Persönlichkeit, des Menschen, gelegt. Der Mensch verhält sich zur Erde, wie die Frucht zum Baum. Wie die Frucht alle Essentien des Baums in sich trägt, was schon daran zu sehen, daß aus ihr der Baum wieder wird, so ist der Mensch eine Erde im kleinen, und zugleich Resultat und Extrakt aller ihrer Kräfte.

Sehen wir nun auf anderen Planeten allerlei Beweise vom Walten und Schalten ähnlicher Kräfte; bieten z. B. Venus und Mars über tausend Analogieen mit der Erde, so entsteht eine mehr als tausendfache Wahrscheinlichkeit dafür, daß diese Kräfte als Resultat auch wenigstens die Anfänge organischen Lebens, Kristalle jedenfalls, aber warum nicht auch etwa Bazillen oder Diatomeen, Moose oder Meeresalgen, erzeugt haben? Spricht doch Gott am Anfang: die Erde bringe hervor; warum sollen diese Erden nicht auch hervorbringen? und wenn einmal niedrige, warum nicht auch allmählich höhere Organismen und schließlich kraft der göttlichen Mitwirkung einen höchsten Marstypus, den wir auch den Marsmenschen nennen können, obgleich er sicher nicht wie ein Mensch aussieht?

Damit ist gesagt, daß die Frage: Ist der oder der Weltkörper bewohnt? eine, wenn auch für den kleinen und nur in

der kurzen Gegenwart lebenden Menschen natürliche, so doch einseitige ist. Nicht darum handelt es sich, ob ein Weltkörper in diesem Augenblick bewohnt ist, sondern ob er derart veranlagt ist, daß er im Laufe der Zeiten, entweder vor Jahrtausenden oder jetzt oder erst nach Jahrtausenden, Organismen erzeugen oder beherbergen kann. Ist er bewohnbar, so ist es seine Bestimmung, bewohnt zu werden, und er wird sie erfüllen oder hat sie schon erfüllt. Zunächst aber, wieder nach Analogien zu schließen, ist er nicht „bewohnt", sondern vorerst „belebt!"

So hätte eine genaue astronomische Beobachtung von seiten anderer Planetenbewohner einst unsere Erde als durchaus unbewohnt und auch als ganz unbewohnbar erkannt, als sie „wüst und leer" durch den Raum fuhr und in langen göttlichen Tag- und Nachtepochen unter furchtbaren vulkanischen Umwälzungen eine glühende Granitdecke sich bildete. Wurde sie aber „bewohnt", als mehrere Millionen Jahre später zuerst elementare Pflanzengebilde, niedrig stehende Algen, im damaligen seichten Weltmeer entstanden? Oder ward sie es erst, als die unübersehbaren Wälder der Steinkohlenzeit das flache, sumpfige Land bedeckten? Oder datiert ihr Bewohntsein erst vom Erscheinen der mächtigen Saurier, oder der vorsündflutlichen Mastodonten? Oder endlich, wollen wir sie als bewohnten Weltkörper nur von Erschaffung des Menschen an gelten lassen? — Wie man sieht, läßt diese Frage verschiedene Antworten zu.

Was die Bedingungen der Existenz auf den Planeten betrifft, so pflegten früher ängstliche Naturforscher uns vorzurechnen, wie es auf dem Merkur unerträglich heiß, auf dem Saturn und Neptun schauerlich kalt, und wie nur die Erde zum gemütlichen Wohnen eingerichtet sei. Wir sind jetzt infolge weiterer Erkenntnis weitherziger geworden. So wissen wir zwar, wie Mädler bemerkt, wievielmal mehr Licht und

Wärme Merkur von der Sonne empfängt als wir, aber wir wissen nicht, ob er auch ebensoviel stärker erwärmt wird, weil wir seine spezifische Wärme, seine Empfänglichkeit für Wärme nicht kennen, kraft deren z. B. 1 Kilo Wasser 33mal mehr Wärme braucht, um 1° wärmer zu werden, als ein Kilo Quecksilber. „Wäre," sagt Tyndall (Das Licht. Vieweg & Sohn 1876), „das Absorptionsvermögen des Kometen von 1680, der die Sonnenoberfläche beinahe streifte, genügend gering, so könnte er die Temperatur des Sternenraumes (273° Kälte) in die Sonnennähe bringen"(!), also nach Newton in einen Raum, 200° mal heißer als geschmolzenes Eisen. — Auch ein Symbol und ein geistiges Gesetz! Mitten in der Glut der göttlichen Liebe kann der Sünder eiskalt bleiben und selbst den Satan im Himmel erwärmt sie nicht. (Hiob 1.) So scheint, wie oben bemerkt, auf Mars trotz seiner größeren Entfernung von der Sonne, ziemlich das gleiche Klima wie auf Erden zu herrschen.

Aber das organische Leben erträgt ganz bedeutende Temperaturunterschiede; so schon der Mensch in Grönland und in der Sahara, in Klimaten, die um mehr als 100° differieren, ein Abstand, wie er vielleicht zwischen Merkur und Neptun nicht größer ist. So tummeln sich gleichzeitig im Polareis bei — 60° Kälte (größte beobachtete Kälte: — 68° Celsius in Werchojansk, Sibirien) und in den heißen Karlsbader Quellen lustig Millionen von kleinen Organismen, Diatomeen und Bazillen.

Ebenso im Pflanzenreich. Das Steinbrechkraut, die Polarwinde und selbst zartblühende Gewächse auf Spitzbergen oder in Sibirien, halten eine mehrmonatliche Polarnacht bei einer Kälte von 30—35° Celsius gänzlich durchgefroren aus! Und von manchen Pflanzen, Moosen, Flechten und Pilzen sagt

Dr. Prantl in seiner Botanik, daß sie überhaupt nicht durch Kälte getötet werden. Professor Pictet hat nachgewiesen, daß Fische und Molche, stundenlang bei —20° Celsius zu Eisklumpen erstarrt, so daß sie mit dem Hammer sich zerschlagen ließen, wieder auflebten, und daß Weinbergschnecken in ihrem Gehäuse eine Kälte von —100° ertragen; ja eine lebte noch nach 20 Stunden bei —130°!

Ganz erstaunlich ist es, daß dagegen schon bei einer Kälte von —130° bis —150° jede chemische Wirkung, so zwischen Säuren und Metallen, aufhört. Die Moleküle, die Atome selbst dieser Körper sind erfroren, kraft- und leblos, chemisch tot! Dagegen schloß Professor Pictet Mikroben und Bazillen lange in einen harten Kristallblock aus gefrorener Luft bei —218° ein! und siehe da, diese kleinsten Wesen waren nachher so frisch und munter wie vorher! Das organische Leben überlebt also selbst den chemischen Tod des Stoffes! Welche ungeahnte Überlegenheit der Lebenskraft und Sieg des Geistes über den Stoff! Wie sollen wir uns ein solches Inkognitoverweilen des Seelchens in einer absolut erstarrten Masse denken, von der anzunehmen ist, daß sie Jahrtausende in diesem Zustande unverändert verharren könnte! — Mit solchen Tatsachen ist der Einwand, Uranus oder Neptun seien zu weit von der Sonne entfernt, also zu kalt, als daß sie bewohnt sein könnten, endgültig widerlegt.

Was aber die Wärme betrifft, so erhitzte nach Karl du Prel Doyère Rudertierchen auf 153° Celsius und trocknete sie über Schwefelsäure vier Wochen lang; sie kamen aber durch Anfeuchten wieder zum Leben! Und ebenso zeigen die Untersuchungen des Challenger, daß absolute Finsternis und ein Druck von 2500 Atmosphären, also ein 100mal stärkerer als der im Lokomotivkessel, durchaus nicht, wie früher gelehrt wurde, eine

reiche Entwicklung von zum Teil prächtig gefärbten Organismen ausschließen.

So zeigt uns die moderne Naturforschung, daß das Leben weit mächtiger, elastischer, widerstandsfähiger und auch weit verbreiteter und universeller ist, als wir es früher nur ahnten. So müssen wir, als der Weisheit und Macht des Schöpfers entsprechend, annehmen, daß dieser lebendige Gott, der mit vollen Händen auf Erden, in Luft und Wasser, selbst wo es scheinbar gänzlich zwecklos ist, unzähliges Leben spendet und dasselbe stets wunderbar den Umständen anpaßt, das auch auf anderen Welten tut, und daß deren Bewohnern auch Zustände und Bedingungen, die uns unbehaglich wären, hohen Genuß gewähren. Ja, wie man auf Erden den Helden dort sucht, wo der Kampf am heftigsten tobt, und wie dagegen anerkanntermaßen einförmige und wenn auch noch so günstige, aber nur innerhalb kleiner Grenzen schwankende Zustände die geistigen Kräfte viel mehr einschläfern als aufwecken, so wird wohl auch im Weltall der Geist dort am freiesten in kräftigen und mannigfaltigen Schöpfungen sich ergießen, wo die Naturkräfte am gewaltigsten auftreten und zugleich zwischen ihren Extremen ihm den größtmöglichsten Spielraum lassen.

Es ist nicht anzunehmen, daß Gott kolossale Welten geschaffen und mit den zum organischen Leben geeigneten Naturkräften begabt hat, um sie dann ewig unbewohnt, zwecklos, tot durch den Raum wandeln zu lassen. Es widerspricht allen Analogien, anzunehmen, daß auf Welten wie Mars in großen blauen Meeren auch nicht ein Infusorium sich tummle, daß auf seinen von Regen bewässerten Kontinenten auch nicht ein Grashalm wachse. Vielmehr fordert ein gesundes Denken, daß auch diese Weltindividuen, ein jedes in seiner Art, ein ihre ganze Entwicklung krönendes organisches Leben tragen, wie sich gerade

solcher Astronomen, die sich mit direkten Beobachtungen abgeben, oft das überwältigende Gefühl bemächtigt, auf diesen Körpern müsse reiches Leben herrschen.

Haben wir die logische Notwendigkeit der Bewohnbarkeit bewohnbar eingerichteter Weltkörper erkannt, so drängt sich uns die Frage auf: wie mag ein solches Leben beschaffen sein und was für etwaige Aufschlüsse darüber dürfen wir noch hoffen? Vergebliches Mühen wäre es zwar, herauszuklügeln, ob auf dem Mars die höheren Organismen zwei oder sechs Füße haben; oder ob die dortigen Pflanzen sich mehr dem Typus der Pilze oder der Gräser oder der Palmen nähern; denn schon auf Erden sind alle diese Formen und viele andere bei gleichen Grundbedingungen des Daseins vorhanden. Wir können also nicht direkt an die Ermittelung der dortigen Formen heran. Wohl aber können wir dadurch, daß wir zur Gewißheit darüber kommen, wie es dort nicht sein kann, und indem wir das bekannte Wort „jede Definition ist eine Negation" umkehren, zu einer gewissen Definition der dort möglichen organischen Zustände gelangen. So leuchtet es ein, daß, wie schon auf Erden, je kleiner die Zahl der mitwirkenden Faktoren, desto einförmiger das daraus entstehende Leben wird. Hätte die Erde keine Jahreszeiten, sondern genösse einen ewigen Frühling, so würde sie auch einer ganzen Welt von Erscheinungen verlustig gehen, wie der herbstlichen Färbung des Waldes, des massenhaften Blätterfallens und des Kahlstehens der Bäume, des Schnees und des Eises, kurz alles dessen, was zur Charakteristik der vier Jahreszeiten gehört. Hätte sie das Meer nicht, so ermangelte sie ebenso eines großen Teils ihrer Bewohner, wie wir dieser gesamten Offenbarung des organischen Lebens im Salzwasser, das für andere Organismen ein Gift ist. Andererseits zeigt uns ein hoher Berg sehr schön, wie durch Änderung der Faktoren

Höhe, Wärme, Luftdruck auf verhältnismäßig kleinstem Raum die mannigfaltigsten Erscheinungen sich drängen. Wie wir dagegen die bedeutungsreichen Beziehungen vom Jahr und Tag der Erde zum Menschen nicht kennen, noch wissen, warum er nach 12stündigem Tun des Schlafes bedarf, so können wir nicht ermessen, wie wichtig für einen Planeten und wie grundlegend für alles Leben darauf es ist, ob er, wie Venus keine Jahre noch Tage kennt, oder ob wie beim Uranus, sein Jahr aus 1 Tag und eine Nacht besteht, oder, wie auf Jupiter, aus 10455 Tagen.

Nehmen wir an, was einige Astronomen aus seinem Gewicht und aus anderen Umständen schließen, daß Jupiter nur aus einem grund- und uferlosen Ozean von warmem Wasser besteht, über dem dichte Wolken lagern, so wäre dies ein schönes Beispiel von einer Welt, deren Leben von großen, aber wenigen Faktoren beeinflußt ist. Von vornherein fehlen ihr nicht nur Jahreszeiten und all ihr Wechsel und ebenso alle unzähligen Landerscheinungen, sondern auch alle die, welche wie Meeresgrund, Ebbe und Flut, Küsten- und Deltabildungen, Brandung usw., ihren Ursprung im Gegensatz zwischen Flüssigem und Festem haben. Folglich könnte dieser Planet sehr wohl Organismen besitzen und zwar wie unsere Meere äußerst zahlreiche; aber die Landtypen sind ausgeschlossen und auch alle diejenigen, welche selbst im Flüssigen einen festen Standpunkt voraussetzen, wie etwa der des Madrepors und der Auster, und es blieben uns für die Grundformen des Jupiters die Typen des Fisches und des Vogels übrig, also mehr oder weniger runde, eirunde oder zylinderförmige, an den Enden mehr oder weniger zugespitzte Körper, die durch Hin- und Herbewegen geeigneter Flächen (Flossen, Schwanz, Flügel, Schwimmfüße) ihren Standpunkt verändern; also eine Welt, die, so gewaltig

auch die Faktoren Größe, Abplattung und schnelle Umdrehung sind, dennoch im ganzen und unserer Erde gegenüber ein ziemlich einförmiges Lebensbild bietet. Daß dagegen dortige Organismen eine viel größere Muskelkraft besitzen müssen, ergibt sich aus der Tatsache, daß dort fünfmal schnellere und stärkere Stürme wüten als hier.

So ist das organische Leben auf einem Planeten die logische und notwendige Folge seines Planetenzustandes. Das geistige Leben aber ist an die materiellen Zustände gebunden und von ihnen abhängig. So wenig ein sich selbst überlassener Blinder Astronomie treiben wird, oder ein Volk von Taubstummen Sprachforschung, oder ein Wüstenvolk Schiffahrt, so wenig kann sich auf irgend einem Weltkörper der individualisierte Geist nach einer Richtung hin entwickeln, nach welcher die dortigen stofflichen Zustände ihm keine Anhaltspunkte und keine Möglichkeiten bieten. So können wir mit Gewißheit annehmen, daß wenn, wie es fast den Anschein hat, Saturn nur eine luftige, allenfalls zum Teil flüssige, aber nirgends feste Welt ist, organisches Leben zwar auf derselben immerhin möglich, daß aber dortige Wesen weder Agrikultur noch Architektur treiben, noch überhaupt feste Wohnplätze kennen; aber ebensowenig Astronomie oder Geometrie, da zum Beobachten und Messen feste Punkte nötig sind. Das Gegenteil ist bei Mars der Fall; dort müssen einigermaßen entwickelte Organismen Tausende von Vorstellungen mit uns gemein haben, und darauf ist mit höchster Wahrscheinlichkeit abzuleiten, daß sie Architektur, Geo- oder Marsographie, Naturkunde, und bei ihrem meist hellen Himmel auch sicherlich mit Erfolg Astronomie treiben. Wäre der Mond mit Luft, Wasser und Bewohnern begabt, so würden, vorausgesetzt, daß diese Bewohner nicht fliegen könnten, die bis zu 100 Kilometer im Durchmesser haltenden, aber von 3 bis

7000 Meter hohen, äußerst steilen Felsenwänden umschlossenen Ring- und Wallebenen die Bildung von streng abgeschlossenen Stämmen zur Folge haben, in Sprache, Sitte und Lebensweise verschieden, die nur durch tollkühne Bergsteiger voneinander spärliche Kunde hätten. Ist das planetarische Leben der Venus wirklich das oben kurz geschilderte, so folgt daraus eine Fülle der großartigsten und gewaltigsten Eindrücke und Vorstellungen, die den Venusbewohner bei gleicher Veranlagung weit über den Menschen erheben müssen usw.

Bei wenigen Faktoren des Planetenlebens treten also wenige Typen des organischen Lebens auf, bei vielen zahlreiche; dagegen bestimmt die Größe der Faktoren der Umfang, innerhalb dessen der einzelne Typus sich ausdehnen, d. h. in zahlreichen Arten und Abarten seiner Grundzahl evolvieren kann.

Ob wir je direkte und greifbare Beweise von diesem Leben im Weltraum bekommen werden? — Vielleicht wird die Spektralanalyse, nachdem sie uns, was der kühnste Geist vor hundert Jahren nicht für denkbar erachtet hätte, im Lichtstrahl die chemische Natur seiner Quelle geoffenbart, und ob dieselbe fest, flüssig oder gasförmig sei, ja ob sie sich von uns entfernt oder sich uns nähert, uns einst auch sagen, ob die Lichtquelle eine organische oder unorganische ist, ob z. B. die rote Färbung der Marskontinente vom Boden, oder wie wahrscheinlicher, von einer roten Pflanzendecke herrührt. Und selbst stoffliche Beweise sind nicht ausgeschlossen. So suchte jahrelang Dr. Hahn in Reutlingen mit Hunderten von sorgfältig ausgeführten mikroskopischen Schliffen aus verschiedenen Meteorsteinen den Beweis zu liefern, daß in diesen Weltkörperchen, die, wie der englische Astronom Proktor annimmt, vulkanischen Ausbrüchen auf verschiedenen Planeten ihren Ursprung verdanken, zahlreiche, allerdings mikro-

skopisch kleine Versteinerungen organischen Ursprungs sich finden, die mit den Gebilden früherer geologischer Perioden auf Erden große Ähnlichkeit haben. Auch wurden in dem Meteoriten von Orgueil in Frankreich kohlenstoffhaltige Substanzen gefunden, die organischen Ursprungs scheinen. Schön wäre es, wenn einst Meteore uns sichere Kunde bringen würden, daß auch auf anderen Weltkörpern organisches Leben existiert.

Etwas anders gestaltet sich die Frage, ob die Sonnen bewohnt seien. Sehen wir von der schon oben besprochenen und durch Eliä Himmelfahrt und Worte der Schrift, wie Off. 14, 18 u. a. für uns festgestellten Tatsache ab, daß es himmlische Wesen gibt, die im Feuer wohnen und die Sonnen beherrschen, und sehen wir uns die Sache vom bloßen naturwissenschaftlich intelligenten Standpunkt aus an. Wer unter Bewohntsein die Existenz von organischen, beweglichen oder unbeweglichen Gebilden, wie unsere Pflanzen, Tiere und Menschen versteht, muß sich selbst sagen, daß derartige Wesen weder entstehen, noch eine Sekunde in solchem verzehrenden Lebensfeuer existieren könnten. Wer aber unter dem Bewohntsein der Himmelskörper sich eine für die jeweiligen Zustände zweckmäßige Verbindung von Seelen und Stoff denkt, der kann immerhin annehmen, und Astronomen wie Flammarion finden diese Vorstellung nicht ungereimt, daß die Sonnen, diese herrlichen Mittelpunkte alles Lebens, auch belebt sind, d. h. von mächtigen Wesen bewohnt, die auf andere Art als wir mit dem Stoff verbunden, eine von der unserigen verschiedene Leiblichkeit besitzen. Es gibt keinen vernünftigen Grund, warum bei Temperaturen selbst von Millionen von Graden der Geist sich nicht mit einem bestimmten Quantum von Stoff verbinden soll; vielmehr ist der Schluß logisch, daß je physikalisch lebendiger der Stoff ist, desto besser er sich zur Behausung, zur Leiblichkeit höherer Wesen eignet.

Um die Großartigkeit der Sonnenexistenz der Erde gegenüber zu kennzeichnen, sei es hier gestattet, eine wenn auch rein hypothetische Parallele zwischen derartigen Sonnenwesen und den Bewohnern der Erde zu ziehen. Die Wucht eines Körpers ist bekanntlich gleich seiner Masse, mit seiner Schnelligkeit multipliziert. Nehmen wir die oft in den Sonnenvorgängen beobachtete Geschwindigkeit der Wasserstoffmoleküle als die normale der Sonnenwesen an, so könnte ein solches, wenn es im Verhältnis zu seinem Wohnsitz über ebensoviel Stoff gebietet wie wir, über tausend mit vollem Dampf fahrende Lokomotiven mit dem rechten Arm anhalten, und die Sonne hätte für mehrere Millionen solcher Wesen Platz! Wenn sie nicht unsterblich sind, sondern auf ihrem Weltkörper ebensoviele Sonnenjahre zubringen, wie der Mensch Erdenjahre, also durchschnittlich 33, so macht das für sie immer noch bei einer Sonnenjahrlänge von, wie Astronomen annehmen, 30 Millionen Erdjahren, eine Lebenszeit von 990 Millionen Erdjahren. Aber die Vorstellung von der Länge der Zeit hängt ja ab von der Schnelligkeit des Denkens oder von der, mit welcher die Nerven eine Empfindung zu leiten vermögen. Bei der oben erwähnten, auf der Sonne am Stoff beobachteten Geschwindigkeit würden die Sonnenwesen schon vielmal schneller denken als wir, oder in der gleichen Spanne Zeit viel länger leben. Es ist aber wahrscheinlich, daß sie die dort entstehenden und nicht wie hier erst von außen hereinwirkenden stofflichen Erscheinungen des Lichts, der Wärme, der Elektrizität usw. nicht bloß wie wir als ein Resultat, sondern, sie in Einzelvorgänge zerlegend, als eine Reihe von Einheiten erkennen. Dann unterscheiden sie im roten Lichtstrahl über 400 Billionen, im violetten über 700 Billionen Vibrationen in der Sekunde und können sie zählen. Dazu müssen sie mindestens 40—70 billionenmal schneller denken als wir, oder mit anderen

Worten: ebensovieles in einer Sekunde als wir in anderthalb Millionen Jahren durchleben!

Zum Schluß noch eine Betrachtung. — Schon 1879 schrieb Lockyer in seinen Spektralstudien in der Kürze folgendes: „Es scheint, daß, je heißer ein Stern, desto einfacher sein Spektrum, und daß die Metallelemente in der Reihenfolge ihrer Atomgewichte erscheinen. So haben wir: erstens sehr helle, weißglühende Sterne, wie Sirius, Vega usw., wo Wasserstoff in ungeheurer Menge und etwas Magnesium und Kalzium sich finden: zweitens: gelbliche Sterne, wie Phöbus (unsere Sonne), Procyon, Capella mit fast allen Metallen leichteren Atomgewichts; drittens: noch weniger heiße Sterne, in deren Spektrum keine Metalllinien mehr, auf denen also alle metallischen Elemente assoziiert sind, und die nur die Spektra der Metalloide und Verbindungen zeigen. Je älter ein Stern ist, desto mehr verschwindet der freie Wasserstoff; auf Erden haben wir keinen solchen mehr." — Demnach wären vor allem die Metalloide, Schwefel, Phosphor, Brom usw. zusammengesetzte Körper, die schon auf unserer Sonne dissoziiert sind; aber auch die Metalle würden durch höhere Hitzegrade zerlegt, und auf den heißesten Sternen, in der höchsten Lebensglut, gäbe es nur noch einen Urstoff, den Wasserstoff oder einen ähnlichen. Daß auf Sirius leichte einatomige Elemente, wie Magnesium, noch vorkommen, würde nur beweisen, daß selbst auf Sirius nicht die nötige Hitze herrscht um auch diese zu reduzieren. Daß aber auf Sternen, die wie Mizar an 1700 mal oder gar wie Arkturus 550000 mal größer oder schwerer sein sollen als unsere Sonne, auch eine entsprechend größere Hitze sich entwickelt, ist durchaus wahrscheinlich.

Diese Tatsachen eröffnen uns geheimnisvolle, fast erschreckende Horizonte. Das wären also Welten, wo der Stoff sich zu fast immateriellen Atomen einer und derselben Natur ballt! — Diese unbegreiflich heißen, tobenden Sonnen wären somit die göttlichen alchemistischen Werkstätten, wo bei Temperaturen, die alle auf Erden bekannten weit übertreffen, bei ungeheurem Druck und kolossaler Spannung der Elektrizität, des Lichts, der Anziehung, kurz aller Atherkräfte, aus einem einzigen und einfachsten Urstoff alle unsere irdischen Stoffe geschmiedet und nach uns völlig unerkannten Gesetzen einem jeden seine speziellen Kräfte und Eigenschaften ausgeteilt werden. Dort werden Gold und Blei so schwer, Sauerstoff so gierig, Natrium bekommt dort seine gelben Linien im Spektrum zugewiesen, Silber seine Schmiedbarkeit und Eisen seinen Hunger nach Sauerstoff. Und auch ihre Einflüsse auf die Organismen, auf den Menschen, ja auf seine Seele, werden ihnen zuerteilt, so dem Phosphor und dem Salz, dem Jod und dem Brom ihre belebenden, reizenden, heilenden, vergiftenden Kräfte. — Ein einheitlicher Urstoff! — „Der bloße Gedanke hieran," sagt mit Recht A. Moldenhauer, „ist überwältigend. Sollte die Natur wirklich nur eines einzigen Stoffes sich bedient haben, um den unermeßlichen Reichtum an Gebilden zu erzeugen, der unsere Sinne verwirrt? Und doch, warum nicht? Sobald zwei Atome des Urstoffs sich verbanden, entstand das Molekül eines Stoffes, welcher nicht mehr Urstoff war, eines Stoffes mit vollständig neuen chemischen und physikalischen Eigenschaften, und so weiter durch Verbindung von einem weiteren Atom Urstoff mit diesem Molekül." — So führt die Einheit des Stoffes, wie die der Kräfte oder der Kraft, auf das große Eins, auf das Prinzip und Wesen zurück, das wir Gott nennen.

Sollte das wohl geschehen, fragen wir wieder, ohne daß

an dieſen ewig glühenden Laboratorien der Schöpfung über das Wirken, Walten und Toben dieſer Geſetze Aufſicht geführt wird? Schwerlich. Mächtige Intelligenzen, ſtarke Geiſter, gewaltige Erzengel werden wohl da hämmern und ſchmieden, ſchmelzen und in Formen und Tiegel gießen, und nach Maß und Zeit und Raum und Zahl ſo Wunderbares erſchaffen! — Solche Weſen, die an der Quelle des Werdens ſitzen, die es ſchauen, wie aus dem Eins das Viel wird, müſſen eine eigentümliche Sprache haben mit wenigen Radikalen, denn ſie bedürfen der hunderttauſend Erſcheinungen unſerer unorganiſchen und organiſchen Natur nicht. Sie haben wohl wenige große, wie gewaltige Bäume weitverzweigte Subſtantive, und wenige umfaſſende, uns unbekannte Verben des Werdens, des Geſtaltens, der Verbindung und des Vergehens. Auch hier hat in bewunderungswürdiger Weiſe der Theoſoph vorausgeſchaut. Schon vor dreihundert Jahren ſchrieb Böhme, der tiefe Seher: „Dieſe äußere, elementiſche Welt mit dem Geſtirne iſt eine Figur der innerlichen Kräfte der geiſtigen Welt.“ — „Der Himmel iſt aus Gottes Kraft und die Sterne aus ſeiner Weisheit gemacht. Alſo viel Sterne unter dem Himmel ſtehen, die doch unzählig und der Vernunft unbegreiflich, auch ein Teil unſichtlich ſind, alſo viel und mancherlei iſt Gottes des Vaters Kraft und Weisheit; denn es hat ein jeder Stern am Himmel eine andere Kraft und Qualität als der andere: was auch ſo vielerlei Unterſchied in und unter den Kreaturen auf Erden macht.“ — „Aus den Kräften Gottes iſt worden der Himmel; aus dem Himmel ſind worden die Sterne; aus den Sternen ſind worden die Elemente; aus den Elementen iſt worden die Erde und die Kreaturen. Nun macht die erhebende, quellende, triumphierende Freude in Gott den Himmel triumphierend und beweglich; und der Himmel macht die Sterne und Elemente beweglich, und die

Sterne und Elemente machen die Kreaturen beweglich. Denn auf den Sternen ist die Geburt der Elemente."

Hier eröffnen sich vor unseren zaghaften Blicken geistige Abgründe! Auf Erden schauen wir es mit Erstaunen im stärksten Mikroskop, wie die so mannigfaltigen organischen Formen sich immer mehr vereinfachen, wie alle Sinnes- und Bewegungsorgane verschwinden und das lebende Wesen schließlich zu einer bloßen runden Zelle, zu einem hohlen Kügelchen wird, wobei der einst so reiche äußerliche Schmuck schließlich auf Längs- und Querstreifen sich beschränkt, um bald ganz aufzuhören. Da löst sich die Welt in einfache geometrische Formen auf, den Kreis, das Dreieck, die gerade Linie, den Punkt. Und auch die Stimme und der Schall erstirbt hier; lautlos schweben und schwimmen und fahren umher diese letzten und einfachsten Formen des Lebens. Nicht ohne Schauern steht der Denker an den Grenzen der stofflichen Formen, hinter denen nur noch die uns gänzlich unbekannte, unheimliche, furchtbare Welt der nie gesehenen Moleküle steht, wie sie in unbekannten Formen mit rasender Gier und unerklärlicher Kraft einander umtanzen, mächtig abstoßen, unwiderstehlich anziehen, sich fressen und verzehren, ohne je sich zu verändern, und doch im ewigen Spiel Verbindungen hervorbringen, die nichts mit ihnen gemeinschaftlich haben, ganz neue, ihnen selbst antipathische Wesen, die nur einen Anstoß, einen Funken, eine Berührung erwarten, um mit höllischem Gebrüll ihre Bande zu zersprengen und frei und ledig andere Verbindungen einzugehen.

Aber ebenso unergründlich wie der Abgrund des Allerkleinsten auf Erden ist der Abgrund des Allergrößten am Himmel. Ob in einem Stecknadelknopf oder in einem Wassertropfen Millionen von Atomen in der Sekunde umeinander wirbeln, oder ob am Himmel Millionen von Sonnen in Billionen

von Jahren zu Fixsternweltallen sich ballen, das ist vor Gott dasselbe und uns gleich unbegreiflich. Ebenso unfaßlich ist es, warum ein Atom Eisen die und die Kräfte besitzt und warum Sirius am Himmel immer weißer erglänzt, während andere Sonnen langsam erbleichen. Denn was ist damit erklärt, wenn wir sagen, das geschehe infolge vom Zusammenstürzen von Welten, oder Zusammenziehen von Stoffteilen? Wie sollen wir uns vorstellen, daß unzerstörbare und unteilbare Atome durch ihre Annäherung Licht und Wärme erzeugen? und warum nähern sie sich? Je höher wir hinauf, je tiefer wir hinabsteigen in der Welt des Stoffs, desto großartiger einfach wird er, bis auch er zuletzt nur eins wird, und nur noch die verschiedenen Erscheinungen der Kraft da sind.

So schweben wir als gefrorener Stoff, als kristallisierter und erstarrter Geist, als eine wunderbare, durch ein Etwas, das wir Seele nennen, zusammengehaltene Verbindung von unbegreiflichen und unbekannten Molekülen, zwischen dem Nichts der formlosen und stofflosen Atome und den Zentren, wo aus einem undenkbaren Urstoff alle Stoffe entstehen. Hier nur Kräfte und dort auch nur Kräfte oder Kraft. Wer könnte ohne ein gewisses Bangen der Seele an Welten denken, wo alle Formen und stofflichen Unterschiede des Seins und Werdens aufhören und nur Kräfte walten, wo die Wesen anstatt die Mannigfaltigkeit und den Reichtum ihres Lebens von außen zu schöpfen, diese aus dem eigenen Innern selbst zu erschaffen genötigt sind. Unsere in Stoff gehüllte, aus den Verbindungen des Stoffs ihren Denkstoff, ihr Brot beziehende Intelligenz, fühlt sich bei diesen Vorstellungen entblößt von allem, was hier zum Leben dient, und es schwindelt dem endlichen Geist, der hier nur im Vielerlei lebt, dem nur die Verschiedenheit und der Gegensatz Genuß gewähren, der in Form und Stoff gebannt, von Formen

umgeben, gewohnt ist, nur an Formen und Erscheinungen seine Freude und sein Leid zu finden, in diesen Formen seinen Denkstoff zu suchen und in diesen Formen zu existieren. Wie wird's ihm, wenn er sich Mittelpunkte des Daseins vorstellt, wo es nicht mehr Stoffe und Formen gibt, sondern nur eine Kraft? Wie ohnmächtig und hilflos sieht er sich da! — Und wie sollen wir uns dabei die Gegensätze von Gedanken, Wort und Tat, ja von Gutem und Bösen denken? Wie die Individualität? Was ist dort das Leben und was der Tod? — Und doch ist dies sicher ein viel höheres und göttlicheres Leben, ein Analogon im sichtbaren Weltall der Throne und der Mächte in der unsichtbaren Welt, von denen Paulus spricht. — Hier schwindet der tausendfältig zersplitterte Wille des Menschen vor dem großen Wollen Gottes, von dem ein alter Weiser spricht: „In Ihm ist ein einiger Wille, der ist die Erfüllung der Ewigkeit mit dem Glanz der Majestät."

So ist der Kosmos eine Symbolik Gottes. Jede dieser Millionen Welten ist eine andere, verschiedene Offenbarung einer neuen Kraft der Gottheit, eines neuen Gedankens, eines neuen Namens Jehovas, und im vollen und tiefsten Sinne eine neue Schöpfung dieses unendlichen Schöpfers.

So erhebt und verwirrt zugleich die Betrachtung des Kosmos den kleinen und endlichen Menschen. Er fühlt sich selbst ein Atom, auch schwebend in einem unendlichen Raum voll der göttlichen Kraft, vom göttlichen Wollen in wirbelnden Umdrehungen erhalten. Überläßt er sich aber in Gelassenheit diesem allmächtigen Willen, so läßt er unter sich die Abgründe des Todes und der Vernichtung und steigt zu immer lichteren Höhen empor.

„Wir können nicht sinken, denn Helfer ist Gott!"

III.

Das Gesetz des Weltalls.

Haben wir uns die große Symbolik der göttlichen Schöpfung, des Menschen und seines Tuns und auch die der Himmelskörper angesehen, und das All als ein Buch des Ewigen erkannt, so fragen wir billig: nach was für einem Maßstab und Modul, nach welcher vorgedachten Einheit hat der große Weltbaumeister gebaut? Denn — und auch das ist symbolisch für das Zurückkehren alles Erschaffenen in das große Eins — jedes Bau- und Kunstwerk, jeder Organismus, auch der geistige, hat und trägt in sich seinen Maßstab und seine Größeneinheit, und hätte er das nicht, so wäre er kein Ganzes, sondern eine zufällige Anhäufung von einzelnen Gedanken. So ist manche gothische Kathedrale nach der mystischen Zahl 5 als Modul aufgebaut und alle Teile sind durch 5 teilbar. So hat Carus genial nachgewiesen, wie im Menschenleib die Länge des Rückgrats beim Neugeborenen die Einheit und das organische Urmaß sei; diese Einheit ist zugleich auch annähernd die Länge des Fußes, die Spannweite der Hand, die Höhe des Kopfes, der größte Durchmesser desselben usw.

Aber wo ein Modul finden für das so mannigfaltige, ungeheuere Weltall? Wo eine Einheit für diese Vielheit? Welcher Maßstab wird Größe, Bahnen und Umlaufszeiten der

Himmelskörper, Form und Farbe der Blume, das Verdampfen des Wassers und das Brennen des Feuers, die Verbindung der Atome zu Molekülen, alle Musik der Töne und alle Farben des Lichtstrahls, das Wehen des Sturmes, den Weg und die Kraft des Blitzes, die leibliche Erscheinung des Menschen, seine Logik und sein Erkennen, sein gesamtes Denken normieren und aus dem All ein einheitliches Ganzes, ein großes Eins machen? Antwort: Gott hat, noch ehe er dies All schuf, diese Norm des Alls erdacht: die Zahl ist das Modul und das Grundgesetz der Schöpfung.

Gott ist Geist; zeitlos, raumlos, stofflos, nicht Eins, nicht Vieles, ohne Anfang; zahllos, denn er ist unbegrenzt, unmeßbar, unzählbar, unendlich, deshalb unsichtbar, unbegreiflich, absolut unwahrnehmbar für das endliche Geschöpf. Die Zahl dagegen ist das Merkmal und der Urgrund alles Erschaffenen, alles Begreiflichen und Faßbaren. Damit aber dieser unendliche Gott von seinen nur im Endlichen, also in der Zahl lebenden Geschöpfen begriffen und geliebt werden konnte, hat Er sich als Sohn, als der Logos und die Zahl geoffenbart. „Am Anfang schuf Gott." „Am Anfang war das Wort." Christus ist also der strahlende Glanz des im Wort, in der Zahl gefaßten Denkens Gottes, als Zahl die absolute Wahrheit, als Wort dazu noch das absolute Gute. Und aus beiden ergibt sich das absolute Schöne. Alles kann nur in der Zahl existieren. Die Zahl ist die Brücke zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit, hat einen Anfang und ist unendlich. Die Zahl ist der Bindestrich zwischen Symbolik und ewiger Natur, zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Schöpfung; denn die Zahl ist das einzige auf Erden, was, wenn auch verdunkelt, doch von der Sünde nicht verfälscht ist; sie ist wahr geblieben. Hier und in ihr berühren sich das Sinnbild und das Wesen, die Erscheinung und ihr

Grund; denn hier haben wir ein Gesetz, das zugleich für Zeitliches und für Ewiges gilt, das aus der Ewigkeit stammt und sich unverändert auf Erden offenbart, ja, das alles Gesetz und alle Gesetze in sich schließt.

Diese Zahl predigt uns das Dasein Gottes dadurch, daß sie auf das große Eins sich aufbaut, in dem alle Zahlen sich auflösen, das ihre Einheit und ihr Gesetz ist, und ohne das sie nicht existieren. Stets konzentriert sich das Höhere in der Zahl. Aus einer unermeßlichen Zahl von Atomen baut sich eine ebenso unermeßliche, aber doch geringere Zahl von Molekülen und aus diesen eine kleinere von Kristallen auf. Noch weniger sind es der Pflanzen; im Pflanzenreich gibt es an die 300000 Pilzarten, dagegen nur wenige tausend höhere Arten. Ebenso finden wir in dem mit der Pflanze parallel laufenden Tierreich Billionen von Bazillen und Infusorien, schon weniger Fische und Vögel, noch weniger Vierfüßler und am seltensten sind die Löwen und die Adler. So spitzt sich die ganze Menschheit, vom natürlichen Standpunkt betrachtet, zu etwa 200 Millionen Zivilisierten zu, wovon vielleicht 20 Millionen einigermaßen Gebildete, 10000 wahrhaft Geistige und bisweilen ein Mann wie Moses, Mohammed, Karl der Große, Luther, Napoleon, Bismarck, als Lenker ganzer Völker und Führer der Menschheit. „Die Natur," sagt Schopenhauer, „ist aristokratisch; sie ist es so sehr, daß auf 300 Millionen ihrer Fabrikware noch nicht ein wahrhaft großer Geist kommt!" — So auch droben, denn die Bibel spricht von einer unzähligen Menge von Erlösten, von vielen tausendmaltausend Engeln, von 144000 Versiegelten, von 24 Ältesten, von 4 Cherubim und von einem eingeborenen Sohn Gottes; ein großes Symbol davon, daß die aus Gott hervorgegangene unendliche Zahl durch alle Formen des Lebens hindurch in das ewige Eins zurückkehrt.

Daß diese Zahl einen Anfang, aber kein Ende hat, ist eine klare Widerlegung der bekannten Einwendung gegen die Unsterblichkeit der Seele, daß sie, weil sie einen Anfang hat, auch ein Ende haben müsse. Weil die Zahl einen Anfang hat, hat die Seele, hat die Schöpfung einen Anfang; weil die Zahl kein Ende hat, haben Schöpfung und Seele kein Ende; und weil die negative Zahl oder die Brüche, nach welcher Progression sie auch verkleinert werden, niemals gleich Null werden, währt das höllische Sterben ewig.

„Gott", sagt die alte jüdische Weisheit von Gott als Schöpfer, „heißt El Schaddai, der Genügsame, der da spricht: Es ist genug; der allem setzt Maß und Grenze, das Prinzip der Beschränkung, der Strenge und des Gesetzes." — Als Gott, um menschlich von ihm zu reden, beschloß, sich in der Schöpfung zu offenbaren, so dachte er die Zahl; er dachte das Eins, und sofort lag auch in diesem scheinbar so einfachen und jedem Kind geläufigen Gedanken die ganze unendliche Reihe der Zahlen und alle ihre Kombinationen, Arithmetik und Algebra, auch Geometrie und Stereometrie, die Lehre aller Formen, die gesamte Mathematik als Feststellung aller Möglichkeiten des Seins. Wenn dieser Gott spricht: „Höre Israel! Ich bin ein einiger Gott!" so setzt Er das große Eins und damit die ganze Mathematik fest; und ebenso, daß auch in und vor Ihm $1 = 1$ und $1 + 1 = 2$; also, daß es für Ihn und für uns nur ein Wahres, ein Gutes und ein Schönes gibt. Die Zahl und zwar schon das Eins ist gegenüber dem unendlichen Gott das Begrenzte, Endliche, also die Ichheit, die Persönlichkeit, mit anderen Worten und Gott gegenüber: das Geschöpf, dessen unzerbrechliches Gesetz ist, daß es nicht ist wie das andere, und nicht aus sich hinaus kann, um ein anderes zu werden. Das Wesen aller Kreaturen ist vor allem, daß sie dem sie

umgebenden Vielen gegenüber ein Eins sind; dann aber auch, der unendlichen Zahl des Alls entgegengesetzt, eine bestimmte, in allerlei Kombinationen spielende feststehende Zahl.

Von dieser gefallenen, nicht mehr in der großen göttlichen Einheit lebenden Welt sagt tief dieselbe alte jüdische Weisheit: „In allem Gezählten ist der Teufel; im Ungezählten ist Segen." Denn Zählen heißt, etwas für sich absondern wollen von dem großen All, das Gott gehört, in dem wir frei und ohne Eigenheit leben und weben sollen wie das Kind im Vaterhaus. So war es David Sünde, als er seine Krieger zählte. Auch zum Leben in Gott gehört das Nichtzählen der Lebensjahre und der Güter, des Geldes und der Kinder, eine Anschauung, die bei den verschiedensten Völkern, mitunter abergläubisch durchgeführt, uns entgegentritt. Ebenso richtig aber sagt weiter die jüdische Tradition: „Alles Heilige dagegen muß gezählt werden (siehe den ganzen Leviticus); denn „heilig" heißt: „für Gott abgesondert".

Sehen wir uns ein weniges von der großen Symbolik der ersten neun grundlegenden Zahlen an, und zuerst des großen 1. — Es ist das Ei der Schöpfung, der Keim aller Dinge. Nicht zufällig ist es, daß auf der Schwelle alles Daseins, im ersten Vers des ersten Kapitels des ersten Buchs der Bibel die große göttliche Ichheit in majestätischer Einsamkeit dasteht. — „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Diese Ichheit und dieses Eins, das ist der Ausgangspunkt, der Anfang und die Ursache des Alls. Diese Ichheit und Einheit schafft Ichheiten und Einheiten, wie Er ewig, unveränderlich, schön, diamanten;

ſo im Reich des Geiſtes die unſterbliche Seele; ſo im Reich des Stoffs das Atom, unteilbar, unvergänglich, mit nie zunoch abnehmender Kraft und im unendlichen Raum ſpiegelt ſich der Geiſt in großen Ichheiten, den Sonnen, den Erden, den Monden.

Dieſe Ichheit Gottes wie dieſe göttliche Ichheit in uns iſt der mathematiſche Punkt, aus dem alle Formen ſich entwickeln. Ohne ſie keine Philoſophie noch Theologie, kein geſundes Denken oder vielmehr kein Denken überhaupt; denn ohne ſie iſt das Weltall ein Kreis ohne Mittelpunkt. Iſt die Seele nicht ein unteilbares Eins, ſo hat ſie keine Einheit in ſich, von der ſie ausgehen könnte, kann nicht zählen, alſo auch weder denken noch reden; denn beides geſchieht in und kraft der Zahl und ihrer Geſetze. Auf dieſes Eins, Gott, aus dem das Leben nach allen Richtungen ſtrahlt, führt die Bibel das Sein und das Daſein alles Seienden zurück. Auf unſere Ebenbildlichkeit mit dieſem Gott, auf unſere ewige, uns von dieſem Gott geſchenkte einige Ichheit, führt ſie die Formel unſerer Exiſtenz zurück. Daß ich bin und daß ich nicht bin wie ein anderer, und daß ich ewig bin, der ich bin, das iſt das göttliche Grundgeſetz meines Seins, und macht mich zu einem Zentrum. — Auch das Infuſorium, wenn es ſich Zeit zum Nachdenken nimmt, hält ſich für den Mittelpunkt ſeiner Welt, und iſt es auch. Und auch der Kriſtall wächſt aus einem Mittelpunkt heraus.

Die Erkenntnis dieſer Individualität iſt durchgreifend für den Menſchen; ſagt doch ſchon Seneca: „Haſt du einen Menſchen gefunden, der ein Eins, ſo haſt du etwas Großes gefunden,“ und Goethe: „Höchſtes Glück der Erdenkinder iſt nur die Perſönlichkeit.“ Dieſe myſteriöſe Ichheit, das iſt der Held des Romans, des Dramas, des Epos, der Weltgeſchichte, der großen divina comedia. Es iſt die ſtete Kriſtalliſierung

um einen mathematischen Punkt, die Sichtbarkeit der höchsten Gesetze und der unbegreiflichsten Freiheit. — Zwei solche große Ichheiten, Gott und Satan, strahlen alle Gesetze des Guten und des Bösen aus. Sie sind das Gute und das Böse.

Eine solche Ichheit „une et indivisible," an deren Formel die Ewigkeit kein Jota ändert, lehrt das Wort Gottes. Was drüben in den Flammen stöhnt und nach einem Wassertropfen lechzt, das ist der reiche Mann mit seiner ganzen Individualität, seiner Erinnerung, seinem Charakter; was die Engel tragen in Abrahams Schoß, das ist derselbe Lazarus; was von wütender Verzweiflung gepeitscht „an seinen Ort" fährt, das ist der ganze Judas. Sie alle haben nur einstweilen ihr Oberkleid abgeworfen.

So ist das Erlösung, daß wir, die hier unser Leben lang seufzen mußten: Ach Herr, ich bin nicht, der ich bin; kann es nicht, darf es nicht sein, bin eine wandelnde Lüge, mein Sein und mein Tun Selbsttäuschung und Betrug! — nunmehr, da Christus am Kreuz die bannende Schuld abgetan, jauchzend sprechen dürfen: „Ich bin, der ich bin!" ein Bild in Gottes Bild, rein, klar, hell, ohne Falsch, durchsichtig, ohne Schatten noch Finsternis, durch und durch und ganz und gar wahr! — So schrieb mir ein im Kerker anfangs der Verzweiflung naher Verbrecher jauchzend: „Nun habe ich Gott und mich wieder gefunden!"

Daß diese Ichheit, die ein in den Tod fallendes — 1 war, durch die von Gott gewirkte Bekehrung zu einem das ewige Leben schon im Keim enthaltenden + 1 wird, das ist das Gold des Christen und sein diamantener Besitz. Ob Gott ihn dann so oder so führt, ob er die oder die Seelenerfahrungen noch machen muß oder nicht, ob er sein Christentum so oder so betätigt, ist Nebensache; ein göttliches, nunmehr unangreifbares,

unverlierbares Ich in Gott zu sein, dieses Bewußtsein allein bewirkt die Freude der Ewigkeit.

Wie der Sabbat um des Menschen und nicht der Mensch um des Sabbats willen, so ist nicht ursprünglich und im Himmel das Gesetz da, damit die Ichheit sich vor ihm beuge; sondern die himmlische Ichheit, als das gesetzte Eins, strahlt das Gesetz aus. Das ist der Fall, daß wir gefallene Elohim uns nach dem Gesetz der Anziehung, des Wassers und des Feuers, der Härte und der Undurchdringlichkeit des Stoffs richten müssen, um unsere arme Persönlichkeit vor dem stets drohenden Untergang zu schützen. Im Himmel sind wir die Herren des wahren Stoffs, nicht mehr die Diener eines bloßes Stoffscheins, der hier uns täuscht und in harte Bande gefesselt hält.

So ist das Christentum die Lehre der höchsten Individualität, der felsenfesten Persönlichkeit, der ewigen Ichheit im Menschen, als dem Abglanz Gottes, als großes, höchstes, unwiderrufliches Geschenk des Schöpfers seinem „in seinem Bilde" geschaffenen Geschöpfe.

Und weil diese Ichheit höchstes Gut des Menschen und Grund- und Eckstein seiner Existenz ist, so strebt Satan nach nichts so sehr, als ihm das Bewußtsein dieses Guts und den festen Glauben an dasselbe zu rauben. Indem er ihm unaufhörlich zuflüstert: „Es ist kein Gott!" verneint er, das weiß er wohl, nicht bloß die große, göttliche Ichheit, sondern auch die menschliche. Alsbald sinkt diese um $^{999}/_{1000}$ im Wert; denn dann kann sie ebensogut, statt einer ewigen Wesenheit, nur ein Komplex, eine Agglomeration von Kräften, ja ein bloßes Resultat und Erzeugnis von fremden, auch unbekannten Ursachen, eine bloße vorübergehende Erscheinung, eine kleine Welle auf dem Ozean sein.

Zwei geistesverwandte Zeitströmungen sind es heutzutage, deren eine durch das Verneinen der ewigen menschlichen, die andere der ewigen göttlichen Persönlichkeit und Ichheit mit dem Christentum in direktem Widerspruch stehen. Das sind im Reich der stofflichen Erscheinung der Darwinismus; im Reich des Geistes der alte, in Europa wieder auftauchende Buddhismus.

Uber Darwin und seine naturhistorischen Verdienste haben wir hier nicht zu urteilen, sondern über seine so rasch zur Verbreitung gelangte Lehre.

Daß diese bestechende Theorie in Widerspruch mit der Geologie und Paläontologie steht, erkennen immer mehr auch unchristliche Naturforscher wie Vogt, Virchow, Dr. K. Müller u. a. Schon ein vorurteilsfreier Blick genügt, um den Irrtum des Darwinismus zu erkennen. Wie und warum hat sich aus derselben Urzelle die fast unendliche Zahl der oft in demselben Boden, unter demselben Klima und derselben Wärme- und Regenmenge aufgewachsenen Pflanzenarten entwickelt? Wie kommen bei im ganzen gleichen Lebensbedingungen die Insekten, die Vögel und die Vierfüßler, diese scharf getrennten Familien, zur Entstehung? Überhaupt, wenn Gott einst eine Urzelle geschaffen und mit Evolutionskräften begabt hat, warum hat sie sich nicht mit unbedeutenden Variationen regelmäßig entwickelt, so, daß es einst Jahrtausende hindurch im Meer nur Schwämme, auf dem Lande nur Regenwürmer, darauf nur Amphibien, endlich Vierfüßler, dann lange Zeit hindurch nur Millionen von Affen und jetzt nur Menschen gibt? Warum immer noch überall diese Fülle von alten, ursprünglichen und doch noch nicht kultivierten Formen? Denn selbst Bazillen und Mikrobenarten gehen nicht ineinander über, sondern existieren, wie immer mehr erkannt wird, streng abgesondert fort. Aber noch stärker

ist der Gegenbeweis, den uns das Tiefseeleben liefert. Dort sind die Lebensbedingungen absolut einfach, überall dieselben und seit Jahrtausenden keinem Wechsel unterworfen, so gänzliche Finsternis, eine ewig gleiche Kälte von — 2°, ein ewig gleicher kolossaler Wasserdruck und als Lebensmedium ein und dasselbe Salzwasser. Es sollte also dort nur eine Tierform existieren und zwar ohne Abarten; denn was konnte solche hervorrufen? Aber anstatt dessen sehen wir eine geradezu verblüffende Hülle und Fülle der verschiedensten und sonderbarsten Arten und Formen. Wo bleibt da noch die angebliche, Arten und Abarten schaffende, verändernde und vernichtende Macht der Umgebung?

Auf psychischem Gebiet wird die heutzutage bei Kriminalisten und Romanschreibern beliebte, Laster, Verkommenheit und Verbrechen entschuldigende Marotte der „erblichen Belastung" schlagend durch die oft großartige, leibliche und geistige Ungleichheit zwischen Geschwistern, wie von Anfang der Welt an zwischen Kain und Abel, Esau und Jakob usw. widerlegt, sagt doch das Volk sprichwörtlich: eine Mutter zieht sieben und siebenerlei Kinder auf. Ebenso spricht dagegen die bekannte Tatsache, daß ein großer Mann meist von nicht großen abstammt, und daß er so gut wie nie seine Kinder mit seinem Genie erblich belastet, und zwar, je größer er ist, desto weniger; siehe Luther, Goethe u. a. — Auch äußere Ursachen, Hirnerschütterung, Alkoholismus und Morphinismus verändern nicht die Individualität oder den Charakter, sondern sie schwächen die guten Kräfte und lassen dem Übel mehr Einfluß und Spielraum; wie äußerliche Einflüsse machen können, daß ein Birnbaum steinige, verbuttete Birnen trägt, nie aber, daß er ein Pfirsichbaum werde. Den Verbrecher, wie Lombroso und seine Schule es tun, für ein unverantwortliches Produkt auszugeben, ist, das bestätigen die besten Psychiater, ein großer und unheilvoller

Irrtum. „Es gibt," sagt Prof. Dr. P. Flechsig (Die Grenzen geistiger Gesundheit und Krankheit), „keinen Rassentypus des geborenen Verbrechers (delinquente nato)." — „Selbst die Gewohnheitsverbrecher repräsentieren nicht zu ein Viertel einen Typus, weder geistig, noch körperlich." — „Das Suchen nach einem bestimmten körperlichen Typus des Gewohnheitsverbrechers ist von vornherein ein völlig verfehltes Beginnen."

Ein solches Verkennen des Grundgesetzes der Schöpfung, eine so direkte Verneinung des nicht absichtslos zehnmal am Eingang der Schöpfung wiederholten göttlichen Wortes: „ein jegliches nach seiner Art," und eine solche Elimination des Schöpfers aus seiner Schöpfung, wie sie der Darwinismus uns bietet, konnten nur verderblich wirken und haben es auch getan. „Nicht nur," sagt Prof. Dr. Landerer, „ist es in nun 20 Jahren nicht gelungen, aus der Evolutionslehre auch nur die dürftigsten Ergebnisse für Moral und Leben herauszupressen; sondern es ist kein Zufall, daß mit der Zeit, wo der Darwinismus populariſiert wurde, auch der moderne Aufschwung der Sozialdemokratie begann," und gleichzeitig, fügen wir hinzu, die materialistische Gesinnung und die entsprechende Charakterlosigkeit sich in den Massen verbreitete. Wie sollte es auch anders sein? Sind doch die zwei Grundlehren des Darwinismus erstens die, daß alle Wesen und auch wir Menschen samt unseren Seelenanlagen nur Fabrikate sind von Zeit und Ort, physikalischen und chemischen Einflüssen, Wärme und Kälte, Nässe und Trockenheit, guten und Fehljahren, Zuchtwahl und erblicher Belastung; zweitens, daß die Existenz ein Kampf ums Dasein ist, wo Gewalt vor Recht geht und der Stärkste Meister bleibt. Die erste Lehre verneint das eigenste Wesen und die Ewigkeit der Seele; die zweite leugnet die Prinzipien des Guten, des Wahren und des Schönen. Was bleibt noch übrig, so wenig

viele Darwiniſten es Wort haben wollen, als charakterloſer Materialismus?

Dieſer Lehre in der Naturwiſſenſchaft entſpricht der Buddhismus auf geiſtigem Gebiet, wie das Wiederaufblühen dieſer aſiatiſchen Religion in Europa und vorzüglich im Lande Darwins mit dem Darwinismus zuſammenhängt, in Deutſchland jedoch auch mit den Lehren des peſſimiſtiſchen Schopenhauer. Auch der Kern dieſer Religion iſt Ichloſigkeit; die Leugnung des großen Eins, Gott, und des kleinen, aber auch ewigen Eins, des Menſchen. Sehen wir uns den Neu-Buddhismus an, wie er in Deutſchland gelehrt wird, ſo in dem bekannten buddhiſtiſchen Katechismus von Subhâdra Bikſhu, der übrigens ein Deutſcher ſein ſoll.

Während Gott zu Moſe ſpricht: „Ich bin, der ich bin, das iſt mein Name in Ewigkeit“ (2. Moſ. 3, 13—15), ſagt der Buddhiſt: „Buddha iſt kein Eigenname; es iſt die Bezeichnung eines Zuſtandes oder einer Geiſtesverfaſſung“ (Sub. B., S. 12). Der bibliſchen Lehre der perſönlichen Seele als höchſtes Gut des Menſchen entgegen, faßt der Buddhiſt die Ichheit, die Tatſache, daß ich bin und ſein will, als Quelle alles Übels. „Der Glaube an eine unſterbliche Seele,“ ſagt er, „alſo an eine individuelle, von anderen verſchiedene und dabei doch ewige Weſenheit entſpringt dem egoiſtiſchen Verlangen nach perſönlicher Unſterblichkeit. Dieſer Aberglaube gehört zu den zehn Feſſeln, welche die Erlöſung verhindern“ (S. B. S. 69). Und er fährt fort: „Der höchſte Grad der Ekſtaſe iſt der, worin die Schranken von Zeit und Raum ſchwinden, das ſonſt ausnahmslos wirkende Geſetz von Urſache und Wirkung und mit ihm die Individualität völlig aufgehoben wird“ (S. B. S. 25—26). Von dem als höchſte Seligkeit anzuſtrebenden Nirwana ſpricht er (S. 51): „Auf immer ausgeweht

ist das flackernde Irrlicht der Ichheit, der Individualität, der Seele." Kurz, Subhàdra Bikshu rühmt: „Der Buddhismus lehrt die höchste Güte und Weisheit ohne einen persönlichen Gott; eine Fortdauer des Seins ohne eine unsterbliche Seele; eine ewige Seligkeit ohne einen örtlichen Himmel; eine Erlösung, bei der jeder sein eigener Erlöser ist" (S. 76).

Die angeblich der Ichlosigkeit entspringende Selbstlosigkeit des Buddhismus wird durch die hochmütige Lehre seltsam beleuchtet: „Die Sangha, die Brüderschaft der auserlesenen Nachfolger des Buddha, schließt aus: die Sklaven und Leibeigenen, die Mörder, Diebe und schweren Verbrecher, selbst wenn sie ihre Strafe abgebüßt haben, Kinder unter zwölf Jahren, Soldaten und Beamte jeder Art" (S. B. S. 81). — Also keine Hoffnung gerade für diejenigen, die ihrer am meisten bedürfen! — Auch hier, welcher Gegensatz zu Jesu Lehre und zu seinem Betragen gerade diesen Leidtragenden und Verachteten, den Sündern, den Kindlein, den Kriegern und den Zöllnern gegenüber! — Die sich aus der Leugnung der Ichheit ergebende Prinzipienlosigkeit wird S. 73 und 74 durch das Gebaren buddhistischer Mönche beleuchtet, die deshalb gerühmt werden, weil sie den christlichen Missionaren ein Stück des Klosterlandes zum Bau einer christlichen Kirche unentgeltlich anboten; die also zur Verbreitung einer Religion beitragen, von der sie doch wissen, daß sie die Lehre Buddhas vernichten und an ihrer Statt für die Menschheit verderbliche Irrlehren einführen will. — Leider haben wir auch in Europa sogenannte Christen, die solche Charakterlosigkeit als Toleranz preisen würden.

Allerdings beschuldigen andere deutsche Buddhisten Subhàdra Bikshu, die Lehre Buddhas nicht richtig erfaßt zu haben und geben z. B. vor, unter Nirwana etwas anderes zu verstehen. Nun! über ein Gutes ohne Gott, ein Böses ohne Teufel, über

ein höchstes Leben ohne Persönlichkeit noch Leiblichkeit läßt sich nicht streiten oder auch ewig streiten; aber soviel steht fest: Der Buddhismus leugnet das ganze christliche Glaubensbekenntnis. Er leugnet die Erschaffung der Welt durch Gott den Vater, die Erlösung der Welt durch Gott den Sohn, die Heiligung durch den Heiligen Geist, die Bekehrung, die Sündenvergebung und die Gebetserhörung, endlich die Auferstehung der Toten, das Weltgericht, die ewige Höllenstrafe und die in dem Wort „sie werden Gott schauen" zusammengefaßte leibliche und durchaus persönliche ewige Seligkeit. Und das alles, weil er anstatt Gottes den Menschen als Höchstes setzt, d. h. nach der Bibel die größte Sünde begeht, deren ein Geschöpf fähig. — Und da will man noch Christum als einen Adepten der Geheimlehre und einen Nachfolger Buddhas oder gar als einen Buddha uns vormalen!

Diese Verirrungen zeigen den Wert der Ichheit als des großen Eins. Was sehen wir heutzutage überall? Auf allen Gebieten, bei allem Rühmen der Humanität und Brüderlichkeit, die Verkennung und Mißachtung der heiligen Individualität, das Verwehen und Verwischen der göttlichen Figur im Menschen und seines ewigen Profils. Wie der Sozialismus, der Nihilismus, der Anarchismus die große göttliche Ichheit verloren haben, so gehen sie darauf aus, die menschliche zu schwächen, abzukanten und abzustumpfen, ihre Rechte in Kirche und Staat, in geistlicher und weltlicher Hierarchie, in König- und Priestertum, in der Ehe und in der Familie ihr abzusprechen, und selbst eine durch ihre Mißgriffe noch nicht bescheiden gewordene Medizin beutet die Todesfurcht des Menschen aus, um ihn mehr und mehr zum bloßen wissenschaftlichen Objekt herabzuwürdigen.

Die Folgen liegen am Tage. Immer größere Unselbständigkeit und Charakterlosigkeit, immer größere Unfähigkeit,

den Befehl, die Autorität, das Talent oder das Genie an anderen zu ertragen, dieses sicherste Zeichen der Seelenschwäche, Psychopathie in allen ihren Formen, das sind die Früchte des heutigen Zweifelns und des Irrewerdens an sich selber. Immer mehr verlieren sich die Menschen selber; immer mehr fragen sie ängstlich, zweifelnd: „Bin ich auch wirklich, der ich bin?“ In neuen Büchern und Zeitschriften macht sich der Hypnotismus, dieser anmaßende Eingriff einer anderen Ichheit in die unsere, immer breiter, und immer mehr wird der krankhaften Suggestion oder gar einer verrückten Abdoppelung unseres Ichs das Wort geredet. Wem suggeriert werden kann, der ist schon an der Seele krank, und wie soll er den Suggestionen des Teufels widerstehen? Mit Recht sagt Ed. v. Hartmann: „Leichte Hypnotisierbarkeit ist immer ein Zeichen von Schwäche der Großhirnherrschaft oder des Großhirnwillens.“ — Wie ungesund die Hypnose ist, sagt der schon erwähnte Psychiater Prof. Dr. Flechsig: „Viele Gewohnheitsverbrecher, insbesondere Schwindler und Hochstapler sind Hypnotiker; ebenso viele der gefährlichsten Insassen der Irrenanstalten.“ „Wahrscheinlich,“ fährt er fort, „wirkt auch die künstliche, zu Heilzwecken erzeugte Hypnose ähnlich; denn gar nicht selten zeigen Personen nach häufiger Wiederholung der Hypnose Zeichen einer Charakterentartung, die sie vorher nicht darboten.“ — Wer Gott verliert, verliert auch sich selbst. — So füllt sich immer mehr die Welt mit Medien, aus denen nur die Suggestion des Tagblatts und des Theaterstückes, des letzten Romans und des letzten Vortrags, des neuen Schlagworts und der heute beliebten Phrase, der neuesten Wissenschaft, der neuesten Humanität und der neuesten Religion spricht. Und weil sie blind geworden sind für die wahren Mysterien und Abgründe des Seins, wittern sie überall „unheimliche Fragen“, „große Rätsel“ und behandeln auf der

Bühne „schwere Probleme der neueren Psychologie", über die ein Kind in unschuldiger Einfalt lacht und sofort das richtige Wort spricht.

Die Zahl 1 ist ein nicht zu erschöpfender Gedanke Gottes; darin steckt und strahlt das All.

Gehen wir zur Zahl 2 über.

Als Gott das Eins dachte, sich als 1 setzte, setzte er auch damit ein Nichteins fest, das Nichtgott, die Schöpfung, ein Spiegel, darin sich die ewige Sophia besieht; Subjekt und Objekt. Dem 1 als ich steht das 2 als du gegenüber, wie in mancher Sprache die Wörter 1 und 2 und ich und du fast identisch sind. Die Ichheit erkennt sich an der Nichtichheit, die Kraft am Hindernis, das Licht am Schatten, das Gute am Bösen, das Leben am Tod, das Ja am Nein.

1 und 2, das ist Geschlecht. Daß der Mann 1 und die Frau 2, ist grundlegend und beleuchtet dem Verständigen das leibliche, seelische und geistige Leben und die Verschiedenheit der Geschlechter. Ist 1 das Ursprüngliche, die Einheit, die zeugende Kraft und prima causa, im Reich der Seele das Prinzip des Könnens und die gerade, vertikale, selbständige Linie, unter den Buchstaben das A, im Reich des Geistes die diamantene Idee, so hat die Frau die Signatur der Zahl 2 und des Gegensatzes, ist an sich das Abgeleitete, aus dem 1 Gewordene, darin sich das 1 erkennt, das Gewirkte und die Empfängnis, in der Seele die um einen Mittelpunkt gravitierende, in sich zurückkehrende Kurve der Liebe, im Geist die schauende Empfindung und die Intuition, unter den Buchstaben, wir sahen es, das fast lautlose, poetische, erst durch die Akzente der Liebe und

des Hasses geschärfte E, auch das spitzige I und das dunkle U. Und dem weltumfassenden Mann und der eine Welt in sich gebärenden Frau ist das O gemeinschaftlich. Ein Mikrokosmos sind sie beide und finden sich einstweilen im Kind, einst aber in Gott wieder.

Die Zahl 2 enthält das Gesetz des Nächsten. Er ist wie du ein Eins, folglich dir absolut gleichwertig, und du sollst ihn achten, nicht mehr und nicht weniger als dich, sollst ihn lieben wie dich selbst. Auch hier ein grundlegendes Gesetz, welches derjenige, der das große Eins verloren hat, auch verkennt. Wie wanken heutzutage die Meinungen über das Du und das Deine! Bald ruft ein Soziolog wie Herbert Spencer, es sei ein heilsames und gerechtes Gesetz, daß die Schwachen zu Grunde gehen und je schneller, desto besser! Bald wirft sich ein Philanthrop in den Staub vor dem verkommenen Stromer und klagt sich an, er sei mehr schuld an dessen Verbrechen und dessen Liederlichkeit als dieser, und der Brahmane will mich gar glauben machen, es sei Pflicht, mich vom Ungeziefer fressen zu lassen, damit dasselbe nicht Hunger leide! Aber im Gegensatz von 2 liegt auch das Du als ein Zweites und Nichtich; weshalb das buddhistische, von allen Wesen ausgesagte „tat twam asi", „das bist du", ebenso falsch ist wie das logisch absurde: „Wenn ich du", oder wie das Volk sagt, „dich wäre!" — wie auch eine zweckmäßige Organisation eines Staates, ja schon einer Familie nur dann möglich ist, wenn ich andere als ein Nichtich auffasse. Auch hier spricht Christus das Richtige aus: „Wer zwei Röcke hat, der gebe einen dem, der keinen hat." Hier haben wir das Recht der Ichheit und des Besitzes und die Pflicht der gerechten und freien Nächstenliebe.

Zwei ist die Zahl des gegenseitig wirkenden Gegensatzes. Ohne Gegensätze kein Leben. Das bloße, geschöpfliche Eins kann

ohne das große, alles in sich enthaltende göttliche Eins nicht wirken. Die Kraft will den Stoff, der Baum den Boden, der Mann das Weib, das Subjekt das Objekt und die Ursache die Wirkung. Das Eins verlangt nach dem Zwei.

So machen Gegensätze das Leben aus, ziehen sich an und stoßen sich ab, erzeugen Liebe und Freundschaft und unversöhnlichen Haß. Gegensätze aus demselben Prinzip, so des Guten, sind harmonisch, stärkend und ergänzend, erzeugen geistige Assoziationen und Ehen; so herbe Kraft und sanfte Nachgiebigkeit, starkes Beherrschen und williger Gehorsam, ernstes Nachsinnen und heitere Sorglosigkeit; so auch im Bösen Hochmut und kriechende Schmeichelei, Hab- und Prunksucht, Sentimentalität und Grausamkeit. Gegensätze aus zwei Prinzipien aber: Geiz und Freigebigkeit, Stolz und Demut, Lügenhaftigkeit und Wahrheitsliebe stoßen sich ewig ab. Aber beide Prinzipien sind in der menschlichen Seele innig vermengt, weshalb eine richtige Seelenanalyse schwierig, wo nicht unmöglich ist. Am Gegensatz erstarkt der Starke, freut sich der durch ihn gemehrten Selbsterkenntnis, findet in ihm Prüfung der eigenen Kraft und Bereicherung seines Seins. Kennzeichen des Schwachen ist, daß er Gegensätze nicht erträgt, ratlos vor jedem Widerspruch steht und an jeder Wahrheit gleich zweifelt, an jeder Theorie verzagt, an jeder Idee nörgelt, sobald er über eine Ausnahme oder eine Tatsache stolpert, die er nicht damit zu reimen weiß; weshalb ihm am wohlsten ist in der glatten und platten Welt der Gemeinplätze und der Binsenwahrheiten.

Woher und warum Gegensätze? — Antwort: Aus Gott und weil in Ihm solche sind. Auch in Gott, um menschlich von Ihm zu sprechen, ist der große Gegensatz, sind die großen Pole von Kopf und Herz, von Gesetz und Liebe, von Geist und Seele, von Licht und Wärme, Erkenntnis und Leiden-

schaft, Denken und Fühlen. Daraus wird in seiner Schöpfung der große, schon das gesamte Pflanzenreich durchziehende Gegensatz des Geschlechts. Und das Haupt, das Gesetz ist das erste und gibt dem zweiten, dem Herzen, der Liebe Kraft. Zuerst schuf Gott die Welt, und dann hat er die Welt geliebt.

Und so ist sein Wort voll großer, gewaltiger Gegensätze, erzählt Ungeheuerlichkeiten, beschreibt Unmöglichkeiten, stellt unglaubliche Paradoxien auf, ohne sie auch nur mit einer Silbe zu entschuldigen. Da stehen sie wie riesige Bildsäulen in der Wüste, mit keinem Tüchlein um die Lenden, mit keinem Messerlein zur Abwehr, bloß, nackt, schauen uns gelassen an, sprechen lautlos: Nicht wahr, Staubgeborener? du kannst uns nicht reimen! Laß ab! — Dieser einige Gott besteht aus drei Personen! — Der Sohn spricht: „Ich und der Vater sind eins", und zugleich: „Der Vater ist größer denn ich!" — Es steht geschrieben: „Gott ist nicht ein Mensch, daß ihn etwas gereue", und ebenso: „Es reuete den Herrn des Übels, das er geredet hatte zu tun, und tat es nicht!" — Er ist gerecht, und Er verhärtet das Herz Pharaos und straft ihn dann dafür. — Er ist gerecht, und Er sucht die Sünde der Väter heim an den Kindern bis ins vierte Glied. — Er richtet nach dem Recht Jehovas, und liebt den Jakob und haßt den Esau, ehe die Kindlein geboren waren! — Er ist heilig und wählt sich Mörder, Ehebrecher und Diebe zu seinen Königen und Priestern ewiglich! — Und tritt dieser Gott in diese Welt ein, so ist seine Erscheinung nur ein großer Gegensatz. Er, durch den und für den alle Dinge geschaffen, bittet müde um Wasser. Er, der 5000 mit 5 Broten ernährt, leidet Hunger. Er, das absolute Recht, weigert sich Recht zu sprechen. — Und ebenso widerspruchsvoll ist seine Lehre. Wir sollen trachten nach guten Werken; aber unsere Werke sind null und nichtig. — „Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und

Zittern. Denn — Gott ist es, der in euch wirket beide, das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen." (Phil. 2, 12 und 13.) Es steht geschrieben: „Wer glaubt, kommt nicht ins Gericht," aber auch: „Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhle Christi, auf daß ein jeglicher empfahe, nachdem er gehandelt hat bei Leibesleben, es sei gut oder böse." So ruft uns sein Wort zu: Sei stark, sei fröhlich, weise, unsträflich, vollkommen wie dein Vater im Himmel; und: Sei arm, elend, sündig, besudelt, ein Nichts! Du hast das ewige Leben; aber du bist tot. — „Ihr seid gestorben und euer Leben ist verborgen mit Christus in Gott!" (Kol. 3, 3.)

Schreiende Widersprüche dem klugen Weltmenschen! Unsinn dem Borniertern! Und dem Christen oft schwere Anfechtung. Klippen, an denen der Ungläubige scheitert! Felsen der Wahrheit, auf die der Gläubige mühsam sich rettet vor den Wogen. Und es steht geschrieben: „Selig ist der Mensch, der die Anfechtung erduldet."

Ohne Gegensätze kein Leben. Was wäre die Welt ohne sie? Wie, wenn kein Gegensatz wäre von Tag und Nacht, Kälte und Wärme, Licht und Dunkel, Organischem und Unorganischem, Arbeit und Ruhe, Kraft und Stoff, Seele und Leib, Tod und Leben? — Und was wäre der Mensch ohne seine Gegensätze? Ein bloßes Infusorium etwa, also ein Gallertsäckchen, das vorne Wasser einsaugt und hinten abstößt? Doch nicht, denn auch dieses niedrige Leben beruht auf Gegensätzen vom Behälter und Inhalt, von vorne und hinten, von Aufnehmen und Vonsichgeben. — Also nur eine Urzelle, unbewußt im Urnebel schwimmend? Auch das nicht; Zelle ist Form und Eins, also Gegensatz zum Form- und Zahllosen. — Oder ein Atom, Sauerstoff etwa? Da sind erst recht kräftige, unbeug-

same, unabänderliche Gegensätze zu allen anderen Atomen, so des Eisens, des Wasserstoffes usw. — Aber ein Uratom des Urstoffes? Auch hier Gegensatz! Ist dieses Atom nicht ein Eins, so kann daraus nicht eine Vielheit entstehen. Ist es ein Eins, dann ist es verschieden von dem, was um dasselbe und nicht es selber ist. Und so steigen wir immer tiefer hinab bis in die gegensatzlose Nacht, wo schließlich nichts sich regt, noch hallt, und horchen im ewigen Nichts und vernehmen keinen Laut mehr. Ohne Gegensätze kein Sein noch Dasein.

Steigen wir aber wieder die Jakobsleiter der Geschöpfe hinauf, so finden wir, daß sie, je höher sie stehen, desto mehr zur Offenbarung von immer zahlreicheren, schärferen Gegensätzen werden, und daß der Mensch schon körperlich das gegensatzreichste Wesen ist, in der wunderbaren Ausbildung seines symmetrischen und zugleich asymmetrischen Baus nach oben und unten, vorne und hinten, rechts und links, außen und innen usw. und endlich nach dem in ihm am stärksten ausgeprägten Gegensatz von Leib und Seele. Der Mensch ist die Sichtbarkeit von Gegensätzen. Und je geistig größer er wird, desto mächtiger werden in ihm auch die geistigen Gegensätze; desto sanfter und härter, unerbittlicher und barmherziger, tatkräftiger und geduldiger, mutiger und demütiger, freier und gesetzlicher, sicherer und bescheidener, desto allseitiger, nach außen wirkender und desto mehr aus einem Guß und nach innen konzentrierter wird er. So wandeln Christen „als die Verführer und doch wahrhaftig; als die Unbekannten und doch bekannt; als die Sterbenden und siehe, wir leben; als die Gezüchtigten und doch nicht ertötet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts inne haben und doch alles haben." (2. Kor. 6, 9 und 10.) Und im Gott alles Lebens sind ungeheuere Gegensätze der Liebe und des

Zorns, des Erbarmens und der Gerechtigkeit, der Wonne und des Grimms, höher noch als der Himmel, tiefer noch als die Hölle! — Wie ärmlich, ja tot der gegensatzlose Gott moderner Philosophen! — Wie ein form- und eigenschaftsloses Protoplasma — denn Eigenschaft ist Gegensatz —, in seiner Ewigkeit willenlos — denn Wille ist Gegensatz zum Nichtgewollten —, nicht einmal ein Eins — das wäre ja Gegensatz zum Vielen —, ist dieser Gott, bei Licht besehen, das Absolute ... Nichts! — O Ohnmacht des Unglaubens!

Einstweilen und hienieden muß das Gesetz der Gegensätze scharf und unvermittelt herrschen. Durch Gegensatz wird das Innerste geoffenbart. Was drinnen ist, muß heraus, was verborgen ist, ans Licht. An der Lüge muß die Wahrheit, an der Schwäche die Kraft, am Leiden die Geduld, am Hochmut die Demut, am Genuß die Entsagung, am Zorn die Liebe sich erweisen. Und über das Meer der Völker müssen die vier Winde von Nord und Süd, von Ost und West wehen und Kampf und Streit und Schlacht erregen, daß sich zeige ihr Können, ihr Gutes und ihr Böses. Das will Gott haben; das ist die Offenbarung in der Zeit, die Vorbereitung auf das Gericht, die göttliche Evolution dieser Welt, die Vollendung des Mysteriums der Bosheit und des noch größeren der Gnade.

Hienieden ist Gegensatz noch Widerspruch. Aber einst wird der große Tonkünstler, Gott, den großen Schlußakkord anschlagen. Und wenn der durch das Weltall klingt und widerhallt, lösen sich alle Dissonanzen, und erstaunt fühlt alles Erschaffene den Zwiespalt schwinden, und jedes Geschöpf erkennt sich als ein Eins, einig mit sich, mit der Schöpfung und mit Gott.

Widerspruch wird zur Harmonie; Gerechtigkeit ist Liebe,

Fatalität freier Wille, Zeitliches ist Ewiges, stärkste Ichheit ist seligste Selbstlosigkeit, der Schöpfer und seine Schöpfung verstehen endlich einander und Gott ist alles in allem.

3 ist das Resultat, die Frucht, das Kind vom Mann, dem 1, und vom Weib, dem 2; vereinigt in sich 1 und 2; ist nicht mehr Gegensatz, sondern Abrundung, Harmonie und gegenseitige Vervollständigung; ist die Vermittlung des Gegensatzes. „So ihr nicht werdet wie die Kinder . . ."

Weil Gott sich in der Dreizahl geoffenbart hat, wofür wir ihm dreifach Dank und Anbetung schulden, so geschieht in dieser Zahl die Offenbarung alles Seins und alles Tuns. Unerforschlich ist es auf Erden, warum Gott eine Dreieinigkeit ist; unergründlich das innerste Wesen von Gott, dem Vater, Gott dem Sohne und Gott dem Heiligen Geiste, und unfaßlich dem Menschen das Verhältnis dieser Elohim zueinander und ihr Rat, als sie sprachen: Laßt uns Menschen machen in unserem Bilde! Aber „ihr Gleichnis" tragen wir an uns, und sind eine uns selbst verborgene Dreieinigkeit von Leib, Seele und Geist. Überall tritt über das 2 als den Gegensatz das Dritte als Vermittlung, als Mitte hinzu und bildet den Akkord und Dreiklang; und kommt beim Menschen zu Leib und Seele nicht der Geist, so bleibt das Leben Gegensatz ohne Verbindung noch Harmonie, Dissonanz, steter Zweikampf und Chaos ohne Schiedsrichter, wie an modernen Psychologen zu sehen. Keine wahre Psychologie ohne diese Dreiteilung des Menschen. Und überall im All sehen wir die Abbildung des großen, göttlichen 3.

Von dreierlei Geschöpfen hat Gottes Wort uns etwas geoffenbart: von Menschen, Engeln und Teufeln und ebenso von ihrer dreifachen Behausung: Erde, Himmel und Hölle. Dreifach ist die Einteilung des Tempels Gottes im Himmel, von Moses auf Erden getreu nachgebildet, der Vorhof, das Heilige und das Allerheiligste; und im Heiligen offenbart sich die dreifache Gottheit als die ernährende an den 12 Broten, als die fürbittende und versöhnende am Altar der Wohlgerüche und die erleuchtende am siebenarmigen Leuchter; im Heiligsten aber als der einige Gott, den kein Mensch sehen kann ohne zu sterben. — Drei sind die Grundbedingungen der Existenz: Zeit, Raum und Stoff; drei die Dimensionen des Raumes: Länge, Breite und Höhe; drei die Abteilungen der Zeit, die starre, unabänderliche Vergangenheit, die fließende Gegenwart und die wie die Luft ungreifbare Zukunft; drei die entsprechenden Formen des Stoffes: fest, flüssig und gasförmig. Alles geschieht in den drei Stufen des Anfangs, der Mitte und des Endes; in großem Wechselspiel ist alles abwechselnd und zugleich Subjekt, Wirkung und Objekt; und die Schöpfung besteht in der Erscheinung, im Gesetz und in der Ursache. Dreierlei sind die Formen der Familie, Mann, Weib und Kind; und die Reiche der Natur, Mineral-, Pflanzen- und Tierreich; drei die Grundtypen der festen Körper im Weltall: Sonnen, Erden und Monde; drei die großen Kontinente: Asien, Afrika und Europa, die allein die biblische Welt bilden, und drei die aus drei Urvätern hervorgegangenen Menschenrassen: der Afrikaner bedeutet die Leiblichkeit; der Europäer die Seele, die Intelligenz, und der Asiate den Geist. Alle Religionen stammen aus Asien. „Ex oriente lux!“ Aus dem Osten kommt das Licht, sprachen schon die Alten. Drei Formen weist die Erdoberfläche auf: den Berg, die Ebene und das Meer; drei sind die Abteilungen des mensch-

lichen Leibes: Haupt, Rumpf und Glieder, so auch beim Tier; und dreierlei Grundformen zeigt die Pflanze: die Wurzel, den Stamm und das auch zu Blüte, Staubfäden, Dornen sich gestaltende Blatt; usw.! daher der Volksmund ahnungsvoll spricht: „Aller guten Dinge sind drei.“ Und zwischen allen diesen Dreiheiten tiefes Entsprechen, prächtiger Parallelismus, unerschöpfliche Symbolik.

Weil auch der Mensch eine unfaßbare Dreieinigkeit von Leib, Seele und Geist ist, so geschieht sein Leben, sein Denken und sein Tun in 3 Kreisen, in 3 Welten und in 3 denselben entsprechenden Offenbarungen, in der materiellen, in der intellektuellen und in der geistigen. Deshalb ist sein Tun, den drei Formen des Stoffes entsprechend, die feste, starre Tat, das fließende Wort und das wie die Luft freie und unsichtbare Denken; wie der Leib eine sichtbare und greifbare Tat ist, die Seele sich im Wort aushaucht und der Geist die unfaßbare Idee verursacht. Deshalb kennt seine Sprache die Stufen der Eigenschaften: gut, besser, am besten; deshalb scheidet sich sein Leben in das Privatleben, in das staatliche und in das kirchliche, sein Erkennen in ein sinnliches, intelligentes und geistiges, und ebenso sein Geschmack und seine Kunst und seine Rede, ja seine Religion; und dreifältig ist die große Versuchung der Existenz; am Anfang die sinnlich materielle, in der Mitte der Zweifel der Intelligenz und am Schluß, auch beim bewährten Christen, die große Lästerung Satans, die Leugnung des Prinzips und der Ursache: Es gibt keinen Gott! Verzweifle und stirb! — Wie bei der Darstellung der volkstümlichen, in ihrer Einfalt oft packenden mittelalterlichen „Mystères“ die Bühne in 3, die Hölle, die Erde und den Himmel darstellende Stockwerke geteilt war (die 3 grundlegenden Kreise der Druiden in der Welt und im Menschen, Amon, Abred und Gwynfyd), so wird

jedes wahre, große Menschenwerk, Epos oder Tragödie, Weltgeschichte oder selbst Roman, von selbst zur Trilogie, deren Wurzel in die Unterwelt ragt, so bei Homer, Sophokles und Äschylus oder den Dialogen Platos, so bei Dantes Divina Comedia, bei Goethes Faust und Klopstocks Messias, Miltons Verlorenem Paradies und Byrons „Kain" und „Manfred". Nur die oberflächliche, seichte Aufklärung bewegt sich ohne Höhen und Tiefen nur auf der platten Erde.

4 ist, auch in der Bibel, die Zahl dieser Welt. In 40 tritt uns ihre volle Nichtigkeit und ihre Öde, insofern sie jetzt eine sündliche und von Gott getrennte ist, entgegen; das ist die Versuchung in der Wüste; beim Volk Israel, bei Moses, dem Gesetzgeber, bei Elias, dem Propheten, und bei Christo; aber auch das Alleinsein mit Gott; so war Moses 2 mal 40 Tage auf dem Sinai; 40 Tage war Christus im Paradies, ehe er zum Vater aufsteigen durfte. Bei 4 kommt 1, die Welt, zum dreieinigen Gott hinzu als volle Offenbarung; so zu den 3 Reichen der Natur der Mensch; zu den 3 Elementen im Sinne der Alten, Erde, Wasser und Luft, das Feuer; zu den 3 Formen: fest, flüssig, gasförmig, das Organische; zu den 3 Dimensionen des Raumes: Länge, Breite, Höhe, die Tiefe als ein Inneres; zu Leib, Seele und Geist die Nahrung als ein Äußeres. Die 4 Weltgegenden entsprechen der großen 4-Teilung im Menschen nach rechter und linker, Vorder- und Rückseite mit ihrer Symbolik. Ebenso beleuchten die 4 Evangelien die 4 Seiten der Persönlichkeit Christi, die in einem uns noch dunkeln Verhältnis zu den 4 göttlichen Kräften stehen, welche durch die 4 Cherubim mit ihren 4 Lebenskreisen oder Rädern mit je 4 Flügeln und 4 Angesichtern nach den 4 Grundtypen des Menschen, des Löwen, des Stiers und des Adlers, vorgebildet sind. — „Wenn sie gingen, so gingen sie nach ihren 4 Seiten;

sie wandten sich nicht" — also der Grundtypus des Würfels. Würfelförmig war das Allerheiligste, die vollendete Beherrschung des Raumes oder die Allgegenwart Gottes andeutend; und viereckig, würfelförmig ist das heilige Jerusalem, der vollendete ewige Typus der Wohnung und der Stadt. So ist im Parthenon und sicherlich auch im Tempel Salomonis die Grundform der Fassade, das Gesicht des Tempels, das Viereck vom Dreieck gekrönt, die Welt von der Gottheit beherrscht, $4+3=7$; 4 mit 3 multipliziert, also die Welt von Gott gesegnet und fruchtbar gemacht $= 12$, die Zahl des Volkes Israel, dem diese Welt und ihr Segen verheißen, und ebenso die Zahl des himmlischen, die neue Erde, die neue Welt beherrschenden Jruschalajim. „Das Gesetz wird von Zion ausgehen."

Je höher wir in die Zahlen steigen, desto schwieriger wird naturgemäß ihre Symbolik. Jede Zahl wird mehr und mehr zu einem Komplex von unerschöpflichen Zahlgesetzen. Denn sie enthält alle vorhergehenden in sich, mit allen ihren Eigenschaften, die unsere ganze Mathematik schon bei einfachen Zahlen wie 7 oder 9 nicht zu ergründen vermag.

5 scheint auf $3+2$ zu beruhen, und eine Halbheit zu involvieren, die auf die entsprechende wartet, so bei den 5 Fingern jeder Hand und den 5 klugen und 5 törichten Jungfrauen. 6 ist nicht, wenigstens nicht in der Zahl des Tieres 6 6 6, als eine Verdoppelung der göttlichen 3, sondern als $4+2$ aufzufassen, also eine in dieser Welt sich abmühende und doch nicht vollkommene Evolution; so die 6 Tage der Arbeit. Erst durch ein großes Eins wird 6 zur heiligen Zahl $7 = 4+3$, und die 6 Tage und Jahre und Jahrtausende der Arbeit durch einen Sabbattag, -Jahr, und -Jahrtausend zur göttlichen Woche. — Weil in Gott 7 Geister und Kräfte ewig wogen, die in den 6 Schöpfungstagen wirkten, um im siebenten sich z-

großen göttlichen Ruhe und Harmonie und zum Schlußakkord zu vereinigen, so ist 7 die Zahl der Vollendung, die Dreizahl der Gottheit mit der Vierzahl der Weltoffenbarung vereinigend. Am großen Schluß zerbricht das Lamm Gottes die 7 Siegel, mit denen Satan und die Sünde diese 7 Kräfte Gottes in der gefallenen Schöpfung gefesselt haben, und die entfesselten ergießen sich über die Erde im gerechten Gericht der 7 Posaunen und der 7 Schalen. Auf der neuen Erde ist 7 nach dem großen Sabbatgesetz das immer größeren, herrlicheren Sabbat bringende Gesetz der himmlischen Zeit. — $8 = 2 \times 4$, die doppelte Zahl der Welt, spielt in der Bibel keine wesentliche Rolle; doch wird der 8. Tag zur Beschneidung der Kinder und zur Reinigung des Aussatzes, der unreinen Männer und der Nazarener angesetzt. $9 = 3 \times 3$ ist von jeher die Zahl des Mystikers, der von der Welt nichts mehr will, sondern in einer fruchtbaren Steigerung des Göttlichen alles sucht.

•

Damit sind die großen Ureinheiten der Zahl erschöpft, die zusammen eine Grundzahl des Menschen, 10, ausmachen, wie sie sich am Ende seiner Glieder verästelt und offenbart in seinen 10 Fingern, in diesen 10 Werkzeugen und Kräften, womit er die Welt bezwingt, nach der rechten und linken Seite halbiert; ein freies Schweben zwischen Gutem und Bösem aussprechend.

In den 10 Riesen der vorsintflutlichen Zeit haben sich diese Urzahlen und ihre Qualitäten ausgesprochen, als noch der Mensch als gewaltige Ichheit und Träger großer Prinzipien die Erde beherrschte und, noch paradiesische Kräfte in sich fühlend,

sich diese ihm so neue Welt ansah, und die Gesetze dieses ihm noch so unbekannten Erdenlebens. Davon singt die isländische Sage, die Völuspá: „Riesen acht' ich — Die Urgebornen, — Neun Äste weiß ich — Am starken Stamm — Im Staub der Erde." „Der Schöpfer," sagt die Baghavad-Pourâna, „schuf zuerst auf Erden die 10 Väter, die Herren der Geschöpfe, die pradjâpatis." — Welche Dramen mögen die Lebensläufe, die im himmlischen Äther geschriebenen Biographien dieser vielhundertjährigen Dynasten und Autokraten und Tyrannen bieten, die kein Gesetz kannten als ihren Willen und „die Erde mit Gewalttat füllten!" Welches Schauspiel für die Elohim und die Engel, wie sie mit mächtiger Faust und unverwüstlicher Kraft die stoffliche und die geistige Erde in Besitz nahmen! — Zuerst Adam, der große Eine und Erste, vor dem in Ewigkeit kein Geist wußte, was ein Mensch sei; der göttliche Hauch, das aktive Ha! Wir sahen es, wie er über die Erde schreitet, der Rote, der Blutfarbige, von heiß pulsierender Lebensflut belebt! — Dann Seth, der zweite; er ist der Gesetzte, das Gesetz. Wir sahen oben, daß im Zwei der Gegensatz, also das Gesetz, sich offenbart; er faßt also und stellt diese Welt dar als eine gesetzte, diese Existenz als die Erfüllung von Gesetzen, unzerbrechlich, unbarmherzig, ewig. Aber er ist auch, wie Eva in prächtiger Symbolik und als die Mutter aller Lebendigen es ausspricht: „Ersatz" und damit wird mit dieser Zahl 2 das wunderbare Gesetz ausgesprochen, nach welchem diese Menschheit besteht durch neue göttliche Geburten, durch den steten Ersatz der durch die Macht des Todes Hinweggerafften. Diesen Abel kann Kain, diese Menschheit kann Satan, der die Macht des Todes hat, nicht töten, denn der Gott des Lebens schafft Ersatz. — Aber immer mehr brechen mit dem Bewußtsein des tiefen Falls die Wellen der Mühe und Arbeit, des Grams und des

Kummers selbst über diese Starken herein; und Seth nennt seinen Sohn Enos = einen elenden Menschen! Welch ein bis zu uns, durch die Jahrtausende klingender Seufzer der Menschheit über ihre verfehlte Existenz! Schon in seiner Zahl 3 liegt die Selbstvernichtung des sich elend und nichts fühlenden Menschen Gott gegenüber. — Aber sie raffen sich auf; sie müssen die Erde besitzen; so will es Gott! „Besitzer" heißt und war Kenan, der 4., in der Kraft dieser Grundzahl der Welt, des Würfels und der Wohnung; er fühlte sich als Freiherr von Gottesgnaden über noch nie von Menschen gesehene Länder, mit ihren Flüssen und Bergen und Früchten und Tieren, sprach: diese Erde ist mein! und besaß sie Jahrhunderte hindurch. Und in dieser Macht und in diesem Besitz war Mahalaleel ein Weltherrscher, der „Gott lobte!" Die Zahl 5 ist auch die mit 5 Fingern gen Himmel und zu Gott erhobene Hand, die lobt und gelobt. Wie mag sein Lobgesang und der der Tausende, die, aus seinen Lenden hervorgegangen, ihm dienten, laut und groß und frei emporgeschallt haben! Doch auf die Höhe folgt der Fall. — Jared = der Absteigende, Herabkommende, ist sich seiner Abkunft wohl bewußt und verläßt dennoch dieselbe; ist als sechster schon der Mensch der Sünde, dessen Zahl einst 666 sein wird. Und wie auf jenen einst der Menschensohn, Christus folgen wird, so folgt auf den Jared der siebente: Henoch, der Geweihte; auch der Eingeweihte, der Wissende, von Gott Belehrte, dem die Zukunft bekannt; er lebt und webt in seiner heiligen, göttlichen Zahl, schaut weit über alle irdische Macht und allen Besitz hinweg den großen Abschluß der Erdgeschichte (Juda 14); lebt als wahrer Mensch in der wahren Zeit das wahre, große Jahr, 365 Tage, ein Jahr für einen Tag, und wird von Gott als reife Himmelsfrucht gepflückt.

Mit diesen 7 Urzahlen ist die größere Herrlichkeit abgeschlossen und es geht nun dem Gericht zu. „Todespfeil" nennt der Prophet seinen Sohn Methusalah, und dieser muß es an 1000 Jahre in sich tragen und mit seinem Namen aussprechen, daß auch ihn, den ältesten aller Menschen, einst der Tod mit allen anderen treffen wird; denn nach seiner Todeszahl starb er in der Sintflut. Der 9., Lamech, heißt ein Armer. Das ist das Fazit der menschlichen Zahlevolution! Es mag wohl der erste Mystiker gewesen sein, der auf Erden arm, der Erde müde, in dem dreimal dreimal heiligen Gott Ersatz suchte und fand. — Und Noah, der Trost, die Ruhe ist der Zehnte. Eins und Null! Welch ein Symbol von dem Einziggeretteten und der Vernichtung! Durch unbegreifliche, von uns kaum geahnte Kräfte und Prinzipien hindurch hat die Menschheit evolviert; und nun ruht sie, die sündige, freilich im Tod der Sintflut; Noah aber, der Diener Gottes, in der Befreiung von aller Gewalttat und Bosheit der vorsintflutlichen Welt, auf einer neuen, einstweilen noch friedlichen Erde.

Und die Zahl fängt von vorne an, nachdem sie in Noah zur Einheit des Zehners zurückgekehrt ist. Die Ichheit hört auf und die Vielheit geht an. Nie mehr beherrscht ein Mensch die Menschheit. Die Geschichte der Individuen hört auf, die der Nationen beginnt, und die Geschichte der Menschheit evolviert nach dem großen Dezimalsystem weiter, entsprechend den 10, auch nach 5 und 5 (nicht nach katholischer Lehre nach 4 und 6) gegliederten Geboten und Verboten Gottes. Die Ichheit hat sich in der Vielheit zersplittert, abgeschwächt, wird zum 10-, 100-, 1000mal blässeren Abdruck der ersten majestätischen Individuen nach Gottes Bild; zur Strafe, zur Verhütung, damit ihr Böses nicht das göttliche Gute überwuchere. — Diese Zerteilung und Zersplitterung der Zahl und die entsprechende des

Geistes und der Macht zeigt sich am Wort des Menschen, diesem Maßstab seiner Größe. Adam, der Mensch, der Eine, wie er alle Tiere nannte, spricht Worte für die ganze Menschheit und solange sie auf Erden wandeln wird, für sie gültig: „Ich habe mich gefürchtet, denn ich bin nackt"; und er nannte Eva „die Mutter der Lebendigen" und sprach: „Diese ist Gebein von meinen Gebeinen und Fleisch von meinem Fleische. Darum wird ein Mann seinen Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, und sie werden ein Fleisch sein." — Noahs Worte bestimmen das Schicksal eines Weltteils: „Verflucht sei Kanaan! ein Knecht der Knechte sei er seinen Brüdern! Gelobet sei Jehova, der Gott Sems (Schem: Ruf, Anrufen), und Kanaan sei sein Knecht! Weit mache es Gott dem Japhet, und er wohne in den Zelten Sems — wunderbare Prophezeiung! wie schon sein Name: Erweiterung, Ausbreitung bedeutet — und Kanaan sei sein Knecht!" Abrahams Worte beziehen sich nur auf das Volk Israel und seine große Mission den Nationen gegenüber. Isaak setzt den Jakob als Erben der Verheißung ein; Jakobs Segen betrifft die einzelnen Stämme; usw. Seitdem und jetzt noch vermag wohl der fromme Vater seinen Sohn zu segnen, und er ist gesegnet; aber wo ist jetzt ein Mann, ein Christ, dessen Wort, dessen Segen oder Fluch die Geschicke nur seines Volksstammes, so Bayerns oder Schwabens, geschweige ganz Deutschlands oder gar Europas auf Jahrhunderte zu binden oder zu lösen vermöchte? Ein schlagender Beweis davon, wie der Geist des ersten Mannes und großen Eins nun unter 1500 Millionen Menschen zerteilt fortweht!

So schreitet in der Zahl das große Eins endlos in immer größeren Evolutionen weiter als 100, 1000, 100000, 1000000, in diesen von den Völkern als Einheiten, als Elemente des Zählens anerkannten Zahlen.

Die Zahl ist zugleich ewige Geometrie, liegt allen Formen zu Grunde. 1 ist der Punkt; 2 die Linie; 3 das Dreieck, die Fläche; 4 schon das Volumen, die Pyramide; 5 die Doppelpyramide, 8 der Würfel usw. Ungeheure Schöpfungen! Elemente aller Formen, ohne die auch der Geist nicht denken kann! — Und jede neue Zahl ist eine Einheit, mit ihrem Charakter, ihren Eigentümlichkeiten und ihrer persönlichen Bedeutung; so etwa 1473 für einen Engel, obgleich für uns nur ein Konglomerat.

Die Zahl ist unteilbar. Es gibt in der wahren Schöpfung keine Brüche. Was wir einen Bruch nennen, das ist eine, auf eine höhere Zahl bezogene Zahl, die an sich doch ein Ganzes bleibt, wie $\frac{1}{1000}$ eines Kilo doch ein Gramm ist, und vor Gott ein Mensch $\frac{1}{1600000000}$ der Menschheit und doch zugleich eine Einheit und ein Eins ist. Ein halber Baum oder ein Viertels-Tier ist ein nur in der abgefallenen Schöpfung, nicht aber in der ewigen Natur mögliches Unding. Ein Bruch ist nicht lebensfähig. Göttliche Einheiten sind unteilbar wie das chemische Atom, dieses Postulat der Wissenschaft des Stoffs, dieses Urbild der Ichheit. In jeder solchen Ichheit ist Gott alles in allem. Auch das Passahlamm durfte nicht geteilt, noch ein halbes Tier als Opfer dargebracht, noch vom Opfer etwas übrig gelassen werden. Im Himmel gibt es keine Brüche, keine Halbheiten, keine halben Menschen, wie keine halben Engel.

In der Hölle sind zwar auch die Verdammten wie die Teufel ewige Ichheiten; denn Gott nimmt diese seine unver

äußerliche Gabe an das Geschöpf nicht zurück; aber weil sie von Gott nichts wollten, hat Er sich von ihnen zurückgezogen und sein Gesicht von ihnen abgewandt, dieses Licht, in dem allein das Geschöpf das Licht sieht. Weil sie sich vom großen Eins losgesagt, haben sie weder Gesetz noch Norm mehr in sich; sie haben, sagt schon Plato, „ihre Zahl verloren". — „Der Herr dieses Knechts wird kommen und ihn entzwei, in zwei Stücke (Grundtext) zerhauen" (Luk. 12, 46), wird Seele und Geist auseinanderspalten. — „Dann kehrt der Geist zu Gott, der ihn gegeben" und die geistlose Seele sinkt in die Tiefe, hat das Göttliche verloren, vermöge dessen sie mit Gott verkehren konnte, und kann Ihn nimmermehr finden. Ihr Dasein im höllischen Leib ist nun Teil ohne Ganzes, Halbheit ohne Entsprechung, Wunsch ohne Verwirklichung, Gier ohne Genuß, Wut ohne Macht. Die Ichheit, die sich haßt, der Kopf, der vergeblich zu denken sich müht, die Augen ohne das Licht, der Mund ohne das Wort, die Füße, die keine Unterlage finden, die Hände, die ewig ins Nichts greifen; die Seele, das große Subjekt ohne Objekt, das Geschöpf ohne die Schöpfung und ohne den Schöpfer, das heißt gottverlassen sein, das ist äußerste Finsternis, ein ewiges Fallen durch grundlose Abgründe, ein stetes Sterben ohne Hoffnung des Todes!

Davon trägt und birgt in sich ein Vorgefühl, wie Wetterleuchten, schon hienieden der freche Gottlose, „die hochverdammte Seele", wie Böhme sagt, der alles Erschaffene nicht mehr freudige Ergänzung und Nahrung, sondern nur noch Qual und Wutreiz, und der nur Vernichtung Genuß ist.

Indessen dringen wir mit der Erkenntnis, daß 1 die Zahl der Einheit ist, 2 die des Gegensatzes, 3 die Gottes und 4 die der Welt, kaum weiter in das Wesen der Zahl ein; denn wir wissen nicht, warum und inwiefern diese Zahlen diese

Bedeutung haben. Vielmehr verhält es sich mit der Zahl wie mit dem Buch des Gesetzes, Sepher Thorah, von dem die Kabbala sagt: „eben weil dasselbe durchaus geheimnisvoll und hieroglyphisch, erscheint es wegen seiner großen Verschlossenheit dem Unkundigen weniger mystisch als die Propheten, in denen die Mystik schon mehr aufgeschlossen.“ Weil die geheime Bedeutung der Zahl das Tiefste ist, darauf die Schöpfung sich gründet, so entzieht sich diese Tiefe wie unserer direkten Erkenntnis, so unserem Gefühl, während die schon mehr aufgeschlossene, darauf beruhende Symbolik der Form und der Farbe beides anregt. So bekommt jeder Mensch von einem hohen, steilen Berg den geheimnisvollen Eindruck der Höhe, vom Meer den der unendlichen Fläche, vom Abgrund den unheimlichen des Fallens; und ebenso betrübt uns die schwarze und belebt uns die rote Farbe. Von der Zahl 3 oder 4 dagegen bekommt niemand unmittelbar einen göttlichen, noch einen weltlichen Eindruck. — Warum dann sich mit der Zahl abgeben? — Deshalb, weil die Bibel lehrt, daß es eine himmlische Zahl gibt, die sich zur unserigen wie höchste Algebra zur Arithmetik verhält, und die das Gesetz der himmlischen Schöpfung ist, wie die irdische Zahl das der irdischen. Eine Betrachtung dieser Zahl gehört also zur Betrachtung ewiger Wahrheiten, zur geistigen Vorbereitung und, wenn auch indirekt, zu dem vom Heiligen Geist empfohlenen Sinnen nach dem, das droben ist.

Die Zahl beherrscht die drei Grundformen der Existenz: die Zeit, den Raum und den Stoff.

Die fortlaufende Serie der sich wiederholenden Einheiten, eine arithmetische Progression, oder die ewige, in die Endlichkeit

tretende Zahl, das ist die Zeit. Es rollen dahin die Jahrtausende und die Jahrhunderte, die Jahre und die Monate, die Wochen und die Tage und die Stunden, von einem Denker schon „Tropfen der Ewigkeit“ genannt; und diese Zahlen, diese unaufhörlich aufeinander folgenden Data, sind das Gewebe, auf das erst die Menschen ihre Taten einsticken; von diesen Zahlen hängt es ab, ob eine Tat Ursache oder Wirkung, ob ein Mensch Ahne oder Enkel ist; und „wenn die Zeit und die Stunde gekommen“, dann heißt es: „und es geschah!“ In dieser sich abrollenden Zahl der Zeit ist nach Gottes ewigem Ratschluß die Zukunft sowohl des einzelnen als auch der ganzen Menschheit festgestellt. S. Daniel Kap. 12, 7: „es soll währen eine Zeit, zwei Zeiten und eine halbe Zeit“ ($3^1/_2$). Auch Offenbarung 11, 13: „und sie (die zwei Zeugen) werden weissagen 1260 Tage“; usw.

Daß Musik und überhaupt Klang, Hall, Sprache, die Hörbarkeit der auch als Zeiteindrücke aufgefaßten Zahl und der Zahlverhältnisse sind, ist allbekannt.

Nicht weniger beherrscht die Zahl die Welt der Farben, oder richtiger, sie ist die alleinige uns bekannte Ursache dieser Erscheinungen. Von dem Unterschied zwischen dem roten und grünen Lichtstrahl wissen wir nichts anderes, als daß beim ersten der Äther, so unglaublich es klingen mag, etliche 400 billionenmal in der Minute schwingt, beim zweiten dagegen 500 und einige billionenmal. Wir können daher sagen: Farben sind nicht sowohl die Sichtbarkeit von Stoff als die Sichtbarkeit von Zahlen. Vibriert der Stoff nicht, so ist er farblos, unsichtbar. Freilich wissen wir nicht, ob Zahl und Stoff identisch sind; die Zahl bedarf des Stoffs, um sichtbar und hörbar zu werden; aber ebenso wahr ist es in wunderbarem Widerspiel, daß der Stoff der Zahl unbedingt bedarf,

um wahrnehmbar, ja um denkbar zu sein. Muß er doch vor allem im Raum sich offenbaren.

Der Raum aber, Höhe, Länge, Breite und Tiefe, lauter meß- und zählbare Einheiten, was ist er für unsere Vorstellung anderes, als die Zahl neben der Zahl als geometrische Progression gedacht? Es mißt der Astronom und der Mikrograph, wie weit entfernt, wie groß und wie viele die Himmelskörper und die Bazillen sind. Ohne Größe, d. h. Zahl, existiert der Raumbegriff nicht, ja er ist nichts als Größe und Zahl; wobei wir freilich, wie überhaupt hier unter Zahl nicht nur die arithmetische, sondern auch sämtliche Gleichungen der höheren Mathematik als der wahren Zahlwissenschaft verstehen.

Wie wir überhaupt hienieden als „halbtote Engel", wie Jak. Böhme den Menschen nennt, mit unverstandenen Worten und leeren Hülsen spielen, so sind wir auch gewöhnt, die Zahl lediglich als Mengebestimmung anzusehen. Spreche ich von 7 Äpfeln oder 14 Steinen, so haben freilich die Zahlen 7 und 14 mit dem Wesen von Apfel und Stein nichts zu schaffen. Schon anders, wenn ich vom Dreieck und Viereck rede; sie sind eine Bildung durch die Zahlen 3 und 4, und werden durch diese in allen ihren Eigenschaften normiert. Noch höher steht die Kurve, auch sie ist, wie wir sehen werden, Zahl. So drückt das Profil der Juno Ludovisi durch bloße Kurven Seelenadel, Reinheit, Majestät aus, und wirkt auf meine Seele ein. Die Musik aber beweist aufs klarste das Erstaunliche, daß bloße Zahlenverhältnisse, durch unsichtbare Luft ausgedrückt, diese meine Seele fröhlich oder traurig, ja zur Andacht und Anbetung Gottes, also zum Höchsten stimmen können. Damit geht uns eine Ahnung von der Schönheit, dem Inhalt und der Macht der Zahl auf, die auch Wort ist, wie z. B. jene, von musikalischen Zahlverhältnissen erzeugten Gefühle in mir sich mit

Worten ausdrücken lassen. „Lieder ohne Worte" gibt es in der wahren Welt nicht.

Die ganze Welt der Formen läßt sich auf die Sichtbarkeit von Zahlen und Zahlenverhältnissen zurückführen. Jede Form besteht aus geraden Linien oder aus Kurven oder aus beiden. Die darstellende und die analytische Geometrie beweisen, daß jede gerade Linie und ebenso jede Kurve durch eine algebraische Gleichung oder Formel, also durch eine Zahl, ausgedrückt werden kann, die in absolut richtiger, also wahrer Weise sämtliche Eigenschaften dieser Linie ausdrückt. So ist

$\frac{x}{a} + \frac{y}{b} = 1$, die Gleichung der geraden Linie,

$x^2 + y^2 = r^2$, des Kreises,

$\frac{x^2}{a^2} + \frac{x^2}{b^2} = 1$, der Ellipse,

$y^2 = 2px$, der Parabel, und

$\frac{x^2}{a^2} - \frac{y^2}{b^2} = 1$, der Hyperbel.

Daß letztere auch das Gesetz der ewigen Annäherung zweier Linien mit absolutem Ausschluß ihrer Berührung enthält, läßt sich leicht durch ihre geometrische Konstruktion beweisen: ein schönes Symbol davon, wie einst das Geschöpf in allen Ewigkeiten der Gottheit sich nähern wird, ohne je Gott zu werden. — Es ist also mathematische Wahrheit, daß jede Form Zahl ist oder daß die Krümmung eines Baumblattes, die Kurve der Flügel eines Käfers wie der Umriß der Alpenkette oder das Profil eines Menschen, als Gleichungen oder bestimmbare Zahlen aufzufassen sind.

Ferner normiert die Zahl alle Erscheinungen des Stoffes, dieses unbekannten Etwas, in dem wir leben und weben und das wir nicht erfassen. Am Anfang des Stoffes steht als 1 das unteilbare und unzerstörbare Atom. Was macht seine

Kraft, sein Leben, seine Ichheit aus? Antwort: seine Grundzahl, von uns Atomgewicht genannt. Frage den Chemiker, warum ein Grundstoff schwer und leichtflüssig ist wie Blei, ein anderer leichter, aber schwerflüssiger, wie Eisen, warum Gold nicht Eisen ist, und was der eigentliche Unterschied zwischen Sauerstoff und Wasserstoff sei, so weiß er darüber nichts anderes zu sagen, als daß das Gold ein anderes Atomgewicht, eine andere Grundzahl (nämlich 196,7) habe als das Eisen (56) und der Sauerstoff (16); der Wasserstoff dagegen 1. Diese Zahl ist ein Bild der wahren Zahl und Formel, die Gott über sie aussprach, als Er sie schuf, und deshalb und dadurch sind sie Gold und Eisen und Sauerstoff und Wasserstoff geworden. Nach dieser Grundzahl, die ihre Individualität, spezifisches Gewicht, Farbe, Härte, Schmelzpunkt usw. bedingen, können sie sich miteinander verbinden, anders nicht, weder auf Erden, noch auf den fernsten Fixsternen; das beweist uns die Spektralanalyse.

So muß der Chemiker, wenn er in seinen Retorten dem Stoff seine tiefsten Geheimnisse abzugewinnen sucht, wie kein anderer ausrufen: „Gott, du hast alles geordnet nach Maß, Zahl und Gewicht!“ (Weish. 11, 22.)

Ist das Atom = 1, so tritt im Kristall als sichtbarer Anhäufung der als 2 zu setzenden Moleküle die Zahl klar hervor; was ist ein Kristall anders als der uns unfaßliche Stoff, nach drei Achsen symmetrisch, also zahlentsprechend nach Zahlverhältnissen aufgebaut? Öffnen wir irgend ein Buch über Kristallographie, so finden wir darin die Kristallwelt mit allen ihren fast unzähligen Formen durch Zahlverhältnisse ausgedrückt und in algebraischen Formeln gemalt.

In der Pflanze tritt uns die schon im Keim ihr mitgegebene Zahl (Monokotyledonen und Dikotyledonen) im Blatt als einem nach 1, 3, 5, 7, 9 geteilten Kreis und in der eben-

falls geteilten Blüte entgegen. Kelch- und Blumenblätter, Staubfäden und Griffel offenbaren die der Pflanze innewohnende, ihre Entwicklung beherrschende Zahl. So sind die ein Viertel der bekannten Pflanzen ausmachenden Kruziferen dadurch kenntlich, daß ihre Teile 2—4zählig sind; die Schmetterlingsblüten sind 5zählig; die Liliaceen 3zählig; usw., und auf die Zahl der Staubfäden hat Linné bekanntlich sein ganzes Pflanzensystem aufgebaut. Zwar sind in der Pflanze die sie beherrschenden Zahlgesetze höher und infolge der größeren Freiheit des Organismus verborgener als beim Kristall; denn im Reich der Natur wie im Reich des Geistes ist es wunderbares Gesetz, daß höheres und höchstes Gesetz zugleich höhere und höchste Freiheit ist. Doch wird wohl niemand eine Schwertlilie betrachten, ohne daran sofort die Dreiteilung zu bewundern, die den schönen Bau harmonisch gliedert. Ein solches Zahlgesetz existiert für jede Pflanze. Durchschneiden wir ihre Keim- oder Blattknospe oder den Gipfeltrieb, so entdecken wir schon mit schwacher Vergrößerung die symmetrische, rosettenartige Anordnung der einzelnen Teile. Denken wir uns nun diese Rosette spiral- oder pfropfenzieherartig auseinandergezogen, so erkennen wir das Gesetz der Blattstellung und können sie durch einen Bruch ausdrücken, in welchem der Zähler die Stammumläufe und der Nenner die Zahl der Blätter, die dabei vorkommen, ausdrücken. So zeigen der Rosenkohl und der Zapfen der Weimutskiefer dasselbe Gesetz der Spiralordnung ihrer Röschen oder Schuppen ($\frac{5}{13}$). Prächtig ist die symmetrische Blattstellung bei den Palmen-, Kakteen-, Agaven-, Aloearten, bei Hauswurz, Sedum usw. In der Blüte, dieser Verherrlichung des Blatts zur Schönheit, und in der Frucht tritt das Symmetriegesetz der Pflanze am klarsten auf. So schön in der Sonnenblume; in einer Scheibe von 20—25 cm Durchmesser sind 1000—1200 Keime in

$^{55}/_{144}$ Anordnung so gestellt, daß erst der 145. Kern auf denselben Radius kommt wie der erste. So sind bei der Wucherblume Hunderte von Blütchen nach dem Gesetz $^{13}/_{34}$ in so schönen Spiralen geordnet, daß es viel Zeit, Mühe und Kunst brauchen würde, um dieses Meisterstück des Schöpfers nachzuzeichnen. So zeigen die Silberdistel ($^{55}/_{144}$), die Kornblume ($^{5}/_{13}$), die Dahlie, die Strohblume, die Artischocke, die Ananas, und ebenso die Zypressen- und Fichtenzapfen ($^{21}/_{55}$), aber auch bei genauerem Studium die Rose, die Eichtrose, das Veilchen, ja selbst die Augen an der Kartoffel (G. Arendt) und überhaupt alle Blüten und Pflanzen, erstaunliche Gesetze der Zahl und der Symmetrie. K. v. Marilaun glaubt, daß bei jeder Pflanzenart schon die Molekel des Samens nach denselben Gesetzen wie die Zellen der Pflanze, die Anordnung ihrer Blätter und die Symmetrie ihrer Blüten geordnet sind. Dieselben Gesetze bedingen selbstverständlich auch die Anordnung der Zweige am Ast und der Äste am Stamm, wozu noch der jedem Gewächs eigene Astwinkel kommt. So liegt dem scheinbar so frei und willkürlich wachsenden Baum ein mathematischer Bauplan zu Grund, den mehr Saft oder Sonnenschein, Wind und Regen oder die Nähe anderer Gewächse modifizieren und beeinträchtigen, aber nicht aufheben können; daran erkennt man die Eiche und unterscheidet sie von der Linde, und deshalb ist der Eichbaum der harte, ernste, meist einsame König der Wälder, mit herbem Saft und Geschmack, der keinen Geruch von sich gibt; die Linde der milde, heilsame Baum mit den weichen Formen und den duftenden Blüten. Der Baum ist, jede Art nach eigenem Stil, ein ebenso durchdachter, streng harmonischer Bau wie ein gotischer Dom oder eine Fuge von Bach. — Wie wunderbar sind doch die Werke Gottes und wie unfaßlich ist es, daß in dem bißchen Mehlstoff und Eiweiß der Eichel oder des Buchenkerns die ganze Mathematik dieses

großen Baus enthalten ist! So entsteht beim Christen, dieser göttlichen Pflanze (Matth. 15, 13), in der Neugeburt ein Lebenskeim, der in der Hülle noch verborgen die Gesetze seines geistigen Wachstums hienieden enthält; Gesetze, die sich einst in seiner himmlischen Blüte und Frucht in all ihrer Schönheit vollkommen und ewig entfalten werden.

Nicht minder beherrscht die Zahl das Tierreich. Auch hier greifen wir es wie mit Händen, wie Zahlengesetze die Evolution des Lebens regieren und leiten. 5, 9, 11, 13, also immer eine ungerade Zahl von Armen strecken die Seesterne aus; 5zählig sind die so zahlreichen Seeigelarten; auch das Wachstum, die Ringe, Öffnungen und Stacheln an Schneckenmuscheln befolgen ebenso schöne Spiralgesetze wie die oben angeführten Gewächse. 100000 Insekten- und Käferarten werden von der Zahl 3 beherrscht; sie bestehen aus Kopf, Brust und Bauch, haben 3 Paar Füße und machen drei Lebensformen durch, als Larve, Puppe und Insekt. — Und welche reichhaltige Schöpfung bezeichnen wir als „Vierfüßler"! — Auch die menschliche Leiblichkeit ist nach der Zahl 2 und 10 (2×5) aufgebaut. 2 Arme und 2 Beine, 2 Augen und 2 Ohren, 2 Hände und 2 Füße, in je 5 Finger oder Zehen eingeteilt, von welchen der Mensch sein Zahlensystem hat. Dabei haben von 1500 Millionen Menschen nicht zwei das gleiche Gesicht; also absolute Mannigfaltigkeit in der Kombination; die geringste Abweichung von der Zahl dagegen, so z. B. 3 Arme oder nur 1 Fuß, ergibt sofort ein Monstrum.

Die gesamte leibliche Erscheinung dieses nach Gottes Bild geschaffenen Wesens, sämtliche physikalischen und chemischen Vorgänge, die als Wachstum, Ernährung, Atem usw. in ihm vor sich gehen und deren Gesamtheit wir Leben nennen, sind harmonischen Zahlenverbindungen unterworfen; unharmonische Verbindungen, das Überhandnehmen einer Einzelzahl auf

Kosten der anderen, das ist Krankheit, Krebs, Tuberkulose usw.; ein Aufhören der Zahlenharmonie überhaupt bedeutet den Tod. Da löst sich die Einheit in die Vielheit wieder auf; der einheitliche Bau zerfällt in niedere, von keiner höheren Zahl beherrschte Verbindungen.

Daß wir mit dem Menschen an der Grenze der sichtbaren Welt, richtiger gesagt, der irdischen Sichtbarkeit, angekommen sind, und daß höhere Formen der Existenz, der Engel und der Cherubim, für unsere jetzigen Augen nicht sichtbar sind, darf uns nicht irre machen. Sichtbar ist das, was das jeweilige subjektive Auge erfassen kann. Unsichtbar sind schon die Luft und der Äther, der elektrische Strom, der Schall und die Kraft überhaupt. So ist der Mensch schon für eine Ameise oder Spinne, die nach Lubbock nur 2—$2^1/_2$ cm weit sieht, unüberschaubar; für ein Räder- oder Trompetertierchen aber gänzlich unsichtbar.

Die Zahl ist auch das Gesetz der geistigen Evolution. Auch diese kann nur in der Zahl und nach der Zahl geschehen. Die Genesis erzählt uns in der Schöpfungsgeschichte das göttliche Aussprechen von 6 gewaltigen irdischen Grundzahlen oder Grundwörtern. Jede höhere Zahl, jedes Hauptwort, enthält die vorhergehenden, wie 1, 2, 3, 4, 5 in 6 enthalten sind. So hat der Mensch in sich die Eigenschaften des Kristalls, der Pflanze und des Tieres, und deshalb konnte Adam alle Tiere und alle Wesen mit ihrem wahren Namen nennen (Gen. 2, 20) und verstand ihre Sprache (Gen. 3, 1—4); nicht aber sie die seine; denn jede höhere Sphäre des Seins ist Mysterium und Wunder der unteren.

Sicherlich ist auch dieser Geist und seine Entwicklung, wie ja auch seine Produkte, von selbsterdachten Gesetzen regiert. Sollte er, der außer sich alle Dinge bemißt, nicht auch in sich seinen Maßstab besitzen? Aber wir kennen ihn nicht, sind blind und verstehen uns selbst nicht! Welcher Mensch kennt die Materialien, den Bauplan, die Architektur und Mathematik der eigenen Seele, ihre Zusammensetzung und ihre chemische Formel, ihre Elemente und deren Affinitäten und Atomgewicht? Wohl merken wir, daß sie aus etwas Willens- und Denkkraft, Gefühl, Imagination, Erkenntnisvermögen besteht; aber können wir definieren, was diese sind oder wieviel wir von jedem besitzen, oder wie weit jedes bei unserem Tun mitwirkt? — Und wie, wenn in dieser Seele, wie in der doch schon so lang bekannten Luft, ein unbekanntes Element, ein Argon oder ein Krypton, sich befände? — Wer erkennt in sich die gesetzmäßige Evolution der wachsenden Liebe oder des zunehmenden Hasses, die geregelten Geistesbahnen, in denen seine Intelligenz spiralartig sich bewegt und immer höher steigt, und sein nach symmetrischen und harmonischen Gesetzen des Wachstums geschehendes Zunehmen am inwendigen Menschen? Wer mißt es, wie tief seine Wurzeln in die Unterwelt tauchen, und wie hoch sein Haupt in die obere ragt? Wer kennt seine ihm von Gott zugesprochene geistige Größe, der er keine Elle zusetzen kann? — Unsere Seele ist uns ein unbekannter Abgrund, und das „Erkenne dich selbst" des alten Weisen hienieden eine bittere Ironie! — Wir messen das All an uns und wissen nicht, wie groß wir sind, und sprechen noch viel von unserer Weisheit und von unserer Erkenntnis! — Drüben werden wir in Gott die Bestandteile und die Gesetze unseres Seins erkennen und es klar schauen, daß wie hier unsere Muskeln und Nerven, Hirn und Blutgefäße, Glieder und Sinnesorgane das wunderbare Gebilde, den Menschenkörper — wenn normal, das Schönste

in der Welt — aufbauen, so auch genau abgewogene ewige Elemente und mit wunderbarer Genauigkeit und Gesetzmäßigkeit arbeitende Kräfte Gottes nicht nur unseren geistigen Leib, diesen höchsten Organismus, sondern auch unsere ewige seelische Ichheit, unser geistiges Individuum bilden.

Richtige Individualisierung nach der Grundzahl und Formel jeden Geschöpfes oder Evolution, Ent- und Abwicklung alles dessen, was in dieser Zahl oder in diesem Wort enthalten, ist Gesetz der Schöpfung, ist die nach unverbrüchlichen Gesetzen geschehende fortgesetzte Aufbauung der Ichheit durch alle Äonen hindurch vermittest steter Annexion des umgebenden Alls, eine Aufbauung, von der leibliches Wachstum durch Ernährung Bild und Folge zugleich ist. Diese Evolution ist nur möglich vom wahren Eins, von Gott, als Einheit ausgehend, was auch absolute, göttliche und vollkommene Nächstenliebe bedingt, da in jeder Ichzahl 1 zugleich Grundzahl und gemeinschaftliche Einheit aller Geister ist. Das „Böse" dagegen ist Individualisierung auf eigene Zahl hin als Einheit aufgestellt. Als Luzifer sich in Gott bis zu einer Ichzahl n individualisiert hatte, setzte er diese Ichzahl n = 1, zum Ausgangspunkt und Maßstab einer neuen, selbständigen, d. h. von Gott losgetrennten, Seiner nicht mehr bedürfenden Individualisierung. Er machte damit das göttliche 1 zu einem bloßen Bruchteil seines Ichs und sich selbst zur Einheit, zum Gott und Logos seiner Ichheit. Damit entstand das „Böse", ein negatives Gutes, welches Gott bei solchen, die nicht widerstehen, durch Hinzugeben des Fehlenden zu einem positiven Guten machen wird. Je höher die Zahl des Selbstindividualisierenden, desto falscher und gottloser seine Individualisation. Ist 6 = 1 und 12 = 2, dagegen 90 = 1 und 180 = 2, so ist im ersteren das ursprüngliche Eins und Göttliche noch $^1/_6$ der Ichzahl; im zweiten nur $^1/_{90}$. Zu Nichts

aber kann das Göttliche auch im Bösen nicht werden, wie keine Individualisierung von 0 ausgehend möglich ist. Insofern ist das Böse immer noch um etwas besser als das Nichts. Im Nichts, als im Nichtvorhandenen, kann Gott sich nicht offenbaren; im Bösen aber offenbart Er seine Heiligkeit, seine Gerechtigkeit und seine Gnade. Deshalb läßt Er es stehen. — „O Mensch, wer bist du, daß du mit Gott rechten willst, wenn Gott, willens seinen Zorn zu zeigen und seine Macht kund zu tun, die Gefäße des Zornes mit großer Langmut erträgt?" (Röm. 9, 20 u. 22.)

Die Individualisation Luzifers umfaßt, wie in Off. 12, 4 angedeutet, ein Drittel der Schöpfung, und diese Größe gibt uns einen Begriff von der kolossalen Ichzahl des gefallenen Lichtfürsten. Adam hat nur die Sünde in diese Welt gebracht; Satan aber hat das Böse geschaffen und in die Himmel gesetzt. Ein neues Prinzip! Eine gigantische Tat! Aus ihr sind wie aus einem gewaltigen Giftstamm unzählige Äste und Zweige und Früchte und Konsequenzen für Millionen von Lichtfürsten und ihre Welten entsprossen. Während wir kleine Menschen aus allerlei und vielen Übertretungen allmählich unsere Sünden aufbauen, wird vom Satan nicht gesagt, er sündige oder sei ein Sünder. Sünde ist Übertretung des Göttlichen im Bewußtsein, daß das Gute Gesetz ist; Satan aber hat das Böse als sein Gutes, als allein gültiges Gesetz aufgestellt; damit fällt für ihn Sünde und Erlösung weg. Von ihm heißt es nicht, daß er sündige oder ein Sünder sei; er tut nicht Böses: er ist das Böse; freilich ein uns Menschen Unfaßbares, die wir niemals hier, sondern erst drüben ewig das eine oder das andere der zwei großen Prinzipien schauen werden. Und doch, und weil auch seine Individualisierung ursprünglich vom göttlichen Eins ausgeht, und weil ohne Gutes kein Böses ist, so

mag ihm das Wissen Zorn und Wut sein, daß er ohne Gott, den über alles Gehaßten, nicht wäre.

Und weil seine Individualisation auf falsche Einheit aufgebaut, ist er der Schöpfer und Vater der Lüge. Wie begehrt er sich und den Seinen ein eigenes Weltall außer dem Gott des Guten zu erbauen, eine neue Urschöpfung, mit anderen Naturgesetzen und anderen Kräften, mit anderer Sprache, anderer Zahl und anderer Mathematik! Damit wäre er als Gottesgleichen legitimiert. Aber er kann nicht; denn er hat nicht in sich den Logos, sondern nur die Lüge, und diese ist ohnmächtig und unfruchtbar, und selbst der Tod wäre nicht ohne das Leben. Sein nur dem Ja Kraft und Existenz entlehnender Machtspruch ist: Nein. — Gibt es einen Gott? — Nein! — Ein Gutes und ein Böses? — Nein. — Eine Erlösung und eine ewige Seligkeit? — Nein und tausendmal nein! — Er ist der Geist, der stets verneint, und an der Negation und an ihren ohnmächtigen Versuchen, sich eine Welt ohne Gott zu konstruieren, erkennt man seine Kinder.

Diese Tat Luzifers wurde nach einem göttlichen Gesetz zur Fatalität seiner Unterzahlen. Es entstand das jetzt uns Sichtbare, der bruchhafte Zeit-, Raum- und Stoffschein, in dem wir leben, und welcher schon der irdischen Schöpfung voranging. — „Die Erde war wüst und leer!" eine Wirkung Satans, eine Verwüstung seines einstigen Gebiets und Erbes; und Adam, im Bilde Gottes geschaffen, hätte durch Gehorsam, vom Garten Eden als dem Mittelpunkt aus, diese Erde Gott zurückerobern sollen. Aber er verlor die Geistesschlacht, und Christus mußte sie auskämpfen.

Wie die Tat Luzifers zur Fatalität des Menschen wurde, d. h. die Versuchung Adams in sich schloß, so wurde die Tat Adams zur Fatalität der in der seinigen inbegriffenen Ichzahlen der

Tieres, der Pflanze und des Steins. „Verflucht ist der Acker um deinetwillen!“ — „Sintemal die Kreatur unterworfen ist der Eitelkeit, ohne ihren Willen, sondern um des willen, der sie unterworfen hat.“ (Röm. 8, 20). So ist ferner das Tun des Tieres die Fatalität der in seiner Zahl inbegriffenen Pflanze, die es widerstandslos vernichtet, um sich von ihr zu nähren; und das Leben der Pflanze ist die Fatalität des von ihr zu ihrem Wachstum ebenso unwiderstehlich verbrauchten Kristalls und Gesteins.

Träumt seinerseits der Mensch den Traum Satans, sieht er nur noch den Schein und nicht das Wesen, nur das Vergängliche und nicht das Ewige, nur das Kreatürliche und nicht das Göttliche an den Dingen und Geschöpfen — ein schwerer, böser Traum, aus welchem er nur durch einen nicht in seiner Macht liegenden Ruf von oben geweckt werden kann — so lebt das Tier und selbst das in den Tiefen des Ozeans verborgene, unbewußt den Traum des Menschen, einen Traum, dessen Gott, Logos, Gesetz und Zahl er ist, und die Religion des Tieres ist die Furcht vor dem Menschen, die Gott über dasselbe verhängt hat (Gen. 9, 2). — Ebendaher wird ein Zurückversetzen des Menschen in die wahre Zahl ein ebensolches Zurückversetzen in dieselbe für alle anderen in der seinen inbegriffenen Ichheiten und Ichzahlen mitbringen. „Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes und hofft auf die herrliche Freiheit der Kinder Gottes“ (Röm. 8, 19—23).

Indem der Mensch von der verbotenen Frucht aß, setzte auch er seinen Willen zur Autorität, seine eigene Ichzahl = 1 zur Einheit seiner neuen Individualisierung und machte sich zum Logos und Eins seiner Ichwelt. Davon sind ein Bild die Philosophien, in denen er aus sich heraus, als 1 und einzig

nötiges Subjekt, das All und das Sein begreifen will. „Siehe! der Mensch ist geworden wie unser Einer“ (Gen. 3, 22). Was ist die Sünde? Ist es nicht, daß der Mensch sich als Einheit und Grundzahl und Zentrum der Welt setzt, nach der alle Geschöpfe und alle Menschen sich richten sollten, von der aus er sie nur für Brüche seiner Ichzahl hält und spricht: Ich bin Maßstab und Gesetz und Mittelpunkt — und liebt sich von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit allen seinen Gedanken; anstatt zu erkennen, daß er nur ein unbegreiflich kleiner Bruchteil des Gottes ist, der das Eins und das All, das A und das O? — Und hat Christus nicht dadurch uns von dieser Sünde erlöst, daß Er ein Nichts sein wollte, nur den Willen des Vaters tat, nur seine Worte sprach, und endlich auf dessen Wink seine Ichheit in den Tod gab? „Er vernichtete sich selbst“, „machte sich zu nichts“! (Phil. 2, 7, Grundtext.)

Diese neue und falsche Individualisierung des Menschen geschah zum großen Teil und geschieht heute noch im Unbewußten. Nicht nur der Christ ist tot und sein Leben ist mit Christo in Gott verborgen; auch der gefallene Mensch lebt nur halb, lebt im Bösen, in kaum bewußtem Traum die Mysterien des Lebens durch. Erst im ewigen Leben und als Auferstandener wird er erkennen, was Leben ist und wie in ihm Leib, Seele und Geist leben.

Die Folge dieser falschen Individualisation war eine sofortige scheinbare Trennung zwischen dem Geiste als der ewigen Zahl und dem nunmehr von ihm mangelhaft dargestellten Stoffe, oder das Entstehen einer Scheinwelt für ihn mit dem Dualismus zwischen Geist und Stoff, Leib und Seele; eine Trennung, die im Sterben ihre Vollendung erreicht. — Eine weitere Folge ist, daß der Mensch von den schon seelisch durchindividualisierten Zahlen kein Bewußtsein mehr hat; denn setzt er seine Zahl

6 = 1, so verschwinden als solche die Einheiten 1, 2, 3, 4, 5 und werden zu einem bloßen Sechstel seiner Zahl. Von diesen Einheiten, die um ihn sind, erkennt jeder gegenwärtig nur die in seiner persönlichen Lebensgleichung liegenden Faktoren, und deshalb hat jeder Mensch von einem Hund, von einer Rose usw. einen von dem des anderen verschiedenen, nur bruchhaften Begriff. Von den höheren Individualitäten erkennt der Mensch ebenfalls nur einen seiner Einheit entsprechenden Bruch (1/6?), da er die ihm und ihnen gemeinsame Einheit verloren hat; da diese Erkenntnis nicht zur Produktion des Stoffscheines oder dessen, was verschiedene Philosophen als das Selbstsetzen desselben bezeichnen, genügt, so sind diese für uns unsichtbar — ist es doch Gesetz des Geistes, daß man zum Sehen oder Schauen einer gewissen Kenntnis bedarf, wie „sehen" und „wissen" in manchen Sprachen dieselbe Wurzel haben —; und so sehen wir Engel und Teufel nicht, obgleich dieselben wahrer und stofflicher sind, als wir selber.

Von dieser Anschauung aus können wir von einigen Erscheinungen des Daseins sagen, indem wir das Wort Zahl als irdisches Abbild der himmlischen Zahl, die zugleich lebendiges Wort und Formel des Seins ist, nehmen: der Mensch schläft, d. h. versinkt aus Mangel der zu Brüchen gewordenen Zahlen, deren sein Geist bedarf, um den Stoffschein zu erzeugen, nach kürzester Individualisation erschöpft in eine gewisse Vernichtung seiner Individualität, während welcher sein Geist diese Brüche mit Bezug auf Gott und das (wahre) Weltall als solche empfindet. Deshalb sind seine Vorstellungen im Schlaf und in der Ekstase und in der Vision richtiger als die des Wachens; deshalb herrschen kraft des Lebens in der wahren Zahl andere, sogen. wunderbare Bedingungen der Existenz manchmal vor, so die Aufhebung der Schwerkraft u. a. bei Schlafwandlern. Der

Traum, dessen Bilder, bei übrigens sehr verschiedenem, dem Seelenleben des Träumenden entsprechenden Wert, immer symbolisch sind, ist die Ansicht der Brüche, oder der irdischen Sichtbarkeit, oder des menschlichen Lebens, vom Standpunkt der wahren Zahl aus. Er bewährt sich, wenn gereinigt von den alltäglichen Schlacken, die ihm meist beim Einschlafen noch anhängen, als solchen durch seine hellsehende und prophetische Kraft. Was wir gewöhnlich Träume nennen, ist der Abschaum des wahren Schauens der Seele im tiefen Schlaf. Die tiefsten und bedeutendsten Träume behalten wir und verstehen wir am wenigsten, eben weil sie einer anderen Welt des Denkens und des Schauens angehören, als unser Alltagsleben. Aber selbst die gewöhnlichen Träume verdolmetschen, wie wir sahen, ihr Schauen dem wachen Bewußtsein durch hieroglyphenartige, von der Seele dem alltäglichen Leben entnommene Bilder.

Der Wahnsinn tritt ein, wenn der Mensch als Einheit erkennt, was er bisher für einen Bruchteil seiner Ichzahl gehalten, worauf er mit Bezug auf diese Einheit vom Standpunkt des Traumes aus handeln und reden, den anderen Brüchen gegenüber aber noch in der bisherigen Anschauung verharren wird. So ist der bei Geisteskranken so oft auftretende Größenwahn das Anschauen der Ichheit als Zentrum und Norm der Ichwelt ohne entsprechende Erkenntnis der anderen Größen, weshalb der Narr immer absoluter Egoist ist. Ein gewisses Quantum dieser einseitigen Anschauung dürfte ein notwendiges Element in der Formel eines großen Mannes sein, so bei Alexander, Cäsar, Napoleon. Ein vollständiges Erkennen aller Einheiten der wahren Welt hätte den leiblichen Tod, d. h. das Aufhören des Stoffscheines sofort zur Folge, „wie Himmel und Erde einst vor dem Angesicht dessen, des Logos selber, der auf dem großen weißen Stuhl sitzt, fliehen werden, und ward ihner

keine Stätte gefunden" (Offenb. 20, 11). Klarer läßt sich das Verschwinden und Verflüchtigen einer Scheinwelt beim Auftreten der absoluten Wahrheit und der wahren Welt nicht ausdrücken.

Die mangelhafte Individualisation bewirkt ferner, daß der Mensch stirbt, d. h. daß seine lebensmüde Seele aus dem sich summierenden Mangel der notwendigen Zahlen schließlich die stoffliche Erscheinung nicht mehr produzieren kann, wenn er gleich durch das Sterben ebensowenig aus dem wahren Stoff, Zeit und Raum wie aus dem Weltall überhaupt zu entweichen vermag. Der Stoffschein seiner leiblichen Erscheinung löst sich dann in seine unteren Ichzahlen, d. h. in seine physikalischen und chemischen Elemente auf, aus denen sich wieder niedere Pflanzen und Tiere oft fast sofort aufbauen; der Teil des wahren Stoffs, den er inne hatte, bleibt ihm als Sichtbarkeit seiner Seele bis zur Auferstehung. Das „Spuken" ist ein Versuch verstorbener Seelen, die Individualisierung im Stoffschein fortzusetzen.

Wie Satans Fall das ganze uns sichtbare, also gefallene Weltall bis zu den fernsten Fixsternen hin in die Ketten und Bande des durch seine Kälte geronnenen und erfrorenen Stoffes schlug — wie Dante ihn im ewigen Eis erstarrt und gefesselt schildert — so daß die richtige göttliche Evolution desselben, seine ewige Entwicklung zu immer höheren Formen, stillstand und noch stillsteht, so hat der Fall oder die Selbstindividualisierung des am sechsten Tage geschaffenen Menschen den in der wahren Welt fortdauernden Prozeß des Aussprechens der Zahl oder des Logos für die Erde sistiert, weshalb wir heutzutage nicht sehen, daß Gott auf Erden etwas Neues schafft. — Sind die sechs Tage der Mühe und Arbeit vorbei, so wird Er die himmlische Zahl 7 aussprechen, in deren Kraft der tausend-

jährige Sabbat der Erde anbrechen und die erste Auferstehung stattfinden wird; und so wird Er in den Himmeln die unendliche Zahl, den unendlichen in Ihm liegenden Logos, aussprechen und ewig Neues schaffen.

Unsere Zahl ist ebenso nur ein Bruch von der wahren Zahl, wie unser Stoff ein Bruchteil vom wahren Stoff und unsere Zeit von der wahren Zeit, was sich schon darin zeigt, daß diese unsere Zahl reelle und existierende Quantitäten, z. B. die Quadratur des Zirkels oder das Verhältnis der Diagonale zur Seite des Vierecks oder die Quadratwurzel von 2, nicht auszudrücken vermag, und daß für höhere Zahlenverhältnisse der algebraische, aber immer noch unzulängliche Ausdruck gesucht wird. Und weil auf diese unsere Zahl unser gesamtes Dasein begründet ist; weil die physikalischen und chemischen Erscheinungen, die Welt des Stoffes wie des Geistes, unsere Logik und alle unsere Begriffe so sind wie sie sind, infolge davon, daß $2 \times 2 = 4$, und alle anders wären, wenn $2 \times 2 = 5$, so folgt aus dieser Mangelhaftigkeit und Unvollkommenheit unseres Zahlbegriffs eine solche unserer ganzen Sichtbarkeit und unseres Lebens im Stoff, wie sie auch von der Heiligen Schrift stets behauptet wird.

Schon die irdische Zahl oder algebraische Gleichung gibt uns mit dem Seienden auch das Mögliche an, das Vergangene und das Zukünftige, zum Unterschied von der vergänglichen Erscheinung der einzelnen von uns wahrgenommenen Form, und sie ist folglich der wahre Typus, das Urbild, von dem die sichtbare Form nur ein Abbild ist. — Nehmen wir z. B. die Gleichung der Ellipse, $\frac{x^2}{a^2} + \frac{y^2}{b^2} = 1$, so enthält diese Zahl

nicht nur eine richtigere Ellipse als irgend eine im Weltall sichtbare, ja eine absolut richtige, sondern sie enthält alle Faktoren oder Ursachen der Ellipse, also auch alle Veränderungen, deren die Ellipse überhaupt fähig ist, auch alle Eigenschaften dieser Kurve, ja in wunderbar gedrängter Form alle Ellipsen, die je entstanden sind oder entstehen werden, vom Kreis an bis zu der sich dem Auge als eine bloße Linie darstellenden. Diese Zahl ist also nicht bloß eine Formel; sie ist der lebendige, ewige Gedanke, dasjenige Wort Gottes, welches wir „Ellipse" nennen, und von dem alle uns im Stoffschein sichtbaren Ellipsen nur annähernde, niemals ganz richtige Darstellungen sind. So birgt die Zahl in sich das wahre Gesetz der Form; und zwar nicht in starrer, toter Formel, sondern in evolutionsfähigem Zustand.

So können Gärtner keinen weiteren Staubfaden an einer Blume ziehen, und auch nicht den Griffel vier- statt dreiteilig machen, sondern nur in „gefüllten" Blumen diese verschiedenen Teile auf ihre ursprüngliche Gestalt als Blumenblätter zurückführen. So soll es 3000 Arten von Rosen geben; aber sie alle sind Rosen und müssen innerhalb dieses Begriffs und dieser Formel wachsen und blühen. Und nicht nur die Art, sondern auch die Familie hat ihre Formel, ihre Merkmale, mit deren Bestimmung ihre Naturgeschichte anfängt. So, wir sahen es, beim Käfer; innerhalb seiner Vorschrift kann er dick oder schlank, zierlich, plump, kräftig sein, die Fühler entweder kaum wahrnehmbar oder mehrmals länger als der ganze Körper usw. Aber die geringste Abweichung von seiner Schöpfungsformel macht ihn zum Krüppel oder zur Mißgeburt. So sind im Grunde die Tausende von Schnecken im Meer alle nur Ausschmückungen der Spirale, dieses Bildes und dieser Figur der Evolution, die Hunderte von Muscheln (Bivalven) dagegen

des Winkels, des Gegensatzes. Denn Gott hat jeder dieser durch eine Grundzahl festgestellten Arten nur eine Freiheit der Evolution innerhalb ihrer Zahl gegeben, und eine Fähigkeit, alle in ihrer Zahl enthaltenen Kombinationen durchzuleben. Grundsatz der biblischen Schöpfung ist das Fortschreiten nach bestimmten Zahlen oder Worten Gottes, was das Gleiche ist. Aber jede Zahl soll vollständig evolvieren, ehe durch einen Machtspruch Gottes die neue ausgesprochen wird, die ein Höheres, ein Fortschreiten der unteren und doch ein anderes ist.

Sehen wir an einem Beispiel der Architektur, daß und wie diese Evolution in der Zahl geschieht. Denken wir uns die Zahl 12 an einer gotischen Rosette (Rundfenster) versinnbildlicht und anschaulich gemacht. Entweder wird eine solche aus 12 gleichen Abteilungen oder Fensterchen bestehen und ist dann gleichbedeutend mit $12 = 12 \times 1$; oder sie wird aus je 6 verschiedenen, der Symmetrie wegen miteinander abwechselnden ungleichen Formen zusammengesetzt sein: $12 = 2 \times 6$; oder aus 3×4 sich entsprechenden ungleichen, also $12 = 3 \times 4$; oder endlich aus 4×3 Fensterchen, wobei 4 wieder sich in 2×2 und 3 als $1 + 2$ gliedern kann (je ein größeres Fenster zwischen 2 kleineren); endlich kann auch die Rose aus 12 sämtlich ungleichen Fensterchen gedacht werden, also $12 = 1 + 1 + 1$ usw. Hier haben wir die Zahl 12 in alle ihre Unterzahlen oder Faktoren zerlegt und sichtbar dargestellt. Man kann auch die zunehmende Differenz und den wachsenden Formenreichtum als Fortschritt bezeichnen; aber die Rosette ist nicht über ihre Grundzahl hinausgekommen, wie auch der jetzige Mensch in weit komplizierteren Formen lebt, als der anfängliche und doch dabei ganz und gar Mensch bleibt. An diesem Beispiel wird uns ein weiteres aus der Natur der Zahl sich Ergebendes klar, nämlich, daß Evolution nur in der Symmetrie oder Entsprechung geschieht.

1 + 5 + 2 + 4, das sind auch in 12 enthaltene Zahlen, aber diese Serie ist keine Evolution. Warum? Weil kein Zahlgesetz ihr zugrunde liegt. — Was ist Symmetrie und wo ist sie in der Zahl enthalten? — Sie ist das stete Zurückführen aller Formen auf das große Eins und All, das als Kreis mit Zentrum gedacht und durch die wagerechte und senkrechte Linie in oben und unten, rechts und links, in Nord und Süd, Osten und Westen geteilt wird. — Ferner liegt sie schon im Eins und im entsprechenden Zwei: so Adam = 1, Eva = 2. „Ich will ihm eine Gehilfin machen, ihm entsprechend." Von da an zieht sich durch die ganze Zahl hindurch die Serie der männlichen Einheiten (die Griechen nannten sie heilige), d. h. der ungeraden Zahlen, und der ihnen entsprechenden weiblichen, der geraden Zahlen. Symmetrie ist auch Gegensatz.

Es ist ein wunderbares Ding um dieses geheimnisvolle Entsprechen von Zweierlei, um diese Symmetrie, die als Periodizität in der Zeit, als Geschlecht in der Natur auftritt. So wenn im Kristall oben am linken Eck eine Fläche und alsbald darauf auch die entsprechende am unteren Eck sich abstumpft. Wie aber erst in der Pflanze, in den zu zwei, zu drei, zu vier anwachsenden Blättern, in dem prächtigen Aufbau nach der Dreizahl in einer Passiflora, in der schönen, wirbelförmigen Anordnung der Samen in einer Sonnenblume! Wir sehen es aus Gewohnheit als selbstverständlich an, daß der Käfer, die Wespe, die Raupe und das Würmchen aus zwei vollständig symmetrischen Hälften bestehen; aber wie merkwürdig ist es doch, daß auf beiden Flügeln eines Schmetterlings genau in derselben Entfernung und an derselben Stelle in eben derselben Form und Größe und Farbe die hornenen Schüppchen entstehen und sich ordnen! Und ebenso, wenn beim prächtigen Gefieder mancher Vögel, so des Paradiesvogels, ein dünner, hornener,

mit hollundermarkähnlichen Zellen gefüllter Federkiel in genau derselben Entfernung auf beiden Seiten genau dieselben schönen Federbarte mit denselben Zeichnungen und Farben erzeugt! Wo sitzt in der Schmetterlings- oder Vogelseele der Grund dieser Symmetrie? Und wie vermittelt die Lebenskraft diese Ursache durch den Federkiel? Wie thront und regiert auch hier die Zeit in dem Mittelpunkt des Lebens, dem Geschöpf unbewußt! — Und ebenso beim Menschen! — Daß unsere Seele sich stets nur eine Nase und einen Mund, aber zwei Augen und zwei Ohren, zwei Arme und zwei entsprechende Füße verfertigt, dieses scheinbar willkürliche Walten von Asymmetrie und Symmetrie im höchsten Geschöpf ist ein großes Geheimnis.

Symmetrisch ist der Mensch der Höhe nach in eine rechte und eine linke Seite geteilt, die erste dem Guten, die zweite dem Bösen geweiht. „Deine linke Hand soll nicht wissen, was die rechte tut." „Das Herz des Weisen ist zu seiner Rechten, das Herz des Toren (Gottlosen) aber zu seiner Linken." (Pred. 10, 2.) Von jeher haben das die Völker erkannt; daher die alte jüdische Vorschrift: „Ziehe nicht den linken Schuh vor dem rechten an; denn du sollst in keinem Ding dem Satan den Vorrang vor Gott einräumen." Daher hießen die Römer die linke: sinistra, die Unheilvolle, und der Franzose nennt das fatalistisch hereinbrechende Unglück: un sinistre; es ist der Blitzstrahl aus der linken Hand Jehovas! Und ebenso wie das Wort Gottes verbinden alle Völker mit der rechten Hand den Begriff des Rechts und der Gerechtigkeit (le droit, diritto, right).

Auch dieser Gegensatz ist in Gott. Die Rechte des Herrn tut Wunder. — „Die rechte Hand des Höchsten ist voll Gerechtigkeit!" — „Zu deinen Rechten sind Sättigungen der Wonne ewiglich!" ruft der göttliche Sänger. — Und

Christus sitzt „zur Rechten der Kraft, der Majestät, zur Rechten Gottes!“ — Wenn der Prophet den Satan zur Rechten des Hohenpriesters Josua stehen sieht (Sach. 3), so ist es, weil Satan das Recht hat, diesen Mann als Sünder vor dem gerechten Gott zu verklagen; denn „Josua hatte unreine Kleider an!“ Und das Ende ist die große Scheidung nach rechts und links. Zur Rechten Gottes sind die Gesegneten des Herrn und ererben das Reich; zu seiner Linken aber ist Fluch und Verdammnis. — „Er wird sagen zu denen zur Linken: geht hin von mir, ihr Verfluchten, ins ewige Feuer!“ (Matth. 25, 41.) Es wäre Geistesschwäche, hier nur eine menschliche Redensart zu finden, die ohnedies überflüssig wäre, wenn sie keinen tieferen Sinn bärge. Bei Gott ist alles ursprüngliche Wesenheit, aus der unsere menschlichen Vorstellungen und unsere Redensarten entstehen. Läge nicht in Gott der Gegensatz von rechts und links, so käme er beim Menschen, seinem Abbild, ebensowenig zum Vorschein wie beim Stein oder Baum oder Berg.

Aber auch in eine vordere und hintere Seite ist der Mensch, dieses Abbild Jehovas, geteilt. Die vordere ist die aktive, weithin schauende, sprechende, vorwärts wandelnde und bewußte, die hintere ist die passive, stumme, rückwärts schreitende; sie stellt die Welt des Unbewußten im Menschen dar und birgt doch in sich das Rückgrat und das kleine Gehirn, die Quellen des tätigen Lebens. Auch in Gott, lehrten die Kabbalisten, ist eine vordere Seite, ein Angesicht und eine Rückseite; daher beim Menschen dasselbe. Nach der vorderen ist Gott der Gott, dessen bloßer Blick und Anblick alles Nichtgöttliche vernichtet. Nach der Rückseite ist Er die Gottheit, in der wir alle leben, weben und sind, ohne welche selbst die Teufel und die Höllen nicht existieren können.

„Du kannst mein Angesicht nicht sehen; denn kein Mensch

wird leben, der mich siehet. Aber ich will in der Felsenkluft meine Hand ob dir halten, bis ich vorübergehe, und wenn ich meine Hand von dir tue, wirst du mir hinten nachsehen; aber mein Angesicht kann nicht gesehen werden." (2. Mos. 33, 20 u. 23.)

Auch in der Zeit ist die Symmetrie als Periodizität wunderbar. Die stete und regelmäßige Wiederholung so vieler, ja aller Vorgänge in der Schöpfung weist auf unbekannte Geistesgesetze hin. Warum ist oft eine in Blume und Frucht höher organisierte Pflanze nur einjährig, eine andere zweijährig und eine dritte, oft kleine und schwache, perennierend? — Keineswegs so absurd, wie mancher meint, ist die Zurückführung dieser Periodizität auf die grundlegenden Umdrehungen und Umläufe der Himmelskörper und ihre Einflüsse. Denn am Himmel ist Periodizität Gesetz, so in allen Bahnen, so in Ab- und Zunahme der Störungen, so in den Sonnenflecken und Sonnenausbrüchen, so bei den veränderlichen Sternen.

Nicht weniger interessant ist die Asymmetrie. Warum ist der normale Mensch rechtshändig und hat das Herz auf der linken Seite? Warum sind die meisten Schlingpflanzen und fast alle Schnecken im Meere rechtswindend? — Linkswindende werden in Indien und sonstwo sogar mit Tausenden von Rupien bezahlt —. Warum liegen Flachfische nur auf der linken Seite und haben zwei Augen auf der rechten? Oder warum erzeugt das Zuckerrohr nach Pasteur nur Sinistralzucker, und die Rebe nur dextrale Weinsteinsäure, da der Chemiker sie leicht auch sinistral fabriziert? Wenn, meint ein englischer Schriftsteller, — der freilich den Beweis für diese Behauptung uns schuldig bleibt — die Erde statt von West nach Ost, von Ost nach West sich drehte, wäre alles das umgekehrt; dann hätten wir das Herz auf der rechten Seite, Flachfische würden auf der rechten Seite

liegen, die Schnecken in der Tiefe des Ozeans würden nach links, die Bohne ebenso und der Hopfen nach rechts sich winden. Aber wieder: warum?

So liegen in der Zahl, was schon die alten Philosophen und besonders Plato und Pythagoras erkannt haben, alle Gesetze der Harmonie und der Ästhetik, worunter wir noch das den Alten schon bekannte, von Zeising und Dr. Goeringer an der menschlichen Gestalt und an zahlreichen Beispielen auf allen Gebieten der Kunst nachgewiesene Gesetz vom „goldenen Schnitt" anführen, welches lautet: „Ein Ganzes wird harmonisch geteilt, wenn der kleinere Teil sich zum größeren verhält wie dieser zum Ganzen;" ein Verhältnis, das durch die Zahlen 2, 3, 5, 8, 13, 21, 34, 55, 90 annähernd, jedoch niemals ganz genau ausgedrückt werden kann, während es sich wie die Quadratur des Zirkels, geometrisch sehr gut darstellen läßt — ein Beweis von der Unzulänglichkeit der geschriebenen Zahl gegenüber der geformten. Diese Proportion, die eine unendliche „goldene Reihe" bildet, indem immer wieder der Minor vom Major sich abziehen läßt, wodurch stets ein neuer goldener Schnitt entsteht, bewährt sich am menschlichen Körper in erstaunlicher Weise, so z. B. darin, daß die Körperlänge am Gürtel nach dem goldenen Schnitt geteilt ist, und daß die Länge vom Handgelenk bis zum ersten Fingergelenk jedes einzelnen Fingers zu der dazu gehörigen ersten Phalanx, dann diese zur zweiten und die zweite zur dritten Phalanx nach dem goldenen Schnitt im Verhältnis steht," usw. (Dr. Goeringer, Der goldene Schnitt, S. 17.) Auch in der Kunst ist diese Proportion, bewußt oder unbewußt, maßgebend. So verhalten sich die Breite und Höhe, ebenso der Mittelbau zu den Flügeln, bei griechischen und römischen Bauten wie Major zu Minor; ebenso Torbreite und Torhöhe. Besonders klar erscheint der goldene

Schnitt am ägyptischen Tempel zu Dendera, aber auch in indischen, assyrischen und gotischen Bauten. Auch im Rhythmus der Worte will der genannte Autor den goldenen Schnitt erkennen. Beim Trochäus ist der Major voran, beim Jambus der Minor; im Hexameter ebenso der Minor. So beruhen überall Harmonie und Schönheit auf Zahlenverhältnissen, die von der Seele mehr oder weniger empfunden werden; was wir Kunstsinn und Geschmack nennen, ist in Wahrheit Zahlenempfindung, und die Freude der Seele am Schönen ist in letzter Instanz ihre Freude über das wenn auch dunkle Erkennen von mathematischen, absoluten Gesetzen, anders gesagt, von dem Denken Gottes. Was wir Mathematik nennen, das ist die Gerechtigkeit Gottes. Für den Geist gibt es nur eine Freude, und die heißt: Gott schauen!

Die Zahl ist auch Wort, wie schon die Griechen unter „logizomai“ (von Logos, das Wort, abgeleitet) sowohl reden als rechnen verstanden und jedem Buchstaben einen Zahlenwert beimaßen. Davon zeugt auch die Sprache mit dem Ausdruck Zahlwort, Dreieck, Viereck usw. — Ist es, wir wir gesehen haben, richtig, daß das Aleph (a, ha) der erste Ton ist (wie beim Kind), der die Lippen zur Aussprache des Beth und dadurch erst zum Gimel anregt, so folgt daraus die Entsprechung des Aleph mit dem alle Zahlen in sich enthaltenden Eins, und ebenso des Beth mit 2, des Gimel mit 3 usw., wie wir auch sehen, daß alle geistigen Völker nahezu dieselbe Reihenfolge im Alphabet haben, und kein Kind mit r oder z oder x zu sprechen anfängt. So besteht auch im Hebräischen das Zahlenalphabet aus dreimal 9 Charakteren, so daß bei Jod, dem Buchstaben der Ichheit, das Eins als 10 wieder auftritt, und die Zahl 1000, hebräisch

eleph, dieselbe Signatur hat, d. h. ebenso geschrieben wird wie die Zahl 1, aleph. Ferner schließt die Kabbala aus dem Entsprechen von Zahl und Wort bei Wörtern mit demselben Zahlwert auf geistige Verwandtschaft. So ist nach ihr die Grundzahl von Echad (Eins) 13, gleich der von der alles vereinigenden Liebe, Ahabah, eine Zahl, die als $1 + 12$, wie in Gott und den 12 Stämmen, (wie in Christo und den 12 Aposteln) zum Vorschein kommt, und auch zusammengezogen 4 bildet, die Grundzahl der Welt und Jehovas. Daß jemand, der auf diesem Wege allein und ohne die Erleuchtung des göttlichen Geistes den tiefen Sinn und wahren Zusammenhang der Teile der Sprache ergründen will, gar leicht auf wertlose Spielereien verfällt, ist klar; ebenso aber, daß hier große und wahre Grundprinzipien der Bedeutung von Wort und Zahl vorliegen. — In manchen Wissenschaften sehen wir, wie die Zahl geradezu das höhere, weil wahrere Wort ist. So sahen wir, daß für den Chemiker FeS_2 das wahre Wort, der wahre Name für Eisenkies ist, sein Wesen, seine Zusammensetzung angebend; und ebenso, daß für den Mathematiker $\frac{x^2}{a^2} + \frac{y^2}{b^2} = 1$ der wahre Name für Ellipse ist. Die Zahl ist also auch Name.

Somit ist der wahre Name die Lebensgleichung oder die mathematische, zugleich leibliche, chemische und physikalische Formel, wonach das Wesen sich entfalten soll und darf und kann; also auch Grenze und Zaun der Ichheit. Die Himmelskörper in ihren Bahnen sind von Zahlen beherrscht, die bei jedem derselben Umlauf und Umdrehung, Jahre und Tage bestimmen. Wie sehr das Jahr, die große Einheit der Erde, das irdische Leben beherrscht, sieht man an ein- und zweijährigen Pflanzen, aber auch daran, daß wir die Lebensdauer des Menschen nach Jahren zählen. Aber neben dieser allgemeinen hat jeder einzelne

Mensch seine eigene Umlaufszeit, und sein Leben wickelt sich nach stets wiederkehrenden Perioden ab. Bestimmte Grundzahlen, manchmal eine, oft zwei, manchmal mehrere, miteinander auf wechselnde Art kombiniert, wie bei zwei- und dreifachen Sonnen oft sehr verwickelt und schwer erkennbar, beherrschen die Abwicklung unseres leiblichen und geistigen Lebens, eine schon oft und von vielen Denkern gemachte Beobachtung. Wie alle Naturgesetze, so tritt dieses bei größeren Menschen, markigen Einheiten und Individuen aus einem Guß geschaffen, am klarsten auf; ist dagegen mehr verdeckt und schwerer erkennbar bei kleinlichen und verworrenen Naturen. Das Leben Moses war in drei scharf getrennte, je 40jährige Perioden geteilt; bei Christus tritt das Drei hervor: 3 Lieblingsjünger, 12 Apostel; 30 Jahre alt tritt er aus der Verborgenheit, wird 33 Jahre alt; beim Sterben sind die dritte, sechste und neunte Stunde bedeutend; 3 Tage liegt er im Grabe usw. Aber ebenso das 7 und auch 40; 40 Tage in der Wüste, 40 Tage zwischen Auferstehung und Himmelfahrt; kurz sein ganzes Leben ist von himmlischen Zahlen regiert.

Solche Zahl- und Periodizitätsgesetze treten auch in der Weltgeschichte auf, bei Völkern und bei Dynastien, deren Schicksale das Schicksal so vieler einzelnen in sich schließen oder beeinflussen. So wurden in den französischen Regentenhäusern, besonders bei den Capets, erstaunliche Zahlperioden nachgewiesen. Und ebenso bei einzelnen Königen. So spielt die Zahl 13 eine auffallende Rolle im Leben und in der Geschichte Ludwigs XIII und ebenso bei Louis Philipp. Den Napoleoniden dagegen ist die Zahl 2 bedeutsam — so sind Napoleon II und IV gleich unglücklich und jung gestorben —, auch spielen in auffallender Weise die Monate September und Dezember eine Rolle in ihrem Leben. So wußte Bismarck, dessen Motto lautet: In trinitate

robur: in der Dreiheit ist Kraft, daß die Zahl 3 eine Rolle in seinem Leben spielt, die einst in einem ihm von seinen Anhängern dargebotenen Album illustriert wurde. Man denke nur an die Dreiheit: Kaiser, Bismarck, Moltke. Auch sagte er, nach seinen Lebenszahlen werde er 71 oder 83 Jahre alt. So lebte der so harmonische Melanchthon 63 Jahre und 63 Tage und starb zu derselben Stunde, 7 Uhr abends, in der er geboren. — Manchmal wird das Leben von der dominiereuden Zahl in gleiche Epochen geteilt, z. B. bei Beate Paulus von 7 zu 7 Jahren, bei Staatsminister Matthey von $13^3/_4$ zu $13^3/_4$, bei anderen von 5 zu 5 Tagen, Wochen, Monate und Jahren, so daß z. B. dieselbe Krankheit nach 7, 14, 21 Jahren wieder auftritt und endlich das Leben abschließt. Die Perioden können auch, wie bei veränderlichen Sternen, selber variieren.

Werden wir durch diese Erkenntnis von schönen periodischen Zahlgesetzen im Menschenleben zu „Tagewählern"? — Wohl ebensowenig wie der Mensch, der seinen Geburtstag oder seine goldene Hochzeit oder überhaupt die Rückkehr eines für ihn wichtigen Tages in Freude oder in Trauer feiert. Auf solcher periodischen Rückkehr im Tanz der Horen beruhen die biblischen Feste und Bußtage, wie alle Feste überhaupt, die israelitischen wie die der christlichen Gemeinde, auch ein Abbild eines himmlischen rhythmischen Abrollens der Äonen. So wußte jeder Israelite, daß für ihn nach 6 Tagen oder 6 Jahren oder sechsmal 6 Jahren der Arbeit immer herrlichere, in sein Privat- und Volksleben tief eingreifende Sabbate anbrechen würden. So werden wir einst im Himmel, jeder in unserem Namen, in unserer Zahl, ein Gesetz des harmonischen und individuellen Kreises finden, das unsere Seligkeit erhöhen wird. Laßt uns auf Erden solche göttlichen Gesetze mit ihren Konsequenzen ruhig ins Auge fassen, anstatt ihnen ängstlich oder abergläubisch aus

dem Wege zu gehen! Der Christ, der Gott fürchtet, sieht allem anderen ruhig ins Auge.

Was nun den Einfluß dieser Zahlperioden oder individuellen Zahlen im Menschen betrifft, so darf man logisch annehmen, daß die Hauptzahl oder -zahlen eines Menschen ihm ein besonderes Gepräge aufdrücken; und die Tatsachen scheinen diese Ansicht zu bestätigen. Daß diese Zahlen in Beziehungen zur Individualität des einzelnen stehen, ist, wenn überhaupt die biblische Zahlsymbolik eine Berechtigung hat, von vornherein zu erwarten. So wird der 3er und 9er ideal mystisch angelegt sein, der 4er mehr Freude an der Welt haben, der 7er eine harmonische, allseitige Natur sein, usw. Doch läßt sich meist nur schwer der Hauptfaktor herausfinden, und stets tauchen neue Kombinationen auf. Bei den meisten, im Grunde bei allen Menschen, ist nicht bloß eine Zahl maßgebend, sondern zur allgemeingültigen menschlichen 10 kommen andere, so 21 = 3 × 7; 12 = 3 × 4 und 2 × 6 und 4 × 3. — Gleichzahlige Menschen achten einander immer, kommen gut miteinander aus, können ganz gute Freunde sein; aber sie lieben einander nicht, denn sie geben zusammen keinen Akkord; dazu gehören harmonische Gegensätze; so am meisten zwischen 3 und 5, 3 und 7. Auf völlig gleiche und gleich kombinierte Zahlen aufgebaute Menschen gibt es nicht; sie wären ja bis auf die Zahl der Haare und etwaige Wärzchen am Kinn identisch, bloße Dubletten derselben Individualität.

Die Periodizität, die das Weltall durchweht, zeigt sich auch in der merkwürdigen Tatsache, daß die Erblichkeit meist ein Glied überspringt, so daß der Enkel — wie auch etymologisch — der Sohn des Großvaters ist und sehr oft von diesem, nicht vom Vater, Leibliches und Seelisches erbt. Der Mensch hat in sich keine Urbilder, sondern braucht zu allem, was er formt und

modelt, ein Vorbild, das er nach seiner Auffassung modifiziert. Daß die Eltern unbewußt nach den sie umgebenden Formen arbeiten, beweist die Familienähnlichkeit, und die Tatsache, daß die Mutter die Töchter mehr nach dem Bilde des Vaters, der Vater die Söhne eher nach dem Bilde der Mutter bildet. Dr. Crocq in Brüssel hat an Tauben verschiedener Rasse nachgewiesen, daß die weiblichen Sprößlinge sämtlich der Rasse des Vaters und die männlichen ebenso der Rasse der Mutter angehörten. — Auch im Menschen, wenn auch in freierer Weise, macht sich dieses Gesetz oft geltend; gleichzeitig aber und aus demselben Grund das des Überspringens vom Großvater auf den Enkel; denn Vater und Mutter sehen und erkennen sich nicht selber, sondern nur gegenseitig. Der Vater sieht sich selbst weder leiblich noch geistig, kann also seinen Sohn nicht nach sich modeln, sondern formt unbewußt sein Kind nach dem Bild des eigenen Vaters, der ihm schon beim Eintritt in die Welt als der normale Mensch erschien. Daß auch Leibliches, körperliche Gebrechen, Blindheit, Anlage zum Wahnsinn, ebenfalls vom Großvater auf den Enkel direkt übergehen, erklärt sich daraus, daß das Leibliche ein Produkt des Seelischen ist, daß folglich, wie interessante Beispiele, so mitunter Zwillinge, zeigen, eine ähnliche Seele auch einen ähnlichen Körper mit ähnlichen Vorzügen und Gebrechen erzeugen muß. Eine absolut identische Seele, wenn überhaupt möglich, müßte eine absolut identische Leiblichkeit erzeugen. Zum Verständnis gehört hier allerdings Einsicht in die Macht des Unbewußten im Menschen, und auch unser Glaube, daß in ihm als Mikrokosmos jeder Teil dem Ganzen entspricht. Wie im Augapfelgewebe jede durchgemachte Krankheit erkennbar sich einprägen soll, so hinterläßt auch jede Tat, jedes Wort, ja jeder Gedanke eine Spur, eine stoffliche Veränderung, sozusagen eine Narbe, vorzüglich im Hirn.

So erzeugt jedes seelische Bild im Körper ein entsprechendes und sich stets erneuerndes Zeichen, wie an 50jährigen Narben oder an den erst nach vielen Jahren auftretenden Folgen von Lastern zu sehen, obgleich der ganze Körper sich seitdem oft neu erzeugt hat. Übrigens ist die obige Erklärung auch eine logische Deduktion. Daß die Erblichkeit vom Großvater zum Enkel überspringt, ist Tatsache; ebenso daß sie nur durch Vater und Mutter vermittelt sein kann; folglich kann niemand anders als die Eltern dieses Bild des oft schon längst verstorbenen Großvaters dem Kinde aufprägen. — Vergegenwärtigt man sich, daß nach diesem Gesetz die Menschheitslinie aus zwei ineinander verflochtenen Zahlenserien 1, 3, 5, 7 . . . und 2, 4, 6, 8 . . . besteht, so ergibt sich daraus, daß die Generationen stets zwischen den männlichen, erzeugenden und ideenreichen ungeraden Grundzahlen und den weiblichen, empfangenden und fühlenden geraden pendeln, wodurch ein sich Steigern und Verrennen der Familien und der Völker nach einer Richtung hin zweckmäßig verhindert und dem Naturgesetz entsprochen wird, das im französischen Sprichwort angedeutet ist: Père avare, fils prodigue. Wie heilsam diese stete Oscillation, sieht man an der geistigen Verarmung und Einseitigkeit solcher Familien, die wie die Bourbonen durch fortgesetztes Heiraten unter sich dagegen sich auflehnten.

Im Anschluß an die Frage der Erblichkeit stellt Ad. Gaul in Leipzig die Theorie auf, daß jedes Elternpaar nacheinander 4 von ihm nach dem Familientypus individualisierte Grundtypen, den 4 Temperamenten und der 4 Zahl der Welt einigermaßen entsprechend, erzeugt, welche vom 5. Kind an sich gemildert wiederholen, so daß 6 dem 2, 8 dem 4 in abgeschwächter Form entsprechen. Lassen sich auch derartige geistige Zahlgesetze schwerer nachweisen als die stofflichen, eben weil sie höher sind, folglich

sich freier und reicher gestalten, so müssen wir doch von vornherein annehmen, daß Gott, der vom Atom an bis zum menschlichen Körper alles nach Zahl und Gewicht gemacht hat, auch die seelischen und geistigen Qualitäten und Quantitäten der Ichheit nach wunderbaren Zahlgesetzen geordnet hat. So legt die Bibel einen entschiedenen Wert auf die Erstgeburt.

So drängt sich uns immer mehr der Schluß auf, daß jedem Wesen, vom Atom bis zum Menschen, eine Grundzahl, eine höhere mathematische Gleichung, zugrunde liegt, die gleichzeitig seine chemische Zusammensetzung, sein physikalisches Verhalten, seine äußeren Formen, seine Gestalt, seine Stimme, kurz seine ganze Entwicklung oder Evolution in der Zeit normiert; und daß diese Grundzahl, auch Wort zugleich, vor Gott der wahre Name dieses Wesens ist. „Ich kenne dich mit Namen," sagt Gott zu Mose. Dieses Glaubens waren, wenn sie es auch mit anderen Worten ausdrückten, Pythagoras, Plotinos, Plato, J. Böhme und andere Theosophen, wie die Seherin von Prevorst, von ihrer inneren Seelenrechnung sagt: „Diese meine 2 Grundzahlen (10 und 17), sind auch Grundworte für mein äußeres und inneres Leben," und: „Jedes Wort ist zugleich Zahl; die Zahl aber ist das tiefere und heiligere."

Wir finden in der ganzen Naturwissenschaft, in der Philosophie und Symbolik des Weltalls nichts was gegen, wohl aber vieles, was für diese Annahme spricht. Demnach ist das Grundzahlwort eines jeden Wesens, (wie oben für das gotische Rundfenster die Zahl 12), der magische Kreis, innerhalb dessen

seine Evolution, seine Entwicklung in Raum, Zeit, Stoff, Form und Schall sowohl geistig als leiblich geschieht, das Gesetz seines Lebens und die Norm seiner Ichheit. Daß es eine solche für jeden Menschen überhaupt gibt, und daß es nicht einem jeden beim Eintritt ins irdische Leben freisteht, ein Moses oder Elias, ein Luther oder Goethe, ein Raphael oder Bach zu werden, ist wohl einem jeden klar; wie aber ein jedes Heideröslein unter günstigen Umständen eine Tee- oder Moosrose werden kann, so hat auch jeder Mensch und jedes Wesen überhaupt Macht, innerhalb der in seinem Grundzahlwort, in seinem wahren Namen liegenden Möglichkeiten zu evolvieren, und der vollkommenste Mensch wäre folglich derjenige, der nach allen Möglichkeiten seiner Grundzahl harmonisch sich entwickelte. Die Bibel spricht für diese Anschauung durch die große Wichtigkeit, die sie dem Namen beilegt, sowie durch die Andeutung, daß es einen von Gott gegebenen wahren Namen gibt.

So wird je und je in der Bibel einem Menschen ein anderer Name gegeben; Abraham statt Abram, Sarah statt Sarai, Israel statt Jakob, und mit diesem himmlischen Dekret werden ihm neue Lebenskräfte geschenkt, weitere Lebenshorizonte gezeichnet, und ein größerer Existenz- und Wirkungskreis um ihn gezogen.

Unter allen Völkern und zu allen Zeiten wurde der Name als höchstes Eigentum der Person betrachtet und geehrt; allgemein ist der Glaube, daß man mit dem Nennen des Namens in Beziehung zu dem Genannten trete, auch eine Macht über ihn erhalte, wie umgekehrt jeder spöttische Gebrauch und Mißachtung desselben eine dem Betreffenden angetane Beleidigung in sich schließt. So haben die Perser den Namen des bösen Ahriman rückwärts geschrieben, denn sie fürchteten, durch Nennung und Lesen seines Namens ihn anzuregen, anzurufen, invocare. Wer dagegen, sagten die Juden, die verborgenen

Kräfte des höchsten Namens kennt, kann damit Krankheiten kurieren, Geister bannen, den Elementen befehlen und heißt Baal Schem, der Besitzer oder der Herr des Namens. — Daher war es im Altertum oft bei Todesstrafe verboten, den König mit Namen zu nennen; jetzt noch ist auf den Fidschi-Inseln wie auf Korea der Name des Häuptlings „tabu", d. h. heilig, wie es auch dort den Kindern verboten ist, den Namen des Vaters zu nennen. Dieser Brauch dünkt uns barbarisch und sinnlos; aber wer wagte in Europa einen König oder Kaiser per Ludwig oder Wilhelm anzureden; und wo tut das ein wohlgezogenes Kind seinen Eltern gegenüber? So vermeidet der Dienende und Untergebene den Gebrauch des Namens seiner Herrschaft, seines Meisters und sagt: die gnädige Frau, der Herr Graf, der Meister, die Herrschaften, mon maître, il padrone, my lord, Sir; und ebenso in der Armee. Das sind Umgehungen des gefürchteten oder geachteten Namens. — So wissen wir alle, wie im täglichen Umgang das Aussprechen des Taufnamens sofort ein gegenseitiges Band anknüpft, und mit Recht verbittet sich dies jede Jungfrau von einem ihr fremden Mann. Das alles hat seinen tieferen Grund in der Heiligkeit des Namens. Wieviel größer wäre dieselbe, kennten wir die Geheimnisse und die magische Kraft der wahren Sprache, wie wir sie auf der neuen Erde sprechen werden. „Du sollst," verheißt Jehova Jerusalem, „mit einem neuen Namen genannt werden, den der Mund des Herrn aussprechen wird." (Jes. 62, 2.) Dem Überwinder verheißt Christus als großen Lohn: „Ich werde ihm einen weißen Stein geben und einen neuen Namen darauf." Ja, Gott selber spricht: „Ich bin, der ich bin, Jehova, das ist mein Name in Ewigkeit." Und der Sohn bittet: „Vater verkläre deinen Namen!"

Unsre Namen sind freilich tot, leere Hülsen, deren Kern

wir verloren. Aber wie lebte ursprünglich ein jeder Name und sprach mit dem ihn Rufenden: Eros (von „Varas" Sanskrit Feuer, Liebe): du Verzehrende! Vulkan (Sanskrit ulka oder vulka, Flamme): du Flammender! Josua: du Retter! Klara: Leuchtende! Und auch Völker wußten, was sie hießen und warum: so Germanen, diese Wehr- und Germänner; Britonen oder Briten, die Bemalten; Slawen, die Männer des Ruhms; Beduinen, Männer des freien Feldes; die Wallonen, Walliser, die Wälschen und Welschen, das sind, wie wir gesehen haben, die daher Wallenden, die Fremden, die durch das Tal (vallée, vallon, valley) wie die Wellen des Flusses daherwogen.

Schon auf Erden ist der Name wichtig. Nomen est omen, sagte der Römer; und wir sollen unserem Namen Ehre machen, ihm entsprechen, ihn ausfüllen. Ein großer Mann, ein großer Name. Alexandros, Hannibal, Cäsar, Attila, Napoleon, Bismarck heißen kräftige, markige Figuren; Mayer und Müller, in England Brown und Smith heißt die Menge; heißt man aber Gambetta (Beinchen), Boulanger (Bäcker), Heimerle usw., so kommt man zu keiner historischen Bedeutung. — Auch beim Namen macht sich oft, wie beim prophetischen Traum, die Ironie geltend. Theodor, die Gottesgabe, wird zum Schmerzenskind, der Gottlieb ist verworfen, der Friedrich rast- und ruhelos; Naemi wird zur Mara. Weil seine Mutter ihn „Schmerz" genannt hatte, da sie ihn mit Schmerzen geboren hatte, wird uns von einem Manne in der Bibel erzählt, betete er, von diesem Namen geängstigt: „Ach, daß du mich ließest ohne Schmerzen sein alle meine Tage! Und Gott erhörte ihn!" (1. Chron. 4, 9 Grundtext).

Inwiefern kann nun der Name dem Wesen der Dinge und der Menschen entsprechen? Erstens, wie allbekannt, durch seine Bedeutung: Salomo, Friedensfürst; Ariel, der Löwe

Gottes (Brandopferaltar); Jeruſalem, die Friedensſtadt, und ſo viele auch moderne Namen. Zweitens durch die in Kap. I angeführte Bedeutung der einzelnen Klänge und Buchſtaben in der Naturſprache. So verdunkelt und unvollſtändig in uns auch die Erkenntnis dieſer Urbedeutung der Sprache iſt, ſo leuchtet ſie doch ſchön und hell für den Kundigen aus manchem Namen hervor und ſtimmt überraſchend mit den Eigenſchaften des alſo Genannten überein. So heißt Jeſus in den Geſichten der Offenbarung: das Wort Gottes, der Herr aller Herren und der König aller Könige, das A und das O, das gewaltige aktive Ich und zugleich das All der Schöpfung, wobei auch Er einen Namen geſchrieben trägt, den niemand kennt, denn Er ſelber (Offenb. 19, 12), die Ihm allein bekannte Herrlichkeit ausſprechend, „die Er bei dem Vater hatte, ehe die Welt ward", die nichts mit Sündenfall und Erlöſung zu tun hat, die Ihm verbliebe, wäre nie dieſes Weltall entſtanden.

So iſt in der wahren Welt der wahre Name Keim und Norm zugleich des Weſens, enthält wie das Ei alles Zukünftige, wie die Eichel das Geſetz der Eiche. Unſer irdiſcher Name iſt freilich nur ein Schatten von dem, was er ſein ſoll und ſein wird, doch deutet er mehr, als man glaubt, unſer Weſen an und ſteht in Beziehung zu unſerem wahren, einſtigen Namen; denn noch nie, ſeit die Welt ſteht, wurde einem Menſchen von ſeinen Eltern dieſer oder jener Name „zufällig" gegeben, ſo ſehr ſie es vielleicht ſelber glaubten. Von einer Ahnung einer ſolchen Formel und Gleichung einer jeglichen menſchlichen Ichheit zeugt der Name ſchon an ſich. Denn woher die Erkenntnis, daß ein jedes Weſen einen Namen habe, woher die Frage: wie heißt der Mann? und die Befriedigung ihn *nennen* zu können, wenn nicht aus dem dunkeln Bewußtſein, daß es für

dasselbe in der himmlischen Sprache ein bezeichnendes, maßgebendes und bestimmendes Wort gibt. Daß Gott einen Namen hat, gehört zu den größten Wundern. „Was fragst du nach meinem Namen? Er ist wunderſam“ (Richt. 13, 18). — Und wiederum ist jeder Name eines Erschaffenen ein Name Gottes, und auch er wunderbar.

Von diesem Wert und dieser Wichtigkeit, von dieser inneren und tiefen Bedeutung des Namens ist die Bibel voll. So wird befohlen: „Sein Name soll Jesus sein“; — „Er soll Johannes heißen.“ — „Heiße deine Tochter Lo Ruchama und deinen Sohn Lo Ammi“ (Hos. 1, 6 und 9); woraus zu sehen, daß, wie schon sprachlich, der Name des einzelnen mit den Schicksalen seines Volkes zusammenhängt. „Ich spreche zu meinem Gesalbten, Kores“ (Jes. 45, 1); und wieder: „es ist kein anderer Name den Menschen gegeben“; und die erste und höchste Bitte heißt: „Dein Name werde geheiligt!“ — Wehe dem, der diesen Namen mit unreinem Mund spöttisch und lästernd ausspricht; damit erregt er magische göttliche Kräfte, die ihn einst verzehren werden. „Du sollst meinen Namen nicht vergeblich führen,“ ist nicht eine bloße Hofetikettenverordnung! Dagegen ist es dem reuigen Sünder gestattet, ja befohlen, „den Namen des Herrn anzurufen“, also Gott durch Nennung seines Namens anzuregen, aufmerksam zu machen auf sein Flehen, so daß Er „um seines Namens willen“ nicht anders kann, als die Bitte erhören.

So weist die Bibel darauf hin, daß der wahrhaftige Name ein höheres, das innerste Wesen des Genannten in sich fassendes Wort ist. Wer könnte bezweifeln, daß dieser wahre Name, nicht der irdische, es ist, der geschrieben steht im großen Buch des Lebens? Diese Namen aller Geschöpfe stehen darin. Ob schon vor Erschaffung der Welt? ob erst von ihrer zeitlichen

Geburt an? Die Bibel lehrt ersteres (Epheſ. 1, 4). Nicht ein „Einſchreiben“, ſondern ein „Nichtauslöſchen“ unſerer Namen aus dieſem Buche verheißt uns der Herr (Offenb. 3, 5). In der Offenbarung finden wir den Beweis für dieſe unſere Anſchauung von Wort, Zahl und Namen. So im gewichtigen Wort „von der Zahl des Namens des Tieres“: „Niemand konnte kaufen noch verkaufen, er habe denn das Zeichen oder den Namen des Tieres oder die Zahl ſeines Namens“; und von dieſem Namen heißt es: „Wer Verſtand hat, der überlege die Zahl des Tieres; und ſeine Zahl iſt 666“ (Offenb. 13, 17 u. 18). Und ebenſo: „Die überwunden haben das Tier und die Zahl ſeines Namens“ (Kap. 15, 2). Hier haben wir alſo eine Zahl, die zugleich Name iſt. Dieſe Zahl, ſcheinbar eine einfache arithmetiſche, kann berechnet werden, wozu großer Verſtand gehört oder Einſicht in das Weſen und die Geheimniſſe der Zahl, und aus der Berechnung dieſer Zahl ſoll Einſicht in das Weſen und in die Ziele des Tieres gewonnen werden. Dieſe Zahl iſt ferner „die Zahl eines Menſchen“ (V. 18). Alſo wird nicht nur das Tier dereinſt ein Menſch ſein, ſondern damit iſt auch geſagt, daß ein Menſch und wohl jeder Menſch eine Zahl hat, die zugleich die Zahl ſeines Namens, alſo auch ſein Name iſt. Man ſieht, daß dieſe bedeutſame Stelle vollſtändig mit unſerer Anſchauung harmoniert. Was aber die Deutung dieſer Zahl 666 betrifft, welche ſicherlich tiefer geht als ein bloßes Suchen dieſer Zahl im Buchſtabenwert eines Namens wie Napoleon, Nikolaus uſw., ſo gehört dazu vor allem das Erſcheinen des Tieres, aber auch die in Joel 3, 1. 2 verheißene Ausgießung des göttlichen Geiſtes. Dieſer wird unter anderem den Gottesmenſchen eine tiefe Einſicht in das Weſen der Zahl, des Wortes und der beide vereinigenden, heutzutage nahezu ganz verlernten

Ur- und Naturſprache geben, aus der ſie nicht nur dieſe Zahl und dieſen Namen, ſondern auch andere mit Leichtigkeit entziffern werden. Dieſer Zahl eines Menſchen entgegengeſetzt, wird in der Offenbarung der ſchon in Jeſ. 62, 2 u. 65, 15 erwähnte neue Name zweimal angeführt als einer, den niemand kennt, denn der ihn empfängt (Offenb. 2, 17; 19, 12; auch 3, 12). Auch hier iſt offenbar der Name ein das Myſterium der Ichheit enthaltendes höheres Wort und eine entſprecheude Zahl.

Wie alles Irdiſche, ſo iſt auch die irdiſche Zahl ein Bild, ein Gleichnis der himmliſchen Zahl. Wenn wir in der Bibel, z. B. in der nach dem von Moſes geſchauten Vorbild erbauten Stiftshütte, in den Propheten, ſo in Daniel und Heſekiel und in der Offenbarung, ſo viele Zahlen finden, deren Bedeutung uns entgeht, ſo bekommen wir den Eindruck, daß es in irdiſche Sprache überſetzte Brüche von einer himmliſchen Zahl ſind, welche im Tempel Gottes, an der Quelle aller Urſachen, an der Wurzel alles Seins die ganze Evolution des Weltalls nach Gottes ewigem Ratſchluß regiert. Erkennen wir auch von der Bedeutung von 4 als der Zahl der Welt und von 3 als göttlicher Zahl, von 10 als der Zahl des Menſchen, von 12 als der Zahl Israels, ein Weniges, ſo iſt das doch nur eine dunkle Ahnung von den Myſterien der himmliſchen Zahl. Wohl aber erſehen wir aus der Offenbarung, daß auf der neuen Erde und im neuen Jeruſalem die wahre Zahl im wahren Raum, Zeit und Stoff ſich als Schönheit und Harmonie herrlich entfalten wird als der Ausdruck der Urzahl, des Logos, durch den alle Dinge geſchaffen worden ſind.

Die Zahl, sagt mancher, gilt doch bloß für die materielle Welt; Liebe, Glaube, Hoffnung lassen sich nicht mit Zahlen bemessen. — Wie irrig diese Ansicht, beweist ein wenig Nachdenken. Es liegt schon ein logischer Widerspruch darin, wenn man sagt: nach der Bibel ist die Zahl 3 die Zahl der Gottheit, die Zahl 40 die der Prüfung und Versuchung usw., und dann behauptet, die Zahl vermöge nicht geistige Größen auszudrücken. Hat die Zahl $10 = 5 + 5$ in der Parabel der klugen und törichten Jungfrauen keinen geistigen Wert, so ist diese Zahl gänzlich wertlos und bliebe besser weg; und dasselbe gilt von allen Zahlen in den Parabeln und im Leben des Herrn; haben sie aber eine geistige Bedeutung, dann kann Geistiges durch die Zahl ausgedrückt werden. Liebe, Glaube, Hoffnung sind Kräfte; alle Kräfte aber sind meßbar, und eine unmeßbare Kraft wäre ein Unding. Wir halten solche Geisteskräfte nur deshalb für unmeßbar, weil wir den geistigen Maß- und Meßstab dafür nicht haben, wie der Wilde aus demselben Grunde dafür hält, daß Wind, Wärme, Licht nicht meß- noch zählbar sind. Soviel aber erkennen wir und die untrügliche Sprache dennoch, und die Bibel bestätigt es, daß es eine große und eine kleine Liebe, einen starken und einen schwachen Glauben, und ebensolche Hoffnung gibt; daß diese Kräfte ab- und zunehmen können, daß sie also, wie alle Kräfte, Quantität und Qualität besitzen, und daß ein Mensch zwei- und zehnmal mehr Glauben oder Energie oder Willenskraft haben kann als ein anderer, wie auch Elisa bittet: „Daß ich einen zwiefachen Anteil deines Geistes habe!“ Damit und auch mit anderen Stellen der Schrift ist klar ausgesprochen, daß diese Seelen- und Geisteskräfte meßbar sind. Überhaupt liegt darin der Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf, daß, wie alles an Gott unendlich, unermeßlich und unmeßbar, so alles am Ge-

schöpf endlich, begrenzt und meßbar ist. Alles Meßbare aber ist durch die Zahl ausdrückbar. Wenn auch, wie oben gesagt, manche Quantität, wie die Quadratur des Zirkels, durch irdische Zahlen nicht darzustellen ist, so beweist der Mathematiker, daß dafür ein Zahlenausdruck existiert, so im Duodezimalsystem. Geistige Kräfte aber sind meßbar durch die höhere und himmlische Zahl. Diese ist die Formel, das Gesetz ihrer Erscheinung, das Gefäß, in das sie gegossen sind, ohne das sie ebensowenig sein können, wie kostbarer Wein ohne Behälter, nur daß Zahl und Wesen im Himmel viel inniger ineinander wirken, als auf Erden je Inhalt und Behälter.

Viele Christen glauben fälschlich, daß die Naturgesetze mit den Gesetzen der Moral in keiner Verbindung stehen. Bei den raschen Fortschritten der Wissenschaften und der steten Anhäufung von kaum noch zu bewältigenden Tatsachen und Beobachtungen auf allen Gebieten schaffen sie sich ein moralisches Schneckenhäuschen an, in das sie sich je und je zurückziehen, um sich darin von religiösen Vorstellungen eine Weile zu nähren, die wenig oder nichts mit ihrem intellektuellen, wissenschaftlichen oder sonstigen Leben gemein haben. Es ist ihnen mehr oder weniger ein salto mortale, wenn sie von ihrem alltäglichen Treiben und seinen Begriffen auf göttliche und ewige übergehen sollen, und sie sehen nicht ein, was ihre Möbel und ihre Speisen, ihr Pflanzen und ihr Bauen, die Rose oder der Stern mit ihrer Frömmigkeit und ihrem Gottesbegriff zu tun hätten. Der wahre Christ wohnt auf ebenem Boden in dieser und in jener Welt; das Zeitliche ist ihm ewig; das Ewige ist ihm zeitlich; und Gott ist ihm überall.

Daß die Natur und die Moral von verschiedenem Gesetz beherrscht sein sollen, ist schon deshalb falsch, weil ein und derselbe Gott sie gedacht; in Ihm ist keine Trennung noch

Disharmonie denkbar. Denn, ruft der Prophet im Gebet aus, „Du bist der! der Unwandelbare, der keinen Anfang kennt, keine Geschichte hat, keine Evolution durchmacht; derselbe vor der Erschaffung des Alls, auf dem Sinai, auf dem Berg, am See Tiberias, auf dem weißen Thron, davor Himmel und Erde fliehen; ewig der!“ — Ein ernstes Denken zeigt, daß die Naturgesetze die Grundlage der moralischen bilden. Wie ein Mensch zuerst leben, also essen, trinken, schlafen muß, ehe er gut oder schlecht handeln und sich bekehren kann, so müssen die Gesetze der Zahl da sein, ehe die des Rechts und der Gerechtigkeit entstehen; aber diese sind im Keim schon in jenen enthalten. Die Gesetze, nach denen die Pflanze unbewußt wächst, grünt, blüht und Früchte trägt, sind dieselben — das sagt auch Christus in seinen Parabeln — nach denen der Christ bewußt und unbewußt in Gott wachsen, blühen und Früchte tragen soll. Die Gesetze der materiellen und geistigen Anziehung, der Geburt und der Ernährung, des Essens und des Trinkens, und die Folgen ihrer Übertretung, so des leiblichen und geistigen Alkoholismus sind für Leib, Seele und Geist identisch; ebenso die der leiblichen und seelischen Krankheit, des leiblichen und seelischen Absterbens aus verschiedenen Ursachen und der leiblichen und seelischen Heilung. Es gibt nur ein einheitliches göttliches Gesetz im Weltall.

Jene Meinung, daß die absolute Zahl, die unerbittliche Mathematik, zwar alles Stoffliche und Irdische regiere, im Reich des Geistes aber nicht mitzusprechen habe, ist eine der größten Schwächen in der Weltanschauung vieler. Damit werden die Gerechtigkeit, das Recht, das Schöne, das Wahre, anstatt wie der Grieche es so schön erkannte, absolute Dinge zu sein, zu Sachen des Gefühls, des subjektiven, veränderlichen Urteils; und deshalb wankt und wackelt unser Weltgebäude

und auch unser Christentum. Wir Menschen leben und weben im Relativen wie im Perspektivischen; das uns groß, weil nahe Erscheinende ist uns wichtig, das uns klein Vorkommende, weil Weitstehende, nichtig. Gott aber, wie er „überall Geometrie treibt", wie Plato sagt, treibt auch überall Arithmetik und höhere Algebra. Er ist mathematisch. Für ihn gibt es keine „quantité négligeable". Wie niemals die durch alle Äonen durchgezählte Zahl seine Größe erreicht, so wird vor ihm auch niemals ein stets abnehmender Bruch zu „Nichts"; stets bleibt das Geschöpf Ihm unendlich fern; niemals wird die vor noch so langer Zeit geschehene kleinste Sünde unbedeutend.

Diese Zahl, wie sie das denkbare und geschöpfliche All in sich schließt, enthält auch das Gute und das Böse. + 1 ist Gut, Position, Leben, Sein, das Ja! — 1 ist Böses, Negation, Tod, Vernichtung, das Nein! Im + und — liegt alles auf Erden, und der Mensch steht da als 1 und kann sich und seinem ganzen Dasein + oder — vorsetzen. Kein Denken ist ohne die Zahl möglich, wie auch sämtliche Logikformeln des Aristoteles nur Zahlgleichungen sind. 1 = 1, das ist auch Gerechtigkeit: Auge um Auge, Zahn um Zahn. 2 + 2 = 4 oder 2 × 2 = 4 das Gesetz der Vermehrung, des Besitzes; 4 : 2 = 2 das ist Gesetz der Verteilung, Erkenntnis; die kleinste Zahl nicht = 0 achten, das ist Treue. Und das Ganze, das ist Wahrheit, ein ewiges, göttliches Gesetz, dem kein erschaffenes Wesen, kein noch so Gottloser sich entziehen kann; denn es hat wohl Gottesleugner gegeben, aber nie einen Menschen, der bei gesundem Menschenverstand behauptete, 1 + 1 sei nicht 2. Von dieser Wahrheit zeugt die Sprache, wenn sie spricht: das ist so wahr, wie daß 2 × 2 = 4 sind; wenn sie von einem Menschen sagt, er kann nicht bis 3 zählen, d. h. es fehlt ihm die einfachste Erkenntnis; wenn sie einen gegen Logik und Gerechtigkeit

Gleichgültigen damit kennzeichnet, daß sie von ihm sagt: er läßt fünfe gerade sein!

So gibt uns die Zahl die Norm des ewigen Denkens, und wer nicht mathematisch zu denken vermag, vermag nicht göttlich zu denken. Alles ungefähr, beiläufig, verhältnismäßig, beziehungsweise, annähernd, zirka usw., alle unsere Halbheiten und Ausgleiche, Vergleiche und Mittelwege kommen in Gottes Wort nicht vor; die Bibel ist das radikalste und mathematischste Buch, das es gibt; sie kennt keine Brüche und will nur ganze Menschen. — Unser relatives, zahl- und logikloses, unmathematisches Denken, das lähmt uns. Wir lassen fünfe gerade sein und Gott einen guten Mann. Oder wir halten uns für recht klug und meinen, wir hätten es getroffen, wenn wir statt des großen „Entweder — oder" zum Wahlspruch „Sowohl — als auch" nehmen, und mit Opportunitätspolitik, Vermittlungstheologie und verwässertem und aufgeklärtem Christentum, weltlich-religiösen Philanthropien, politisch-sozialer Religion und Kompromissen — haben wir doch „die Christliche Welt" erfunden — es dahin bringen, überall unseren Mann zu stellen, überall mitzutun und mit großen und schönen Worten, wenn nicht allen, so doch möglichst vielen zu gefallen und mit milder und belobter Toleranz den goldenen Mittelweg zu wandeln. Aber die Seele findet nur im Absoluten Ruhe. Im tiefsten Grunde haßt sie die kluge Mitte und die Vermittlung, die Halbheit und die Lauheit, und ist so intolerant wie Gott selber. Sie hungert und dürstet nach Klarem und Ganzem, nach Unveränderlichem und Gewissem, nach Licht ohne Schatten, nach Wahrheit siebenfach geläutert, nach unzerbrechlichem Gesetz, unbeugsamer Gerechtigkeit, unerbittlicher Strafe, ganzer Liebe, fleckenloser Heiligkeit, unzerstörbarer, diamantener Ichheit. Festes und Sicheres, Unwankendes und Ungeteiltes,

ein Eins und ein Ganzes zu schaffen und zu sein, dahin geht schon auf Erden ihr Dichten, ihre Kunst und ihre Macht. Und an ihrem Ende flucht sie allem, was mit Halbheit und Schein sie beirrte, und mit dem Propheten denjenigen, „die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis, aus sauer süß und aus süß sauer machen," und begehrt heimzufahren in eine Welt, aus einem Prinzip, ewig unverfälscht und unvermischt.

Gott hat uns in letzter Zeit als Heilmittel gegen die aus der Erkenntnis von Millionen von Tatsachen hervorgehende Zersplitterung und Spezialisation die Erkenntnis geschenkt, daß im großen Weltall es nur ein Gesetz, nur eine Kraft und sicherlich auch nur einen Stoff gibt. Immer mehr erkennen wir, daß dieselben Naturgesetze überall walten, daß die Doppelsterne sich auch nach Keplerschen Gesetzen und in den Kurven der Kegelschnitte bewegen, daß auch auf anderen Welten der Stoff fest, flüssig oder gasförmig, und daß, wie Meteoriten beweisen, auch im fernen Raum dieselben Stoffe wie auf Erden nach denselben Gesetzen kristallisieren, kurz, daß Gott für seine ganze Schöpfung nur eine und dieselbe Mathematik, Mechanik, Physik und Chemie erdacht hat. — Und doch, und weil wir immer mehr den Glauben an diesen einigen persönlichen, lebendigen Gott verlieren, fragen wir immer zweifelnder, ob es denn irgendwo absolute Wahrheit gibt, und ob unsere ganze Welt- und Naturanschauung nicht bloß subjektive, jeder absoluten Wahrheit entbehrende Hypothesen sind.

Hier kann eine Betrachtung der Zahl uns zu einiger Klarheit verhelfen. Denn mit dem Zahlengesetz sind alle Gesetze

verbunden, können nur vermöge desselben gedacht und ausgesprochen werden.

So vermag selbst der an allem zweifelnde Skeptiker Renan sich nicht der allgemeingültigen Wahrheit der Zahl zu verschließen und schreibt: (Revue d. Deux Mondes, 1863, p. 768) „Die Mathematik wäre wahr, selbst wenn nichts existierte. Sie ist im Absoluten und im Idealen. Sie ist die Entwicklung des Identitätsprinzips."

Treffend sagt Molitor (Philos. d. Geschichte. Bd. II, S. 210): „Wenn 2 × 2 nicht absolut und an und für sich selber = 4 ist," d. h. so von der Gottheit unabänderlich gedacht worden ist, „dann hört überhaupt das Gesetz der Identität auf, der Satz des Widerspruchs hätte keine Evidenz in sich, und es gibt mithin auch keine eigentliche objektive Wahrheit. Wenn ferner das Gesetz der Identität und des Widerspruchs in sich selbst keine Notwendigkeit besitzen, also wenn 2 × 2 für eine andere Weltordnung = 5 sein könnte, so folgt unwidersprechlich daraus, daß auch das Sittengesetz uns nicht deshalb zur Pflicht gemacht worden ist, weil es an und für sich gut, sondern bloß, weil es der Wille der Gottheit war, dasselbe uns (auf Erden) als Norm vorzuschreiben, und daß es auch Welten geben könnte, deren Bewohner ein ganz anderes Gesetz als wir haben, und denen dasjenige Tugend und geboten, was uns als Laster verboten ist. Gibt es für die Gottheit keine absolute Wahrheit, so gibt es für sie (und folglich auch für uns) auch keine absolute Güte."

Ebenso zeigt Henrik Ibsen, daß er den Zusammenhang von Moralbegriffen und Zahlgesetzen einsieht, wenn er an G. Brandes schreibt: „Weder die Moralbegriffe, noch die Kunstformen sind ewig. (!) Wer bürgt mir dafür, daß auf dem Jupiter 2 × 2 nicht 5 macht?" — Aber mit diesen

Worten beweist er zugleich seinen Mangel an Einsicht in den Zusammenhang zwischen dem Grundgesetz der Zahl und den Tatsachen der Erscheinung, die wir an Jupiter beobachten. Die Bewegung dieses Planeten nach den Keplerschen Gesetzen, seine Abplattung nach dem Gesetz der Zentrifugalität, seine Form und seine Größe, ja schon seine Sichtbarkeit allein, beweisen mit mathematischer Sicherheit, daß auf ihm $2 \times 2 = 4$ sind. Eine Welt, auf der $2 \times 2 = 5$ wären, besäße auch nicht eine unserer physikalischen Eigenschaften, gehorchte auch nicht einem der uns bekannten Gesetze; wir wüßten von ihr absolut nichts, denn sie wäre unsichtbar und überhaupt unwahrnehmbar, schon weil wir nur Formen sehen, die Form aber nur in der Zahl und durch die Zahl existiert.

Man glaube nicht, daß dies nur theoretische Betrachtungen sind, die für das Leben im allgemeinen und besonders für das christliche keinen praktischen Wert haben. Wie es für den Menschen kein höheres Gut gibt als den Glauben an einen lebendigen Gott und die Gemeinschaft mit Ihm, so gehört der Zweifel am absolut Wahren, Schönen und Guten zu den verderblichsten Irrtümern der Jetztzeit. Wenn ein christlich sein wollender Apologet im Sinne vieler heutzutage in der „Christlichen Welt" schreibt: „Das Gesetz, wie wir es aussprechen, scheint uns die Notwendigkeit der Aufeinanderfolge gewisser Geschehnisse bei gegebenen Voraussetzungen richtig auszudrücken. Ob Gott das Gesetz so ausspricht, wissen wir gar nicht, auch gar nicht, ob es für ihn so existiert," so leugnet er mit diesem scheinbar in die höchsten Regionen des abstrakten Denkens sich schwingenden Satz, wenn auch nicht unmittelbar das Dasein Gottes, so doch jede göttliche Offenbarung und ebenso die göttliche Abkunft und Ebenbildlichkeit des Menschen. Existieren die Gesetze unseres Daseins nicht in Gott, wie wir sie

wahrnehmen, so ist Gott nicht mehr unser Vater und Schöpfer. — Ist das Meisterwerk etwas anderes als die Offenbarung des Denkens des Meisters? Was ist das Geschöpf anders als die Sichtbarkeit der Gedanken des Schöpfers, also der Gesetze, die in Ihm liegen? Soll das Bächlein anderes Wasser als die Quelle oder der Zweig anderen Saft haben als der Stamm, und spricht nicht Christus: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben.“ „Bleibet in mir und ich in euch.“

Mit jenem Zweifeln wird die Menschwerdung Gottes und die christliche Versöhnungslehre in Frage gestellt. Denn lebt und denkt Gott nach anderen Gesetzen als wir, wie sollte er Mensch werden und „uns mit sich versöhnen“? Dann ist auch ein göttliches Leben in und mit Christo, in und mit Gott eine Unmöglichkeit. Auch die biblische Lehre der Auferstehung und der himmlischen Seligkeit wird damit hinfällig. Finde ich nicht drüben in Gott die Gesetze meines Seins und meines Daseins, meines Leids und meiner Freude, meiner Kraft und meiner Macht, meiner Ichheit und meiner Individualität wieder, so habe ich mich selbst verloren und das indische Nirwana, ja die völlige Vernichtung kann mir ebenso lieb sein wie eine Fortdauer, deren Bedingungen ich nicht im mindesten zu fassen vermag. Auch ist eine Vorbereitung hienieden auf jene Existenz unmöglich; wie soll ich mich auf etwas gänzlich Unbekanntes vorbereiten? Wer weiß, ob drüben und in dem Gott, der einst alles in allem sein wird, nicht groß klein und klein groß, schön häßlich und häßlich schön, Recht Unrecht, ja ob es nicht jetzt schon so ist. Ja, ist nicht in diesem Gott das Grundgesetz der Zahl, so sind drüben Christus und ich nicht eins und eins, und die 12 Apostel sind nicht mehr 12! (S. dagegen: Matth. 19, 28.) Zu solchen Folgerungen führen jene Zweifel.

Welche tiefere und biblischere Anschauung, wenn ein Jakob Böhme schreibt: „Alle Geburten, die in Gott sind, sind auch in dir: denn du bist aus allen Prinzipien der Gottheit geschaffen, und ein Bild Gottes!"

Mit jenem Zweifeln am absolut Wahren wird überhaupt die Bibel geleugnet. Was ist die Bibel und was will sie anders sein als das Wort Gottes an uns, also die Mitteilung und das Aussprechen der Gesetze, wie sie in Gott sind, wie Gott sie selber denkt — oder soll Er anders reden als Er denkt? Dieser Gott spricht wiederholt: „Behalte meine Gebote, so wirst du leben, und mein Gesetz wie deinen Augapfel" (Spr. 7, 2) und: „Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben" (Jer. 31, 33. Hebr. 8, 11). Woher hat das Sittengesetz seine Kraft und seine Macht, wenn nicht daher, daß Gott ein sittlicher Gott ist? Und wenn dieser Gott, Schöpfer und Erhalter des Lebens, spricht: Du sollst nicht töten! da fragt man noch, ob in Gott dieselben Gesetze wie in uns oder gar überhaupt Gesetze sind?! Wenn geschrieben steht: Gott ist die Liebe, sollten in Ihm nicht die Gesetze sein, nach denen wir lieben? Wie könnte dann Er uns und wir Ihn lieben, und woher hätten wir diese Gesetze in uns? — Zu allen Zeiten haben die Weisen es erkannt und zum Grundgedanken der Religion gemacht: die Naturgesetze außer uns und die Moralgesetze in uns, die mit jenen ein Eins bilden, sind ein Ausfluß der Gottheit, und unser Denken ist ein Abbild und eine Folge des göttlichen Denkens. Behaupten, daß das Denken dieses Gottes nach anderen Gesetzen geschehe als das unsere, ist nicht nur eine unwissenschaftliche, weil völlig unmotivierte Hypothese, sondern setzt zwischen diesem Gott und seinen Geschöpfen eine unüberbrückbare Kluft. Plastisch ausgedrückt: wenn bei diesem und für diesen Gott 1 + 1 nicht 2

sind, so versteht er weder den Kristall noch den Stern und am wenigsten den Menschen; so kann er auch nimmermehr sich ihm mitteilen, noch dieser zu Ihm beten.

Ist das der Fall, so gibt es keinen Gott; denn ein Gott, der nach anderen Gesetzen des Seins und des Daseins existiert als die meinen, ist für mich nicht da. Dann ist das Weltall eine menschliche Hypothese, eine Vorstellung unseres Hirns ohne objektive Wahrheit. — Nun, der Satz ist alt und bekannt und am Platz im Munde eines Pessimisten wie Schopenhauer oder eines H. Ibsen, aber nicht bei Männern, die sich noch Christen nennen.

Hier bedarf's nicht der wissenschaftlichen Spekulation, sondern nur des gesunden Menschenverstandes. Sind denn unsere Vorstellungen Kräfte? Wir sehen aber die Welt voll Kräften oder Gesetzen oder Gedanken Gottes, was in Ihm dasselbe. — Einst erzählte mir ein alter Mann, unter einem großen Nußbaum sitzend: „Vor 70 Jahren, damals ein siebenjähriger Knabe, fand ich hier eine Nuß; da sagte mein Bruder: Wir wollen sie pflanzen! Und nun sitze ich mit 28 Enkeln und 2 Urenkeln unter diesem Baum und schüttle alljährlich der Nüsse genug für meine ganze Familie herunter!" — Ist denn dieser Nußbaum kraft einer menschlichen Hypothese gewachsen oder infolge der subjektiven Vorstellungen von Naturgesetzen im Kopf des alten Mannes? oder weil, um mit einer gewissen Philosophie töricht zu reden, er sich denselben als Objekt in seinem Hirn „gesetzt" hat? Haben wir nicht vielmehr hier die sichtbare und greifbare Wirkung der göttlichen Gesetze des Wachstums, des Blühens und des Fruchtbringens? Haben etwa wir Menschen diese Gesetze erdacht?

Wenn dann jener Apologet weiter schreibt: „Es ist und bleibt durchaus ungewiß, ob wir mit unseren Hypothesen die

absolute Wahrheit treffen," so wirft er in diesem durch scheinbare Demut bestechenden Satz in bedauerlicher Weise die göttlichen Gesetze, die uns klar in der Schöpfung entgegenleuchten und die das inspirierte Wort Gottes durchaus bestätigt, mit unseren Erklärungsversuchen zusammen, ungefähr wie einer, der das mosaische Gesetz mit den Wellhausenschen Hypothesen verwechselt. — Ob die Erscheinung der Anziehung im Weltraum von den Weltkörpern ausgeht oder durch den Weltäther vermittelt wird, und ob das Licht nach der Emanations- oder Undulationstheorie zu erklären ist, das sind freilich wie das Atom und vieles andere menschliche Hypothesen; aber die Planeten, das Licht, und die von Newton und Kepler gefundenen Gesetze oder die Tatsache, daß $1+1$ gleich 2, und die entsprechende, daß Wachstum nur durch Aufnahme und Assimilation von Nahrung möglich ist, oder daß Gutes Liebe, Böses aber Haß erzeugt, der kategorische Imperativ und die innere Nötigung das Gute zu tun und das Böse zu lassen, das sind nicht menschliche Hypothesen, sondern die Offenbarung von in Gott liegenden Gesetzen, wie Gott selber sie denkt und in seiner Natur und in seinem Wort klar ausspricht. „Der Mensch hat nichts, es sei ihm denn vom Himmel gegeben!" Warum erkennen wir, daß die drei Winkel eines Dreiecks gleich zwei Rechten sind und warum ist es so? Einzig und allein durch die Gemeinschaft unseres Geistes mit dem Geist dessen, der das Dreieck mit allen seinen Eigenschaften erdacht hat und weil es Ihm gefallen hat, das Dreieck also zu erschaffen.

Freilich gibt es Abstufungen des göttlichen Denkens; freilich sind die Gedanken Gottes höher als unsere Gedanken, wie in unendlich schwächerer Weise das mathematische Denken eines Newton in der höchsten Analyse höher ist, als das Denken des Kindes, welches das Einmaleins lernt; wie das musikalische

Denken Bachs in der H-moll-Messe und Beethovens in der Mondscheinsonate hoch über dem des Anfängers, der seine erste Tonleiter spielt, steht, oder höchste Poesie und Schrift über dem ABC! Aber identisch sind sie doch! Ohne das Einmaleins gibt es keine Analysis; ohne die Tonleiter wäre weder jene Messe noch Sonate und ohne das ABC keine Schrift und kein Buch Gottes.

So gibt es kaum eine törichtere Frage als die, ob in Gott auch die Gesetze seien, von denen wir sehen, daß sie sein Tun und seine Schöpfung regieren, und die unser ganzes geistiges Leben verursachen und beherrschen. Können wir doch diese Schöpfung und ihre Gesetze nur vermöge der Denkgesetze auffassen, die Er selber uns gegeben, als Er uns in seinem Bilde schuf, und seinen Hauch als Seele einblies. Was ist aller Menschen Sprache anderes, als das Aussprechen von göttlichen Gesetzen? Das Substantiv und das Adjektiv, das Zeitwort und das Zahlwort hat nicht der Mensch erfunden; er kann ewig keine anderen Formen der Sprache noch einen neuen Vokal oder Konsonanten in sich finden. — „In deinem Licht sehen wir das Licht!"

Ist die Zahl wirklich das Grundgesetz des Weltalls, so muß sie mit ungeheurer Klarheit ungeheure Tiefe verbinden, und so ist es in der Tat. Während jeder einigermaßen helle Kopf wie spielend und mit größter Sicherheit Hunderte von Millionen addieren, subtrahieren, multiplizieren und dividieren kann, haben von jeher die tiefsten Denker fast erfolglos über die Geheimnisse der Zahl nachgedacht. So schon Pythagoras,

der nichts Schriftliches hinterließ, dessen Grundanschauung aber war: alles ist Zahl. So Plato, der in der Geometrie, in der Mathematik überhaupt, auch alle Gesetze des Geistes und der Philosophie fand. Bezeichnend ist, wie das französische chiffre, engl. cipher mit dem keltischen Cyfrinach, Mysterium, zusammenhängt.

Von jeher erkannten die Weisen: der Logos, Wort und Zahl zugleich, das ist das Mysterium! „Am Anfang war das Wort, und das Wort war Gott."

Wie ein Mensch in einem Boot im Sonnenlicht auf den Wellen tanzt und die finstere Tiefe voll Geheimnissen unter ihm nicht ahnt, so ruht unsere Existenz auf einem unergründlichen Meer von Mysterien, und nur der Blinde spricht: Da sehe ich nichts Geheimnisvolles! Als ob der Mensch ein Millionstel der Geheimnisse eines Sandkorns oder eines Wassertropfens ergründen könnte. Wer den einfachsten Satz, so: ich sehe einen grünen Baum, wie er Subjekt und Objekt, Tun und Sein und Eigenschaft, Wesen und Erscheinung enthält, richtig erklärte, wäre ein über alle Philosophen und Gelehrte der Welt erhabener Genius. Das fortwährende Erstaunen des Denkers über die Mysterien des Seins ist auch das fortwährende Erschrecken über dieses Sein, das uns in der Bibel als allgemeine „Furcht Gottes" und „Anfang der Weisheit" zusammengefaßt, in Hiob, in den Psalmen, im Prediger aber oft detailliert entgegentritt. So ruft selbst ein Schopenhauer über die Philosophen, die mit größter Gemütsruhe und endlosen selbstgefälligen Deduktionen Welt und Sein erklären: „O, daß man solchen Spaßphilosophen einen Begriff beibringen könnte von dem wahren und furchtbaren Ernst, mit welchem das Problem des Daseins den Denker ergreift und sein Innerstes erschüttert!" (Über d. Universitäts-Philos. S. 145.)

Ohne Mysterium kein Sein, keine Religion, keine Poesie, keine Kraft, kein Sehnen noch Begehren, kein Genießen noch Lieben noch Hoffen, keine Gegensätze und kein Kampf: kein Leben. Ohne Mysterium ist die Seele lendenlahm, vegetiert nur, ist geistig tot, wenn sie überhaupt existiert; ist sie doch selbst das Mysterium, kommt aus dem Mysterium, daher sie sich stets in dasselbe wieder hineinversetzt. Der Seele Nahrung ist das Mysterium, dieser Ausfluß Gottes. Hat sie etwas durch und durch erkannt und ergründet, oder richtiger, glaubt sie in irdischer Blindheit das getan zu haben, so wird es ihr schal; sie wirft es weg wie eine ausgepreßte Zitrone. Daher die Kraftlosigkeit einer Pädagogik und einer religiösen Presse, welche glauben, dem Kinde und den Gläubigen nur völlig Verständliches und Verstandenes bieten zu sollen. Nur am Mysterium wird die Seele groß. Das Mysterium treibt die Blüte nach der Sonne und die Wurzel in die finstere Tiefe. Das Mysterium bewegt das Tierreich in Zorn und Liebe, in Furcht und Hoffnung. Das Mysterium weht durch die Welt und treibt die Völker vor sich her, daß sie dahin und dorthin ziehen, die einen ans Meer und die anderen auf den Berg und in die Wüste, daß sie wachsen und expandieren, ihrer Macht sich freuen, sich eigene Gesetze schaffen, in eigenem Lied aufjauchzen, in eigenem Stil Tempel und Burg und Palast bauen, in eigener Schrift eigene Literatur schreiben.

Auch im Himmel wird das Mysterium nicht aufhören. Wohl wird einst Gott alles in allem sein, aber dennoch wird das Geschöpf nie ganz den Schöpfer erfassen. Gott ist und bleibt ewig das Mysterium. So begehrte ein Johannes in die Geheimnisse der Gottheit zu schauen, und auf sein Sehnen hin offenbarte ihm der Geist: „Am Anfang war das Wort und Gott war das Wort!“ Aber Mysterium blieb es auch ihm.

Dieses Mysterium hat von jeher gewisse Menschen und Christen mächtig angezogen. So Pythagoras, H. v. Suso, Thomas a Kempis, Plotin und Dante, J. Böhme und Pascal, Bernhard von Clairvaux, St. Martin, Baader, Novalis; und es wird uns nicht befremden, daß der Mystiker, der sich in die Geheimnisse des göttlichen Wortes vertieft, oft ein hervorragender Mathematiker war, wie ein Pascal, ein Kepler und ein Newton, der eifrig Böhmes Schriften studierte.

Schon diese Tatsache beweist, wie falsch die gewöhnliche Ansicht, daß ein Mystiker ein konfuser, verworren denkender Schwärmer ist. Mag es immerhin solche geben und gegeben haben, so hat es doch kaum je klarere und wenn sie ihre Aufmerksamkeit den Dingen dieser Welt zuwenden wollten, praktischere Menschen gegeben als jenen Plato, dessen Ratschläge Dionys von Syrakus gerettet haben, und von dem Augustin ausdrücklich sagt: „Plato hat mich den Logos und den wahren Gott kennen gelehrt; Jesus Christus hat mir den Weg zu ihm gezeigt," oder den ausgezeichneten Seemann und Mystiker Christoph Kolumbus, oder den weltgewandten Gesandten und Politiker Dante, oder den großen Denker Pascal, der mit unerbittlicher Logik die Lehre der Jesuiten in seinen Lettres provinciales einer vernichtenden Kritik unterzog — wie auch selbst der in die innersten Tiefen der Dinge schauende Böhme durch seinen Fleiß, seine Nüchternheit und seinen gesunden Menschenverstand bekannt war. Und wie hat in neuer Zeit der Mystiker Gordon Pascha mit hellerem Blick als sämtliche Staatsmänner und Generale zuerst die chinesische Armee organisiert und die Taiping-Rebellion niedergeschlagen und später allein dem Sudan in wenig Jahren Frieden und Sicherheit anstatt der entsetzlichen Zustände, die er fand, gegeben, die Sklavenhändler lahmgelegt und den Ackerbau entwickelt! Wahrlich, sechs solche Mystiker

wären, wie an Kreta zu sehen, ein größeres Geschenk Gottes an Asien und Afrika, als der Schutz sämtlicher Großmächte und eine Million Soldaten und eine Milliarde Mark dazu. — Ein nicht geringer Beweis für die Wahrheit und die Kraft, die der Lebensanschauung des Mystikers innewohnt, ist auch der Zug zu ihm und zu seinen Werken, der oft die nüchternsten und praktischsten, von allem Mystizismus am meisten entfernten Geister überkommt. So hat schon mancher Kriegsmann die Bücher des mystischen Jüngers allen anderen vorgezogen. So studierte der kalte, harte Karl I. von England mit Vorliebe Jakob Böhme und ließ seine Werke ins Englische übersetzen; so las der heitere, witzige Kaiser Friedrich in Thomas a Kempis; so liebte, wer sollte es glauben, der sarkastische Pessimist Schopenhauer die Werke von Mad. Guyon, dieser Predigerin der reinen Gottesliebe ohne Beimischung einer Furcht vor der Hölle oder eines Verlangens nach dem Himmel (?).

Diese Mystik ist öfters von Außenstehenden und Nichtgläubigen richtiger und gerechter beurteilt worden als von manchem Christen, der davor das Kreuz macht, ohne nur zu wissen, was er sich dabei vorstellen soll. Hören wir z. B. darüber Ed. v. Hartmann: „Die Mystik (abgesehen von krankhaften Auswüchsen) muß tief im innersten Wesen des Menschen begründet sein, denn sie zieht sich ohne Unterbrechung durch die Kulturgeschichte hindurch. Sie hat gegen den Kulturfortschritt wie gegen den Unglauben des Materialismus und den Schrecken der Inquisition standgehalten. Sie hat aber auch dem Menschengeschlechte unschätzbare kulturhistorische Dienste geleistet," was H. weiter ausführt. — „Die wahre Mystik," fährt er fort, „ist also etwas an sich Gesundes und sowohl für das Individuum als für die Menschheit von hohem Wert, wie wir in der Tat sehen, daß alle Mystiker sich in der Ausübung

ihrer mystischen Anlagen überaus glücklich gefühlt und freudig alle Entbehrungen und Opfer getragen haben." (Phil. d. Unbewußten, I. Teil, 8. Aufl. S. 310.)

Ja, Hartmann nennt Mystiker im weitesten Sinne des Wortes, wie die wahrhaft orginellen Philosophen, so auch die „eminenten Genies der Kunst, welche ihre Leistungen den Eingebungen ihres Genius und nicht der Arbeit ihres Bewußtseins verdanken (z. B. Phidias, Äschylos, Raphael (?), Beethoven, dazu alle Religionsstifter: Konfuzius, Buddha, Mohammed)." Und nicht mit Unrecht; denn die Imagination und die Inspiration, von denen in einem anderen Band die Rede war, sind eng verwandt, und für jegliche Inspiration ist der Mensch nur insoweit empfänglich, als er Mystiker ist.

Es spricht für den Mystizismus, daß Schmerz und Entbehrungen, Leibes- und Seelennot, diese großen Zuchtmittel Gottes, sein Wachstum befördern. Es spricht für den Mystiker, daß er, darin Christus ähnlich, Geld und Gut, Ehre und Ruhm sehr gering achtet. So haben viele den Rat des Herrn befolgt: „Willst du vollkommen sein, so verkaufe alles, was du hast und gib's den Armen und folge mir." „Menschenlob," sagt der mystische Gordon, „ist genau besehen nichts anderes, als eine Verleugnung Gottes, weil damit ausgesprochen wird, daß der Mensch auch ohne Gott gut sein könne." — Es spricht für ihn, daß er dabei einen klaren und hellen Blick beweist, wenn er dennoch über irdische Angelegenheiten gefragt wird; wie die Kaiser von Byzanz und ihre Staatsmänner, wenn in der Not, sich bei Simon Stylites und anderen Zenobiten der Wüste und Kaiser Gallienus und seine Frau Sabina bei Plotin weisen Rat holten. — Es spricht für ihn, daß man ihn oft, von den glänzendsten Anerbietungen, wie von den furchtbarsten Drohungen unentwegt, gleichmütig in den schwierigsten Lagen gesehen hat.

So konnten der flotte Hofmann Ludwigs XIV., Marschall Montrevel, und der grausame Gouverneur Baville sich nicht genug über die unerschütterliche Ruhe und Seelenstärke wundern, mit der die Camisarden vor ihnen erschienen und in Qualen starben, diese einfachen Männer, die in ihren Felsenbergen von Kampf, Psalmengesang, Gebet und Ekstase lebten und nur Gott als Herrn anerkannten und seinen Geist als Führer.

Erschrecken wir nicht vor bloßen Worten und Namen, sondern sehen wir uns die Wahrheit vorurteilsfrei an. Christus, dieser nach allen Seiten hin vollendete Mensch, war auch höchster Mystiker. Er lebte nur mit dem Vater, in seinem Willen, in der wahren und übernatürlichen Welt, und sprach: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." — Er ignoriert und achtet gering menschliche Kunst und Wissenschaft, fragt nichts nach sozialen Problemen und philanthropischen Zeitfragen und faßt seine Anschauung darüber in dem Wort zusammen: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Auch von Ihm, wandelte Er wieder unter uns, würde mancher moderne Christ geringschätzend ausrufen: „Ein unnützer Träumer! greift nirgends praktisch ein und glaubt die Welt mit bloßen Ideen zu verbessern." Aber Er hatte recht; mit Ideen, nicht mit Tatsachen wirkt man Großes; ist doch die übrigens stets und notwendig der Idee folgende Tat nichts als die unvollkommene Darstellung der Idee; weshalb alle, die Großes und Bleibendes schaffen, wenn sie nicht wie Cäsar oder Attila, Timurlenk und Napoleon I. lediglich durch Waffengewalt ihre Macht gründen wollten, Idealisten waren; der Idealist und der Mystiker aber gehen ineinander über, und Gott ist die Idee des Mystikers. Bekehre mit Gottes Hilfe den Menschen, so wird er sich schon ein „menschenwürdiges Dasein" schaffen, und noch nie sah ich einen

Christen in Schmutz und Elend verkommen; denn „dem Redlichen läßt es Gott“ auch in dieser Welt „gelingen“. Mit unseren humanistischen, christlich sozialen Versuchen, den Menschen von außen her zu bessern und zu bilden und ihn durch materielles Wohlsein für die Wahrheit empfänglich zu machen, werden wir immer Bankrott machen, denn damit fangen wir am falschen Ende an. Man gelangt nicht durch den Körper an die Seele, sondern durch die Seele an den Leib. Die 9 geheilten Aussätzigen kehrten nicht um und dankten, und die mit Brot und Fisch gesättigte Menge schrie später auch mit: Kreuzige ihn! Wer arm die Wahrheit nicht hören will, wird sie ebensowenig als Wohlhabender hören wollen, und ich habe gerade so wie aus reichen Villen, auch aus modernen Arbeiterwohnungen mit Gärtchen und sonstigem Zubehör unzufriedene, mürrische und verbissene Gesichter herausschauen sehen.

In zarter Weise deutet auch das Evangelium die mystische Seite Christi an durch seine Liebe zu Johannes, dieser durch und durch mystischen Natur. Und so hat mancher Mystiker, Plato, Dante und Klopstock, Thomas a Kempis oder Böhme, mehr und Bleibenderes durch Wort oder Lied gewirkt als so mancher tatenreiche Philanthrop, dessen Werk mit ihm starb.

Aber diese Mystik, sagt mancher streng Rechtgläubige, der die Wahrheit verkennt, daß ein Christ trotz einiger Irrlehren Gott näher stehen kann als mancher andere mit tadelloser Doktrin, führt zu bedenklichen Verirrungen, zur mönchischen Askese, zur Einbildung der eigenen Sündenlosigkeit, ja zum Verbot der Ehe u. a. mehr! Ich bestreite, daß diese Irrtümer die Früchte der wahren Mystik sind, und behaupte vielmehr, auf Tatsachen gestützt, daß je größer der Mystiker ist oder wird, desto mehr er von diesen etwaigen Anhängseln frei wird. Was hat uns aber der Gegensatz des Mystizismus, der platte

nüchterne, aufgeklärte Proteſtantismus, mit ſeiner Orthodoxie ohne Feuer noch Geiſt gebracht? — Ein totes Formeln- und Dogmaweſen, ein bloßes ja, ja ſagen, ohne auch nur eine Ahnung von den Kräften der zukünftigen Welt, von der Freiheit und Macht, von dem Brauſen und Rauſchen des Heiligen Geiſtes, von einem inneren mit Chriſto in Gott verborgenen Leben. Mit Lehrſätzen allein kommt man nicht in den Himmel. — Und dabei rufen ſie: „Ich bin Luthers!“ „Ich bin Calvins!“ — Iſt Luther für euch geſtorben, oder ſeid ihr auf Calvin getauft?

Was iſt denn dieſe Myſtik? Das Weſen der Myſtik läßt ſich ebenſowenig wie das der Kraft und des Lebens durch eine wiſſenſchaftliche Definition erſchöpfen, denn ſie iſt eine Kraft und ein Leben. Sie iſt ein Leben in einem vom innerſten Geiſt geſchauten Gott, als dem ewig flammenden Urgrund alles Lebens und alles Seins, in und durch deſſen ſtete Kraft die Sonne kreiſt, das Blatt grünt, das Waſſer fließt und das Feuer brennt. Ihr Wahlſpruch iſt: „In deinem Licht ſehen wir das Licht.“ Sie hat zum Objekt das unvermittelte Verhältnis des einzelnen zu dieſem Gott, als des Endlichen zum Unendlichen, des Zeitlichen zum Ewigen, des Geſchaffenen zum Ungeſchaffenen, und zwar nicht des Menſchen nur, ſondern des Tieres, der Pflanze, des Steins, der Luft und der Erde, des Lichts und der Kraft. — So iſt eine Roſe für den gewöhnlichen Menſchen eine ſchöne, lieblich duftende Blume mit Dornen. Der Botaniker weiß von ihr ſchon mehr zu ſagen, von allen ihren Arten und Abarten, vom Saftumlauf, Umſetzen von Blättern in Petale und Staubfäden uſw. Für den Phyſiker und Chemiker iſt ſie noch dazu ein wunderbarer Bau aus Millionen von Atomen, der einem Kundigen Erſcheinungen der Endosmoſe, chemiſchen Stoffſelektion uſw. zeigt. — Für den

Mystiker ist sie das alles und dazu noch: eine von einer Grundzahl oder Ichheit regierte Welt, die nach Zahl- oder Geistesgesetzen evolviert und doch nie eine Kornblume oder Tulpe wird, eine göttliche Idee, ja, ein Stück der Leiblichkeit Gottes, seiner aus Ihm hervorgegangenen Schöpfung. Alle irdischen Rosen sind nicht die Rose, wie alle Kinder nicht das Kind und alle Frauen nicht die Frau; daher das Begehren und Sehnen, das erst drüben gestillt wird. Alle Rosen sind einseitige Abbildungen der Rose, die aus göttlichem Tun hervorgegangen, also ewig ist. Im Paradies gab es und gibt es die Rose; und in den Ewigkeiten der Ewigkeiten wird es die Rose geben, immer schöner, immer herrlicher, ja wunderbar und unendlich innerhalb ihrer Zahl evolvierend, denn das Göttliche kann nicht gebrochen werden.

Die Mystik ist ferner ein stetes Schweben zwischen zwei Abgründen, zwei Prinzipien, zwei Welten: des Guten und des Bösen, des Lichts und der Finsternis, ein Fühlen dieser zwei Welten in sich und in seinem kleinsten Tun; ein inneres Lauschen dem Gesang der oberen Welt und ein Warten ihres Lichtstrahls, und ein Bangen vor, ein Kämpfen und Ringen mit den nach unten ziehenden Mächten der Finsternis. Ihr Streben ist, in allem und durch alles hindurch den göttlichen Anteil, die göttlichen und teuflischen Prozente von jeder Erscheinung zu erkennen und sie von den Schalen, den Hüllen und Hülsen zu lösen. Ihr Ziel ist das sich selbst Verlieren, um sich in Gott, in dem und durch den alles ist, wieder und herrlicher zu finden.

„Leer dich aus, Er wird dich füllen;
Setze dich, Er wird dich stillen;
Schweig, so sagt Er seinen Willen;
Wisse nichts, so lernst du Ihn."

Ihr Gewinn ist ein in Gott verborgenes Leben, das kein Unglück noch Unfall, nicht die Welt und nicht der Teufel, nicht das Leben und nicht der Tod antasten kann und schon hienieden ein Besitzen der Freude der Ewigkeit. — Sie ist also wahre Philosophie, wie schon ein Plato, Sokrates, Pythagoras sie nach ihrem Licht auffaßten. Sie ist Theosophie, indem sie nichts nach menschlichen Traditionen noch Lehrsystemen fragt, sondern durch Gebet von Gott sich den Heiligen Geist erringt, um vermöge desselben diesen Gott und Vater zu erkennen, zu erschauen, und von diesem Zentrum aus seine Schöpfung, was durchaus biblische Lehre ist. Sie ist Symbolik, denn alles in dieser Schöpfung ist ihr Bild, Abbild und Symbol von einem Etwas in der ewigen Schöpfung. Sie ist Religion und Christentum, indem sie sagt: Zuerst muß der Mensch durch und mit Gottes Hilfe und Gnade sich zu Gott bekehren, oder von ihm bekehrt werden; dann findet er in diesem Gott und nur in Ihm alles, in und mit Ihm weiß er alles, schaut er alles, kann er alles, außer Ihm und ohne Ihn nichts. Ihr höchstes Gut ist Gemeinschaft mit Gott; damit trifft sie den Kern aller Religionen. In Gott eingekehrt, hat der Mensch das Zentrum gefunden; hat er sich verloren und Gott gewonnen, so ist es ihm nicht mehr um den Teil zu tun, sondern um das Ganze; er will nicht mehr sich, sondern Gott, der in ihm ist, offenbaren; denn er erkennt, daß in Ihm doch das All enthalten ist, und in dieser Gesamtheit auch er; er geht in Gott auf; sein Streben fällt mit dem Göttlichen zusammen und hat zum Objekt die Offenbarung Gottes im Weltall, wobei er auch nebenbei als ein Teil Gottes zu seiner ewigen völligen Offenbarung kommt.

Alle und jede Religion ist mystisch; aber Mystik ist nicht die ganze Religion. Sie ist die Religion des einzelnen, nicht

der Gemeinde, sie ist die Religion nach Pascals Wort als „Gott dem Herzen fühlbar". Die Mystik beschäftigt sich nicht, wenigstens nicht direkt, mit dem Studium der Weissagung und der Geschichte der Gemeinde Christi, noch mit ihrer Organisation, ihrem Gottesdienst, der Verwaltung der Sakramente, Stellung dem Staat und der Welt gegenüber, noch mit der Lehre von den guten Werken.

Das Wort Gottes ist mystisch vom Anfang bis zum Ende, indem es einerseits Schöpfung und Mensch, das All, auf das große Zentrum und Eins direkt und nicht durch Naturgesetze und Naturkräfte vermittelt zurückführt; andererseits indem es nicht an den Verstand, sondern an ein Schauen des vom Heiligen Geist erleuchteten Menschen appelliert, so in der Schöpfung und im Sündenfall, so in dem Gesetz des Sinai und im Wunder überhaupt. Mystisch sind das mosaische Gesetz und der Opferdienst; Mystiker waren Elias, der größte Prophet, Johannes der Täufer, der größte vom Weibe Geborene, Johannes, der geliebte Jünger. Mystisch und magisch sind der Segen und der Fluch (S. 5 Mos. 28), die Bekehrung und die neue Geburt, und vor allem das Gebet. Ist dein Gebet nicht mystisch und magisch, so ist es ein sinnloses Geplapper, ja nach dem Ausspruch eines bekannten Weltweisen „eine Anwandlung von mildem Wahnsinn". Denn du behauptest, mit einigen Worten, die du aussprichst, mit diesem bißchen in Bewegung gesetzter Luft, durch alle Himmel der Himmel bis zum Schöpfer des Alls zu dringen und die Gefühle, Absichten und Gesetze dieses Schöpfers und Herrschers zu deinen Gunsten verändern zu können, ihn zu bewegen, daß er dir gegen das Geschick Gesundheit statt Krankheit, Brot statt Hunger gebe, bevorstehendes Unglück dir aus dem Weg räume oder sich erfreue an deinem Lob und dir Dank wisse für deinen Dank!

— Allerdings ein Unfaßliches, Magiſches! Jede Gebetserhörung, ſo die der Monika, iſt noch ein ganz anderes Wunder, als wenn Joſua die Sonne ſtill ſtehen läßt; und zwar verhält es ſich mit dieſen Gebeten der einzelnen wie mit den unendlichen Lichtſtrahlen, die millionenfach im Weltall ſich kreuzen, ohne ſich im geringſten gegenſeitig zu ſtören oder aufzuheben; auch ein Unbegreifliches!

Mit der Myſtik eng, ja unzertrennlich verbunden iſt das Wunder und die Magie; auch ein verpöntes, auch ein mißverſtandenes und mißbrauchtes Wort. — Darüber nur weniges.

Magiſch iſt alle Wechſelwirkung zwiſchen dem Immateriellen und dem Materiellen im Unterſchied des mechaniſchen, phyſikaliſchen oder chemiſchen Einwirkens des Materiellen auf Materielles. Magiſch wirken aufeinander Geiſt und Stoff, Seele und Leib; magiſch wirken der Blick und der Anblick, das Geſicht und vor allem das Wort. Kein Menſch, kein Geſchöpf, das nicht auf ſeine Umgebung magiſch wirkte und nicht magiſch von derſelben affiziert würde. Höhere Magie iſt das gewollte oder nicht gewollte Wirken der myſtiſchen Erkenntnis, ob im Licht, ob in der Finſternis. Von der ſchwarzen Magie ſchweigen wir hier, da ein von ihr Sprechen, das nicht bloßer Schall wäre, ein Imaginieren in das Teufliſche, ein Anregen und Anrufen der ſtets zum Antworten bereiten Mächte der Finſternis erfordert, weshalb ſolches vom göttlichen Geſetz unerbittlich verboten und beſtraft wird.

Es iſt Geiſtes- und Geiſtergeſetz, daß je mächtiger ein Geiſt iſt, deſto wenigeren und einfacheren Stoffes er zur Offenbarung bedarf. Gott ſchuf mit bloßem Wort die Welt. Die

Anwendung von Räucherungen, Speisen und Getränken, Einsamkeit, Finsternis und magischen Formeln, um das magische Schauen, die magische Kraft zu erregen, das alles ist Armut der magischen Kraft; der wahre Magier bedarf ihrer nicht.

Gottes Wort und Christus kennen nur zwei Mittel, die magische Kraft im Menschen zu erregen (Matth. 17, 21): Das negative Fasten, die Enthaltsamkeit und die Beschränkung der leiblichen Stoffassimilation, das Sichabschließen gegen äußere Einflüsse, damit die inneren freier wirken können, und das positive Gebet, das Aussprechen des göttlichen Verbum. Alle Magie beruht auf Zahl und Wort; denn sie kann nur wirken zu der richtig erkannten Zeit („jetzt ist eure Stunde und die Macht der Finsternis"), am richtig erkannten Ort und auf die richtig erkannte Ichheit in ihren Grundzahlen. Weiter bedient sich der rechte Magier zweckmäßig der Natur und ihrer Kräfte, so Elisa bei Naeman des siebenmaligen Untertauchens, so anderswo des Salzes und des Holzes; so Christus des Speichels. Er kann aber in höchster magischer Kraft mit dem bloßen Wort Wunder bewirken: „Stehe auf und wandle!" Dazu gehört ein Schauen in der göttlichen Ursprache des Wortes „stehen" und des Wortes „wandeln" als göttlicher Namen, und dessen, was das Wort „und" in Gott, kraft seiner göttlichen Buchstaben für eine verbindende Kraft hat; dann werden diese Worte durch das Aussprechen: ich sage dir, zu einem fiat! es werde! für den, an den sie gerichtet sind. — Kennte ich den wahren Namen eines Geschöpfes und damit auch seine darin enthaltene Lebenszahl und Gleichung, so hätte ich Macht über dasselbe, könnte durch Aussprechen dieses Namens, der magischen Formel seiner Ichheit, in Zorn und Liebe, Abscheu oder Sehnsucht, diese Ichheit ebenso aufregen und zu entsprechenden Taten innerhalb ihrer Ichheitsformel veranlassen, wie wir es täglich in unvoll-

kommener Weise mit dem unvollkommenen Wort tun. Alles aber innerhalb dieses ihres Namens. Auch das magische Wunder vollendet sich zum Unterschied vom Märchen innerhalb der Kreise der Zahlformel und des Ichheitsgesetzes. Das Wasser wird zu Blut und zu Wein, nicht aber zu Feuer; das Feuer wird gebändigt, nicht aber zum Organismus umgewandelt, der Feigenbaum verdorrt, aber zerschmilzt nicht; der Eselin wird der Mund aufgetan, nicht aber sie zum Menschen promoviert; die Schweißtropfen Christi fallen nicht als Edelsteine herunter. Auch operiert das zu verrichtende Wunder nur auf schon Gegebenes. Das vorhandene Wasser wird zu Wein, das Brot und die Fische werden vermehrt, nicht geschaffen; die Fische werden herbeibefohlen zum Fischfang. Denn das große Schöpfungsfiat hat sich Gott vorbehalten.

Die Magie, die am ruhigen Äquator des täglichen Lebens latent ruht, hinter den Erscheinungen der Natur verborgen, tritt vorzugsweise an den beiden Polen der Liebe und des Hasses zu Gott und den Mitmenschen auf, undeutlich zwar beim Gros der Menschen; beim großen Verbrecher und beim großen Heiligen aber von jeher so klar und wirksam, daß keine ehrliche Kritik sie wegleugnen kann. Alle Leidenschaft ist magisch und wirkt magisch; nur der Geiz als eine Versteinerung des Geistigen tötet diese Kraft im Menschen, anstatt sie zu erhöhen. Auch beim gewöhnlichen Menschen sind Sympathie und Antipathie, Eltern- und Geschlechtsliebe, die Beherrschung anderer, ja alle Neigung und Abneigung, selbst solche zu und gegen gewisse Speisen und Getränke, auf magische Kräfte, Affinitäten und Wahlverwandtschaften zurückzuführen. Aber nur Erkanntes und Durchschautes wird unterworfen. Deshalb gehört zur himmlischen Macht und Unabhängigkeit von anderen der wiederheißene neue Name, „den niemand kennt, denn der ihn

empfängt" also vollendetes „Erkenne dich selbst" und absolutes Freisein dem Geschöpf gegenüber. Dieser Name ist die ewige Burg der diamantenen Ichheit, Gott nur bekannt und zugänglich.

So ist die Zahl das eherne Gesetz der Natur, die Fatalität des Atoms, des Kristalls, der Pflanze, des Tieres und auch des Menschen. Das haben zu verschiedenen Zeiten stets unter verschiedenen Formen und Ausdrücken klar schauende Geister erkannt.

Schon die Zahlmaschine veranschaulicht für den Denker in geradezu unheimlicher Weise die Konsequenz und die Unerbittlichkeit der Zahl. Das bloße selbst durch eine Dampfmaschine bewirkte Drehen einer Kurbel erzeugt nicht nur die längsten und absolut sicheren Divisionen und Multiplikationen, sondern berechnet auch mathematische Gleichungen mit mathematischer Fehlerlosigkeit. So scheint die von Babbage erfundene und mit über einer halben Million Kosten von Scheuz im Jahre 1871 vervollkommnete Rechenmaschine Unmögliches zu leisten. Außer den Logarithmen-Tafeln, berichtet Brewster, berechnet sie Potenzen und Produkte von Zahlen, sowie alle astronomischen Tafeln zur Bestimmung des Standes der Sonne, des Mondes und der Planeten; und ebenso kann sie auch unzählige Gleichungen endlicher Differenzen integrieren. Diese Maschine zeigt nicht nur jeden zufällig durch Staub oder Ungenauigkeit eines Rädchens entstandenen Fehler sofort an, sondern sie verfertigt mechanisch Foliobände von algebraischen Rechnungen, zu deren Ausarbeitung der französische und englische Staat viele Mathematiker anstellte und Hunderttausende jährlich ausgab!

Von der Art und Weise, wie die Zahl das Weltall beherrscht, gibt Dubois-Reymond in seinem bekannten Vortrag über die Grenzen der Naturerkenntnis eine treffende Darstellung, wenn er schreibt: „Es läßt eine Stufe der Naturerkenntnis sich denken, auf welcher der ganze Weltvorgang durch eine mathematische Formel vorgestellt würde, durch ein unermeßliches System simultaner Differentialgleichungen, aus dem sich Ort, Bewegungsrichtung und Geschwindigkeit jedes Atoms im Weltall zu jeder Zeit ergäbe. Für einen Geist, der diese mathematische Weltformel verstünde, sagt Laplace, gäbe es nichts Ungewisses im Weltall, und Zukunft wie Vergangenheit wäre seinem Blick gegenwärtig." „In der Tat," fährt D.-R. fort, „wie der Astronom nur der Zeit in den Mondgleichungen einen gewissen negativen Wert zu erteilen braucht, um zu ermitteln, ob, als Perikles nach Epidaurus sich einschiffte, die Sonne für den Piräus verfinstert ward, so könnte der von Laplace gedachte Geist durch geeignete Diskussion seiner Weltformel uns sagen, wer die eiserne Maske war oder wie das Schiff „Präsident" zu Grund ging. Und ebenso läse jener Geist in seinen Gleichungen den Tag, da das griechische Kreuz von der Sophienmoschee blitzen oder da England seine letzte Steinkohle verbrennen wird. Er sähe im unendlichen Raume die Materie entweder schon bewegt oder ruhend und ungleich verteilt, da bei gleicher Verteilung das labile Gleichgewicht nie gestört worden wäre. Setzte er in der Weltformel $1 = -\infty$, so enthüllte sich ihm der rätselhafte Urzustand der Dinge. Ließe er 1 im positiven Sinn unbegrenzt wachsen, so erführe er, nach wie langer Zeit das Weltall mit eisigem Stillstand bedroht ist." (?)

Gewiß ist die Schöpfung ein so durchdachtes und harmonisches Ganzes, daß jedes Sandkorn auf Erden, jeder Wassertropfen im Meer in notwendigen mathematischen Be-

ziehungen zunächst zur ganzen Erde, dann aber zum großen Ganzen überhaupt steht, eine Weltanschauung, die von der neueren Naturwissenschaft bestätigt wird.

Wir glauben an das Vorhandensein einer solchen vom Schöpfer ausgesprochenen Weltformel; ja, an die Existenz einer sein Maß von Geist, Willenskraft, Lieben, Hassen und Erkennen, kurz alle Faktoren seiner Existenz einschließenden „Ichheitsformel" für jeden Menschen; aber auch an einen Gott, der jederzeit und beliebig in dieser von ihm ausgehenden Weltformel, und ebenso in der des einzelnen, die Werte von x, y und z ändern kann, und der in der Bekehrung anstatt des zur Vernichtung, zum Tod führenden Minuszeichens, der ganzen Formel ein leben- und zunahmebedeutendes Pluszeichen vorsetzt.

Damit sind wir bei der Frage der Willensfreiheit angelangt; wollen jedoch hier dieses vieltausendjährige Problem nicht eingehend besprechen und noch weniger lösen. Dazu bedürfte es einer höheren himmlischen Algebra, die einst spielend Gleichungen jeden Grades lösen wird, die für die irdische Arithmetik stets unberechenbar bleiben werden.

Es wäre gewagt gegenüber dem Worte Christi: „Wie oft habe ich euch sammeln wollen, und ihr habt nicht gewollt," und manchen anderen der Schrift, dem Menschen jede Entscheidungsfreiheit im Bösen und Guten abzusprechen; aber es wäre noch unbiblischer und dazu im Widerspruch mit den Tatsachen, zu leugnen, daß dies bißchen Freiheit sich nur wie eine kleine Welle auf einem Ozean von göttlicher Fatalität erhebt, in welchem in der Tiefe wunderbare Strömungen die Gewässer bald dem Nord-, bald dem Südpol, bald dem Äquator zutreiben, und über das von oben Winde Gottes bald leise säuseln, bald Stürme und Orkane erregen.

Der in das irdische Leben eintretende Mensch, für die allernächste Zukunft blind, von furchtbaren, ihm unbekannten Naturkräften bedroht, gleicht einem Kindlein, das mit verbundenen Augen mitten in die große Alpenwelt auf einen steilen, wegelosen Abhang gesetzt wird. Links gähnt der Abgrund, rechts droht von oben die Lawine, vor ihm kein Pfad, und das Getöse des Bergbachs erfüllt seine Seele mit Grausen. — Armes Kind! solange der Vater nicht kommt, es an der Hand nimmt und weiter führt! — Hier liegt der Unterschied zwischen dem blinden Fatum der Alten, und auch dem willkürlich nur nach seinem Willen waltenden Allah des Mohammedaners und der Vorsehung eines himmlischen Vaters der Christen, der es vermag, in seiner Macht alle Dinge zum Besten derer, die Ihn lieben, zu lenken nach seinem von Ewigkeit her gefaßten Vorsatz, und doch es in wunderbarer, uns unfaßbarer Harmonie mit dem Seufzen und von Ihm eingegebenen Beten seines Geschöpfes zu tun.

Diese göttliche Fatalität beruht in erster Linie auf den großen Plänen Gottes. Wohl war der nach seinem Bilde geschaffene Mensch einst Mitarbeiter an ihrer Verwirklichung. Wie könnte Gott aber jetzt ihn weiter frei mitwirken lassen, ihn, der, von Ihm abgefallen, zu allem Guten untüchtig geworden und dessen Herz verzweifelt böse ist von Jugend an? Seine ursprüngliche Freiheit war die Macht, in und mit der ewigen Weisheit zu spielen; nun heißt seine Freiheit: etwas anderes wollen können als Gott, also etwas Böses. Was sein freier Wille vermag, zeigt der Sündenfall; was das Verzichten darauf, Christus in Gethsemane. Höchste Weisheit und höchste Liebe Gottes ist es, dem Menschen nur ein Minimum dieser Freiheit zu lassen, damit er nicht die ganze Schöpfung und sich selbst unwiederbringlich verderbe.

Zweitens beruht diese Fatalität auf eben dieser Blindheit des Menschen. Wahre Willensfreiheit ist nur mit absoluter Erkenntnis denkbar. Unsere Ignoranz ist es, welche die tägliche Täuschung des freien Willens bewirkt, freilich eine ebenso zweckmäßige und notwendige, wie die der materiellen und geistigen Perspektive, dieser unbegreiflichen, absolut subjektiven, wahren und falschen Auffassung unseres Auges. Vermag ich weder leiblich noch geistig das wahre Wesen der Dinge zu schauen, und kenne ich mich selber nicht, wie soll ich da wahrhaft frei wählen? Immer tappe ich nur im Dunkeln herum und bin der Spielball bald der Umstände, bald meiner einseitigen und falschen Eindrücke, bald der Sünde in mir und bald der bösen Geister außer mir.

Drittens gründet sich diese Fatalität auf die Solidarität aller Wesen. Ich darf nach göttlichem Gesetz nicht allein und für mich existieren, muß und darf an den Sünden und am Segen meiner Väter, meiner Mitmenschen, meines Volkes mittragen und mitgenießen; und auch von den Anlagen und selbst Krankheiten meines Großvaters, von der Kraft und der Bildung meiner Ahnen, aber auch von ihren Sünden erbt und verarbeitet meine Seele einiges; dunkles, unerbittliches Gesetz! — Und wie einzelne, so tragen auch ganze Völker ihre Vergangenheit. Langsam häufen sich Schuld und Gericht; als nach 400 Jahren die Bosheit der Kananiter voll ward, da wurden auch ihre Kinder ausgerottet; und es starben im vierten Gliede Tausende auf der Guillotine für die Sünden Ludwigs XIV. und seines Hofes.

Allgemeine Fatalität unseres Daseins ist das Naturgesetz. Daß wir hier und nicht auf Mars oder Jupiter sind, nicht in die Lüfte uns erheben und nicht in die Meere tauchen können, daß wir um zu existieren essen, trinken und schlafen und es in

kürzester Frist stets wiederholen müssen, das und tausenderlei andere Bedingungen und Gesetze sind die ehernen Züge unserer Existenz, die wir, in Ketten geborene Sklaven, gar nicht mehr merken, und die das irdische Leben machen zu dem, was es ist.

Fatalität des Einzelnen dagegen ist erstens die Geburt. Daß Gott deine Seele nicht 300 Jahre vor oder nach Christo, sondern im 19. Jahrhundert, nicht in Sibirien oder auf den Fidschiinseln, sondern in Deutschland auf Erden fallen und keimen ließ, das bedingt alle Formen deiner Existenz. Daß du da und dort, dann und damals, von den und den Eltern geboren bist, das ändert nicht die von Gott über deine Seele ausgesprochene Formel, denn auch das wird von derselben bestimmt und liegt in ihr; das macht dich nicht zu einem anderen Bürger der Ewigkeit als der, der du bist; aber es gießt den ewigen Stoff deines Ichs in eine andere Form, gibt ihm eine andere Farbe, wie nicht das Wesen, wohl aber die Entwicklung eines Samens vom Boden abhängt, in den er gefallen. Wärst du bei den Griechen zur Zeit des Perikles oder bei den Hunnen zur Zeit Attilas oder jetzt als Kind eines Eskimo, eines chinesischen Mandarinen oder eines malayischen Piraten zur Welt gekommen, so wären zwar die Grundkräfte deiner Seele dieselben, aber doch ihr Gebrauch und somit deine Weltauffassung eine andere. Wie die unersättliche, selbst in seinen Götzen sich offenbarende Fleischeslust der Moabiten in der Empfängnis Moabs begründet war (Gen. 19, 37), so der düstere Fatalismus des Arabers in dem von Gott bekräftigten Wort der Sarah über Ismael: „Der Sohn dieser Magd soll nicht miterben."

Zweite Fatalität ist die Ehe; sie schließt in sich das Sein oder Nichtsein und auch die Art und Weise des Seins und Daseins unzähliger Nachkommenschaft; sie ist im Reich des Geistes eine chemische Verbindung, die zwar nicht die Grund-

kräfte beider Elemente verändert, aber doch einen Körper, eine Legierung mit anderen Charakteren erzeugt. Wohl spricht der Volksmund: Ehen werden im Himmel geschlossen. Daß du und ich und unsere Kinder da sind, kommt davon her, daß der Großvater einst zufällig (!) in einer Gesellschaft oder auf der Straße, auf dem Ball oder in der Kirche dem und dem Fräulein begegnete. Kaum irgendwo im Menschenleben tritt die Fatalität so klar zu Tage als im Entstehen der Ehen. Und diese geheimnisvolle Kombination von Fatalität und freier Wahl, von unwiderstehlichem Zug und Selbsthingabe ist es, was den Liebesroman in Schrift und Leben immer wieder interessant macht.

Die dritte Fatalität ist die Länge der Lebenszeit, der Tod. „Ein neu Gesetz will ich in diesen Landen verkündigen," spricht Geßler, „ich will . . . ." da trifft ihn Tells Pfeil. — Unsere Anschläge sind verloren, wenn nun der Tod nimmt seinen Raub. — Und auch auf andere wirkt diese Fatalität ein. Der Vater stirbt, und das Leben der Familie ist nun ein anderes; oder es stirbt ein Herrscher, und sein Sohn regiert nach anderen Grundsätzen; ein Alexander, ein Cäsar stirbt, und das Schicksal von Millionen ändert sich. Daß die Stunde des Todes, dieses Abschlusses und Resultats und Ziels unseres Lebens, von höheren Mächten bestimmt wird und der Mensch nichts an diesem Fatum zu ändern vermag, auch der Selbstmörder nicht, haben alle Völker zu allen Zeiten erkannt. „Der Mensch hat seine Zeit; die Zahl seiner Monden stehet bei Dir" (Hiob 14, 5).

So schalten und walten über Anfang, Mitte und Ende des menschlichen Lebens dunkle Mächte, unbekannte Faktoren, göttliche Befehle oder die Beschlüsse der Wächter, im Rat der Heiligen beschlossen (Dan. 4, 14). Und die Alten, die die großen Prinzipien des Seins klarer als wir erkannten, wurden nicht müde, die Allgegenwart des Schicksals zu betonen und

den Einfluß von himmlischen Kräften, davon nicht grundlos der Dichter singt:

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald du fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.

So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sybillen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

(Goethe.)

Soviel steht fest: Je kleiner der Mensch und je begrenzter sein Horizont und niedriger sein Standpunkt, desto mehr glaubt er an seine persönliche Freiheit. Stets sind es die Schwachen, denen das Gefühl einer göttlichen Fatalität als Beengung und Hemmung ihres kleinen Tuns peinlich ist, während sie sich gehorsamst vor Menschen und Umständen beugen. Der Starke wird, wie der Aar vom Sturm und der kräftige Schwimmer von der wogenden Flut, von seinem Schicksal getragen, und es freut und stärkt ihn, daß eine weisere Weisheit und mächtigere Macht als die eigene ihn hält und zur Ausführung der ihm gestellten Aufgabe befähigt. Volentem fata ducunt, nolentem trahunt! Den Willigen führen, den Nichtwollenden reißen die Geschicke mit, ruft der geniale Heide Seneca aus (op. 106), und der christliche Augustin stimmt ihm bei. — „Fürchte dich nicht, Paule, du mußt vor den Kaiser gestellt werden; und siehe, Gott hat dir geschenkt alle, die mit dir schiffen" (Ap.-Gesch. 27, 24). Das gibt Kraft und felsenfesten Mut.

Ebenso unleugbar ist es, daß die fatalistischen Völker von jeher die stärksten waren, so vor allen der unbeugsame und ungebrochene Araber, sodann auch Griechen und Römer. So sind und werden wir europäische und moderne Nationen in dem

Maße schwächer, unentschlossener, bedenklicher, verzagter und ängstlicher in allem staatlichem und privaten Leben, als wir uns immer mehr einbilden, alles komme auf uns an, oder wie Nietzsche es ausdrückt: „Der Mensch ist ganz auf sich gestellt und kann mit sich anfangen, was er will!“ O unwahre Philosophie und falsche Lebensweisheit, die jede Minute meines Lebens Lüge straft! Ich will und kann nicht, wünsche und erlange nicht, möchte und vermag nicht, versuche und es gelingt nicht, fange an und kann nicht vollenden, will reden und finde das Wort nicht, Großes tun und es fehlt die Kraft und die Idee; und öffne ich den Mund und erhebe die Hand, so schlägt mich ein Schlaganfall sprachlos und gelähmt in den Staub! Ach Gott! Was ist's mit allem unserem Können! — Und auch die Völker werden wie das Meer ohne und gegen ihr Wollen durch Winde von oben bewegt und aufgewühlt, wollen den Frieden und fangen Krieg an, machen Gesetze und schaffen sie ab, beschließen einen Rat und es wird nichts daraus. Auch sie wähnen, sie seien auf sich gestellt und könnten anfangen, was sie wollen. — Mehr christlicher Fatalismus tut uns not!

Dem elementaren Menschen ist seine Freiheit kein Problem. Fragst du ihn, ob es in seiner Macht stehe, heute nachmittag das oder das zu tun, so sieht er dich erstaunt an und versteht nicht einmal das Fragliche an der Frage. Auch so mancher, der sich für gebildet hält, lebt im süßen Glauben dahin, es komme nur auf sein Wollen oder auf seinen Geldbeutel an, ob er sich im Wirtshaus etwa ein gutes Essen oder beliebig viele Schoppen bestelle, dazu so und so viele Zigarren rauche, und die oder die Zeitung lese. Der Gute merkt nicht, wie Neigung, Anlage, Gewohnheit, in Verbindung mit äußerlichen günstigen oder ungünstigen Verhältnissen und Umständen, ihn längst in Fesseln geschlagen haben. Noch weniger denkt er daran, daß

zu diesem seinem Genuß gehört, daß das Wirtshaus, der Schoppen, die Zigarre und die Zeitung zuerst da seien, wozu Tausende und Abertausende von Ursachen und Faktoren, die von ihm und seinem Willen völlig unabhängig sind, erst mitwirken müssen. — Auf der nächsten Stufe fängt der Mensch an zu merken, und je älter er wird, desto mehr, daß er geschoben wird auch da, wo er zu schieben glaubt, und daß, so unsterblich und göttlich auch seine Seele ist, die Entwicklung dieser Seele und Ichheit, ihrer Anlagen und ihres Charakters, Produkt und Wirkung von außer ihm liegenden Ursachen sind. Oder er flüchtet sich vor dem zermalmenden Gedanken der Fatalität in die Annahme, daß es doch einen Zufall gibt, den mancher sich als den Hofnarren des lieben Gottes denkt. Aber bei Licht besehen verwandelt ein Tröpfchen Zufall das Weltall in ein Chaos. Ist es Zufall, daß vor 1000 Jahren ein Mann mit der oder der Jungfrau zusammentraf und sie zu seinem Weibe nahm, so sind die Tausende von Existenzen, die daraus hervorgingen samt ihrem Tun, ihren Leiden und Freuden, Kinder des Zufalls!

„Zufällig," sagt Schopenhauer, „bedeutet das Zusammentreffen in der Zeit des kausal nicht Verbundenen." Aber er muß im Folgenden selber zugeben, daß es im Weltall ein kausal Nichtverbundenes nicht gibt, noch geben kann, und führt mit Recht auf den ungeheuern Zusammenhang aller Dinge selbst die Omina (Vorbedeutungen) zurück.

Wie der Dummkopf einen Witz nicht versteht, der stets auf origineller Anknüpfung zweier entfernter Ideen beruht, und der Unbegabte in Wort und Schrift den Zusammenhang der Ideen nicht zu finden vermag, führt man ihn nicht an der Hand von einem Satz zum anderen, — während es die Größe eines Goethe war, daß er mit scharfkühnem, überschauendem Blick

sämtliche Beziehungen eines Dinges zum anderen erkannte, — so dünkt dem geistig Schwachen die Welt ein Bazar von alten und neuen, vom Zufall zusammengewürfelten Trödlerwaren. Aber je höher der Mensch geistig steht, desto mehr sieht er mit Freuden und Schrecken, wie alle Zufälligkeiten und Sonderlichkeiten der Schöpfung und des Daseins sich zu einem gewaltigen und unerbittlichen, durch eiserne Logik furchtbaren großen Eins gestalten, dem „Einen, das sich dreht" sagten die Alten, wobei die Tatsache, daß ich hier sitze und dieses schreibe in absolutem Zusammenhang mit den geologischen Umwälzungen im Kreidemeer steht, durch welche der Golfstrom entstand, ohne den keine höhere Zivilisation in Europa, und weder Gutenberg noch deutsche Verleger möglich.

Entweder hat alles Sinn, Zusammenhang und Beziehung; oder es hat nichts Sinn, Zusammenhang und Beziehung. Behaupten aber, daß zwar, was uns groß und bedeutend erscheint, solche habe, nicht aber, was uns klein und unbedeutend dünkt, heißt behaupten, daß die Welt aus zwei Hälften besteht, wovon die eine sinnvoll und die andere sinnlos ist, und daß auch diese beiden in keinem Zusammenhang stehen und nichts miteinander zu tun haben. — Und doch ist eine so törichte und unreife Weltanschauung diejenige nicht nur vieler Gedankenloser, sondern auch vieler Gebildeter, denen der unerbittliche Zusammenhang des Alls unheimlich und die daraus sich ergebende Entsprechung der moralischen und der materiellen Welt und der Ernst und die Bedeutung all unseres Tuns und Seins beengend und unbehaglich sind.

Für den Christen gibt es ohnehin keinen Zufall; denn ein kausal nicht mit dem All Verbundenes müßte außer dem einigen Gott, der causa causarum, stehen, neben Gott noch ein Göttchen! Die Bibel lehrt, daß in diesem einigen Gott und Zentrum

die Schicksale des Sperlings, der zu Boden fällt und die der Völker, die vor Ihm sind, wie der Tropfen, der am Eimer hängt, zusammenfallen, also zusammenhängen.

Höher als obiger elementarer Mensch steht auch in dieser Hinsicht der große Mann, ob Dichter oder Legislator, Eroberer oder Prophet. Erhaben über dem wirren Gestrüpp und Unterholz von Umständen und Umständchen, in dem verstrickt Tausende ihr Leben zubringen, überschaut er einigermaßen die Wege der Menschheit und die eigenen, das Woher und Wohin, und erkennt in der Gegenwart die Wirkung der Vergangenheit und den Keim der Zukunft. Er glaubt an seine Sendung, an seine göttliche Aufgabe; er weiß, wozu er auf der Welt ist, und dieser Glaube und dieses Bewußtsein machen ihn stark, ja unüberwindlich, solange seine Aufgabe nicht erfüllt ist. Dabei täuscht er sich nicht über seine Freiheit; wie Luther von dem Märtyrer Heinrich von Zutphen schreibt: „Da nun Gott der Allmächtige die Zeit ersahe, daß der gute Henricus mit seinem Blute die Wahrheit, von ihm geprediget, bezeugen sollte, sandte er ihn unter die Mörder, die er dazu bereitet hatte." Der weise Salomo spricht: „Ich wandte mich und sah unter der Sonne, daß nicht den Schnellen der Lauf gehört, und nicht den Helden der Krieg, und auch nicht den Weisen das Brot, und auch nicht den Verständigen der Reichtum, und auch nicht den Kenntnisreichen die Gunst; denn Zeit und Schicksal trifft sie alle." Und der Prophet Jeremia ruft aus: „Ich weiß, Herr, daß des Menschen Tun stehet nicht in seiner Gewalt, und stehet in niemandes Macht, wie er wandle oder seinen Gang richte" (Jerem. 10, 23).

Der Höchste aber unter den Menschen, der Gottmensch, lebt ganz im göttlichen Fatum. „Als die Zeit erfüllet war," erfüllet mit allem, was sie zuvor im Himmel und auf Erden

gebären sollte, wird er von einer Jungfrau und in Bethlehem geboren, „damit die Schrift erfüllet werde." Sein Leben vollzieht sich innerhalb der Weissagung, und stets weist er darauf hin: „Wie würde aber dann die Schrift erfüllet?" Vor seinem Leiden fragt er in Gethsemane: „Ist es möglich?" — Aber es war nach dem ewigen Ratschluß nicht möglich. — Er wird ans Kreuz geschlagen, seine Kleider werden verlost, er ruft „mich dürstet", und trinkt Essig, seine Seite wird durchbohrt, aber seine Gebeine werden nicht zerbrochen, und er liegt mit dem Reichen in seinem Tod, „damit die Schrift erfüllet würde". Und der Auferstandene spricht: „Also ist's geschrieben und also mußte Christus leiden. — Es muß alles erfüllet werden, was von mir geschrieben ist im Gesetz Moses, in den Propheten und in den Psalmen" (Luk. 24, 46. 44). — Wie klein stehen wir da mit unserer vermeintlichen Freiheit vor dieser bis ins kleinste gehenden Erfüllung eines göttlichen unerbittlichen Fatums, deren Größe, Bedeutung und Notwendigkeit wir gar nicht einsehen.

Die Wenn und die Aber, die uns dabei sofort aufsteigen, die Frage: „Was beschuldigt Gott uns dennoch? Wer kann seinem Willen widerstehen?" schlägt Paulus mit der unbarmherzigen Antwort nieder: „O Mensch, wer bist du, daß du mit Gott rechten willst? Spricht auch ein Werk zu seinem Meister: warum machst du mich also? Oder hat der Töpfer nicht Macht über den Ton?" (Röm. 9, 20. 21.) — Hier beuge dich, menschlicher Hochmut, oder werde zerbrochen! — Ist aber der Mensch in Christo eine neue Kreatur, so macht ihn die Wahrheit insofern frei, als er dann gern den Willen Gottes tut. Er ist nun ebensowenig frei wie vorher von den unerbittlichen Faktoren seiner irdischen Existenz, ja, er erkennt nun die göttliche Führung auch da, wo er sich früher frei wähnte, aber er verwertet anders

und göttlich diese gegebenen Notwendigkeiten, wie ein guter Baum aus demselben Boden und in demselben Klima, mit demselben Regen und Sonnenschein, gute Früchte bringt, wo ein böser Baum nur böse Früchte erzeugt.

Fatum und Schicksal sind der Kampf, der Zwiespalt, der Streit zwischen dem bösen Willen des Geschöpfes und dem guten Willen des Schöpfers. Auf diesem Gegensatz beruht die ganze Tragik des Lebens, und auch die Tragik in der Kunst, und letztere erkennt der Mensch nur dann als wahr, wenn er sich darin im Kampf mit ewigen Mächten unterliegen sieht. Und letzte und höchste Tragik ist der Tod, diese Vernichtung alles Wollens des Geschöpfes. Sind aber einst Geschöpf und Schöpfer versöhnt, so gibt es nur noch einen freien Willen. Unzerbrechliches Fatum wird einst ewig die zähneknirschenden Verlorenen zermalmen. Aber die Erlösten, die Engel, die Erzengel, die Throne und Mächte und die Cherubim, was begehren sie anders, als daß der Wille Gottes geschehe in den Himmeln und auf den Erden? Hier verschmelzen in heißem Sehnen der freie Wille und das göttliche Fatum. Im ewigen Licht klar schauend, daß es nur einen göttlichen, vollkommenen Willen gibt, versenken sie ihren Willen in den göttlichen, wollen nichts mehr, als daß Gott alles in allem wird und sein Wille, das einzig Gute, das auch ihr Wille ist, geschehe; und in eben diesem glühenden Begehren quillt in ihnen die unsterbliche Kraft der freien, göttlichen Ichheit und die triumphierende Freude der Ewigkeit ewig auf. Die Ichheit hat sich in der Gottheit gefunden, spiegelt sich wonnig in ihr und jauchzt: Ich in dir, du in mir, ein Wille in uns, das ist ewiges Leben und volle Genüge!

So erweckt die Betrachtung der Zahl, dieses großen Gedankens Gottes in seinem geheimen Zusammenhang mit dem Wort, diesem Mysterium, durch das die Welten geschaffen worden

sind, in uns eine große Ahnung von einer wahren, ewigen, unendlichen Natur, in der die hier im Keim und Embryo liegenden Gesetze, von deren Herrlichkeit unsere blöden Augen hienieden kaum einen blassen Schein aufnehmen, sich gewaltig und unaufhaltsam, groß, herrlich und unendlich wie diese Zahl und dieses Wort und der Gott, der sie dachte, ewig zu ungeahnten Schöpfungen entfalten werden. — Wohl uns, daß wir einen solchen Gott haben, dessen unermeßliches Denken und Tun unserer unsterblichen Seele zur Ausfüllung ihrer Ewigkeit unaufhörlich neue Objekte ihres Denkens, unermeßlichen Stoff zur Bewunderung, zur Erkenntnis, zum Genuß, zur Anbetung geben wird!

Womit aber werden diejenigen die Leere ihrer Ewigkeit ausfüllen, die hienieden diese Gesetze verkennen und lehren, es gebe kein absolut Wahres, noch Gutes noch Schönes; sondern das alles samt Zeit, Raum und Stoff seien nur subjektive Vorstellungen des menschlichen Hirns? — Denn diese Gesetze und der Gott, der sie schuf, sind gerecht, und nach diesen Gesetzen wird der Mensch die Früchte seiner Werke essen. — Solchen Menschen wird dieser Gott in Ewigkeit nichts geben, denn sie wollen nichts von ihm annehmen; und Er wird ihnen ewig nichts nehmen, damit sie keinen Grund zur Klage haben. Er wird ihnen ewig alle ihre Weisheit, ihre Philosophien und ihre Systeme lassen, alle Gedanken und Wünsche ihres Herzens, dazu all ihren Hochmut und ihren Widerwillen gegen Ihn und die Seinen, und all ihr Zweifeln und all ihr Leugnen. Was können sie mehr verlangen? — Mögen sie zusehen, wie sie sich daraus eine ewige Welt erschaffen, die ihnen ewig genüge.

Den Gottlosen nennt die Bibel auch den Gesetzlosen.

IV.

Die ewige Natur.

Wenn allen vergänglichen Naturerſcheinungen ein unvergänglicher Kern und göttliche Geſetze zu Grunde liegen, — wie könnten ſie ſonſt uns zur Vorbereitung auf das ewige Leben dienen? — ſo muß dieſer Kern beſtehen bleiben, wenn die zeitliche Erſcheinung aufhört. Dieſes Ewige und Innerſte an der Natur iſt die ewige Natur, welche von jeher die Menſchen „den Himmel“ genannt haben. — Von jeher haben die Völker gelehrt, daß der Menſch in einer ewigen Natur geſchaffen, in dieſer völlig glücklich war, weil ſie allen ſeinen natürlichen, d. h. ihm vom Schöpfer anerſchaffenen Bedürfniſſen entſprach; daß er deshalb unglücklich iſt, weil er infolge eigener Schuld aus dieſer ewigen und vollkommenen Natur heraus- oder herabfiel, oder verjagt wurde, und daß er einſt durch eine „Erlöſung“ wieder in dieſe ewige Natur eingehen und ſich ewig darin glücklich fühlen wird.

Von jeher hat der Menſch gefühlt, daß dieſe Natur, wie ſie hier uns umgibt, nicht die urſprüngliche, ſondern eine gefallene, verdorbene, kranke iſt. Daß dieſe Welt die beſtmöglichſte ſei, hat noch nie weder ein Volk, noch auch der deutſche Philoſoph, der dieſen Satz aufſtellte, geglaubt; denn Philoſophen,

besonders die neueren, gleichen darin den italienischen Marchesi, daß sie ihre schönen Villas nicht selber bewohnen, sondern sie an Passanten vermieten, die auch nur vorübergehend sich darin einrichten. — „Kein philosophisches System," sagt F. Brunetière, „wurde je zu einem Wohnhaus für die Menschheit," und fügen wir hinzu, ebensowenig zu einem Tempel für die Gottheit. — Wer von dem bornierten Optimismus ausgeht, diese Welt sei schon recht und ihm gut genug, wird mit den Jahren immer mehr einem hoffnungslosen Pessimismus anheimfallen. Wer auf der klaren Erkenntnis weiter baut, daß diese Welt nicht ist, wie sie sein soll, hat einige Aussicht, einst in eine Welt zu kommen, welche ist, wie sie sein soll.

Auch alle die ernsten Männer, die, vom Elend des Daseins gebeugt, es sich zur Lebensaufgabe machten, über das Woher und Wohin des Menschen und der Menschheit nachzudenken, haben von jeher an eine ewige obere Natur geglaubt. So lehrten Pythagoras, Plato, Empedokles, die Welt sei eine finstere Höhle und der Leib ein Kerker, in den die einst in einem unendlich glücklichen Zustande befindliche Seele durch eigene Schuld geraten sei, ein Glaube, dem auch die Weisen Ägyptens, Persiens und Indiens huldigten. Zweck des irdischen Lebens ist, sagten sie alle, die Erkenntnis, daß diese niedere Existenz nicht die wahre sei, die Loslösung vom Vergänglichen und das Streben nach der verlorenen, durch Tugend zu erreichenden göttlichen Glückswelt. Dabei lehrten sie: Wie die gesamte Schöpfung durch des Menschen Schuld unglücklich geworden ist, so soll sie auch durch seine Erlösung beglückt und von ihrem Seufzen, von ihrer Mühe erlöst werden. „Wahrlich," sagt Buddha, „selbst die Pflanzen und die Bäume, selbst die Felsen und die Steine werden in das Nirwana eingehen." Schöner consensus gentium! — Wohl hüten wir hienieden die Säue

in einem öden Lande, da Hungersnot herrscht und selbst Treber rar sind; aber im Herzen wissen wir dabei, daß daheim unser Vater ein großes, herrliches Gut hat, und daß bei ihm unsere älteren Brüder und viele Tagelöhner sind und Brot die Fülle haben.

Auch hier unterscheiden wir Modernen uns ungünstig von den Alten; denn abgesehen von den närrischen oder hoffnungslosen Ideen eines Nietzsche, Ed. v. Hartmann, Schopenhauer u. a., wagt selbst der christlich angehauchte Herbart zu schreiben: „Das ewige Leben ist eine unendlich schwache Spur dessen, was wir Leben nennen" (!) (Die Schule Herbarts von G. Kötzle S. 144), woraus sich das unendlich schwache Sehnen solcher Menschen nach diesem ewigen Leben von selbst erklärt. — Der Zweifel ist uns Gefallenen eben leichter als der Glaube.

Wie die Zivilisation vielfach in einem Glätten und Polieren, Abstumpfen und Abkanten des Denkens und der Sprache besteht, so daß der gewöhnliche Gebildete weniger originell, kräftig, plastisch denkt und spricht als der Fischer und der Hirte und der Bauer, so hat auch der zivilisierte Mensch seinen Himmel derart verblaßt und vernebelt, daß bald jeder Wilde klarere und richtigere Begriffe davon haben wird als der Salonmensch von Berlin und Paris. Diesem ist sein Himmel, wenn er überhaupt noch an einen solchen glaubt, nur ein Chaos von widersprechenden Vorstellungen, wie sie einen treffenden und betrübenden Ausdruck in Nachrufen, Grabreden und Inschriften aller Art heutzutage finden, wonach die Hinterbliebenen, von dem Bewußtsein tief gebeugt, daß der Verstorbene nun in einem „besseren Jenseits" angelangt, oder zum mindesten „allem Erdenleid entrückt", dem armen Toten anwünschen: „Die Erde möge ihm leicht werden", „seine Asche möge sanft ruhen", oder „er möchte von aller Erdenqual erlöst schlummern", zugleich aber „sich

emporschwingen zu den Sphären der Seligen"; oder sie rufen ihm nach, daß er, „von einem unerbittlichen Geschick hinweggerafft", nunmehr „das ihm von einer gütigen Natur gesteckte Ziel erreicht habe" und „zwar in den Kreislauf des ewigen Stoffes zurückgekehrt sei", „ewig aber im Andenken der Nachwelt fortleben werde!" . . . und wie derartige Produkte eines unklaren Denkens oder eines schlechten Gewissens heißen; denn der Mensch flüchtet nur in die Phrase aus Unfähigkeit, eine Wahrheit klar zu erfassen oder aus Furcht, derselben ins Auge zu sehen.

Aber einen Himmel will und muß der Mensch haben, sonst ist sein Ende Verzweiflung. Denn *leben* will er; und wie wenig dieses irdische Leben ein Leben ist, sieht man daran, daß es uns alle in einer kurzen Spanne Zeit tötet, den stärksten binnen 70 oder 80 Jahren. An diesem Leben mit seiner Mühe und Arbeit sterben wir alle. Wahres Leben müßte die Lebenskraft immer mehr erhöhen, so daß der Mensch mit der Zeit und je älter, desto lebendiger und jünger würde.

Aber der Mensch will nicht bloß einen Himmel, weil er im Herzen das absolute Bewußtsein trägt, daß er zum Glücklichsein geschaffen ist, und daß er es hienieden, schon weil sterblich, nie und nimmermehr wird; sondern er will einen Himmel aus der Logik des Weltalls, die er in sich trägt. Wenn, wie wir sagten und niemand es wohl leugnen wird, es 3 Welten gibt, die Welt der *Erscheinungen* und der Tatsachen, die Welt der *Gesetze* dieser Tatsachen und die Welt der *Ursachen* dieser Gesetze und dieser Erscheinungen; wenn, was ebenso unleugbar ist, wir hier nur die Erscheinungen sehen und ein Weniges von ihren Gesetzen, der Geist in uns aber ein unbesiegbares Bedürfnis nach der Erkenntnis der Ursachen in sich trägt, denn sonst genügte ihm das *Dasein* und er würde nicht nach dem

Warum der Welt fragen: so ist das ein absoluter Beweis, daß er für diese Erkenntnis geschaffen ist und sie einst und irgendwo erlangen wird. Und daß diese Welt der Ur-Sachen und der Prinzipien aller Dinge eine höhere und wahrere sein *muß* als die der stets wechselnden, stets nur partiellen Erscheinung, bedarf keines Beweises.

Unser Himmel muß ein begreiflicher, faßlicher, vorstellbarer sein, denn nur das ihm Vorstellbare kann der Mensch glauben. Wir müssen von unserem unnatürlichen, undenkbaren, unwahren und unbiblischen Himmel zu einem natürlichen, greifbaren und wahren zurückkommen, in den wir gern hineingehen, ja in den wir uns hineinsehnen, weil er allen natürlichen Gesetzen unseres Daseins, allen unseren von Gott uns angeschaffenen Anlagen völlig entspricht, alle unsere natürlichen und wahren Bedürfnisse befriedigt, wie niemals eine noch so vervollkommnete und verschönerte Erde. Einen solchen Himmel wünscht sich der natürliche, d. h. der noch nicht verkünstelte und in seinen Begriffen verwirrte Mensch. So erzählt ein mit den Patagoniern wohl bekannter Engländer: „Die Patagonier glauben an ein zukünftiges Leben, und daß der Tote sofort in das Paradies eingeht; daher kommt es, daß der Patagonier freudig stirbt"; während einst der mächtige Kaiser Hadrian mit dem Seufzer dahinfuhr: „Ach! armes Seelchen mein, wohin willst du nun flattern?" — Selig sind die geistig Armen, denn das Himmelreich ist ihrer. — Einen Himmel wünscht sich der arme russische Muschik, „die blaue Erde", auf der von selber, ohne seinen Schweiß und seine Mühe, wogende Felder von rotem Korn sprießen werden, und kein Isprawnik ihm mehr die Hälfte seines sauren Brots abjagt und dazu seine Söhne für den Krieg raubt. Nach einem Himmel sehnt sich der Indianer, darin kein Eis, noch Schnee, noch Stürme, noch lange Nacht, wo Wild und Blumen auf

ewigen Prärien in Hülle und Fülle sind, wo er sich endlich sorgenlos mit Weib und Kind satt essen kann. Einen Himmel hofft der Bewohner der Sahara, des „Landes des Durſts", wie er sie nennt, da helle, klare Ströme kühlen Wassers allerorten fließen. — Und dazu wünschen sie sich alle einen Himmel, wo die drückende Schuld aufhört und der große Geist mit seinen Kindern versöhnt ist. „Ihr werdet sitzen auf Bänken," sagt Mohammed seinen streit- und ränkesüchtigen Arabern, „einer dem andern gegenüber, und alles Scheelsehen und alle Mißgunst wird aus euern Herzen genommen!" und sie haben es gefühlt: das wird schön sein!

Und diese Völker alle haben recht. — Einen natürlichen und vor allem einen leiblichen Himmel lehrt die Bibel. Denn Gott hat den Menschen nach Leib, Seele und Geist geschaffen und will ihn einst in seinem Reich nach Leib, Seele und Geist aufnehmen, bewirten, erquicken und unendlich und ewiglich erfreuen. — Weil das aber Wahrheit ist, wird keine Lehre so eifrig und beharrlich von dem Geist, der stets verneint, bekämpft, verfälscht, verdeckt, vertuscht und verdunstet. Hat er der armen Menschenseele ihren Gott und dazu jede Lust, in seinen Himmel einzugehen, geraubt, so kann er gemütlich warten, bis die verdorrte Frucht schließlich von selber in seine Hölle fällt.

Weg mit den platten Vernebelungen der herrlichen, von Gottes Wort uns verkündigten ewigen Natur! Haben wir den Mut, es diesem lieben Vater zu glauben, wenn er uns etwas davon sagt, wie gut wir es einst bei ihm haben sollen! Weg mit den verdammten Einflüsterungen des Teufels, daß dies eben Bilder, Allegorien, Redensarten seien. Dieser ewige und allmächtige Gott der Wahrheit ist nicht ein armer und ärmlicher, windiger Worte- und Phrasenmacher wie du und ich. Glauben wir es ihm auf sein Ehrenwort! und wenn es zehnmal nicht

in unsere noch so klugen Theorien und moralisch-religiösen Begriffe und Vorstellungen hineinpaßt. Von solchen Irrlehren sagt Krummacher (in Eliä Himmelfahrt): „Hinweg mit dieser Verflüchtigungstheologie! Wir halten's mit dem biblischen Realismus. Wer den uns nimmt, der nimmt unserem Herzen alles; denn Sachen, Sachen will es haben, das menschliche Herz; je handgreiflicher, desto besser. Denn zu real ist das Elend, das mich hienieden drückt, die Sünde, die auf mir lastet, und der Tod, der meiner harret, als daß mir dawider etwas anderes frommen könnte als mindestens ebenso reale Gegensätze. Was hilft mir wider den Pfeil, der auf mich zuschwirrt, ein papierener Schild? Ich muß einen ehernen haben."

Der Grund- und Eckstein jeder Bibelerklärung und Bibelinterpretation soll sein: Gott redet Wahrheit! Er ist wahr auch da, wo ich ihn nicht verstehen, nicht reimen kann; Er ist unendlich wahrer mit seinem kühnen, poetischen, paradoxen, sich scheinbar widersprechenden Wort, als ich mit meiner nüchternsten, vernünftigsten Vernunft. Wenn ich das nicht glaube, so mache ich ihn zum Lügner, bloß damit meine kleine Weisheit nicht zu kurz komme. — So wenn dieser Gott hundertfach wiederholt: „So wahr ich lebe!" — „So spricht der Herr!" — „Ich habe es geschworen!" — „Ich schwöre bei mir selber, spricht der Herr!" — und ich dann komme und akkommodiere und vergeistige und verflüchtige, weil die ewigen Eidschwüre Jehovas nicht in meine kleinen, angelernten und angeerbten religiösen Systeme und Ansichten passen. Oder wenn wir behaupten, Gott habe freilich es ursprünglich so gemeint, aber die Bosheit der Menschen hätte seine Absichten vereitelt, — als ob alle Menschen, und alle Teufel dazu, ein Wörtchen Gottes zu nichte machen könnten. — „Die Schrift kann nicht gebrochen werden," sprach ein Gott und mußte am Kreuz sterben, damit diese Schrift erfüllet würde;

obgleich er bat: Vater, ist es möglich, so laß vorüber gehen! — Aber es war nicht möglich!

Wenn also Gott schwört, Jerusalem soll ewig bewohnt werden, so ist Jerusalem gemeint, und es wird auf der neuen Erde ewig bewohnt werden. Wenn er verspricht: „und David, mein Knecht, wird ihr König sein ewiglich", so wird der auferstandene David ewig über das Volk Israel herrschen unter der Oberherrschaft des Königs aller Könige, Christus. Wenn Gott spricht: „Ich will ihnen geben das Land, das ich geschworen habe ihren Vätern zu geben, damit sie ewiglich darin wohnen," so ist dieses Land Palästina, und das Volk Israel wird ewiglich darin wohnen und es besitzen. Wenn Gottes Wort von Nationen auf der neuen Erde spricht, so sind das Nationen, Deutsche, Franzosen, Engländer, nach wahren Nationalitätsprinzipien gruppiert, die ewig die neue Erde bewohnen, und deren Könige nach Jerusalem herrliche Geschenke bringen werden (Off. 21, 24). — Gott allein spricht die Wahrheit, und wir sind alle Lügner. Das ist der Schlußsatz der Weltgeschichte.

Dieser Gott sagt uns in seinem Wort, daß sein Himmel die Verwirklichung aller gerechten Wünsche, der reelle Trost für alle wahren Schmerzen, die Erfüllung aller gesunden, noch so schönen Träume, die vollendete und vollkommene Poesie, die Erreichung aller Ideale sein wird; denn jedes wahre Ideal liegt in Gott, und die Sünde hat im Menschen niemals solche zu erzeugen vermocht. Dieser Himmel, diese göttliche Schöpfung und ewige Natur, wird einst das ganze Weltall sein mit Millionen von Welten; das wahre Dasein, das ungeheure, unerschöpfliche, grenzenlose Leben, die Unendlichkeit nach allen Seiten hin, die Fülle von allem, was der Geist denken, glauben, lieben, hoffen kann; eine nie aufhörende Reihenfolge von immer höheren und göttlichen Existenzen; ein immer

klareres Schauen der Unendlichkeit Gottes, ein immer freudenreicheres Tun.

Dieser Himmel wird die Erfüllung aller Philosophie sein und auch insofern ist der biblische Himmel logischer und vernünftiger als alle menschlichen Vorstellungen. — Wie haben seit 4000 Jahren so viele Männer, und wahrlich nicht die schlechtesten, lang und ernst und schwer über das große Rätsel des Seins nachgedacht! — Die einen lehrten, wie ein Plato, daß es nur ein Sein und ewige Ideen gäbe und daß das Werden Schein und Täuschung, — die andern, wie ein Heraclit (alles fließt!), daß es nur ein ewiges Werden gäbe und ein immerwährendes Wechseln, nicht aber ein absolutes Sein. Die einen glaubten an das große Eins und die andern an die Vielheit; die einen, daß das Weltall und seine Anschauung nur Sinneseindrücke, Zeit und Raum nur subjektive Vorstellungen ohne objektive Wahrheit seien; andere, daß sie nur höchst unvollkommene Ahnungen von absoluten und objektiven Wahrheiten und Gesetzen seien. — Und wie haben diese Männer sich bemüht, das Wesen Gottes zu ergründen, und haben auch Ihn bald zu einem prädikatlosen Absoluten, das weder unserer bedarf, noch sich um uns kümmert, bald zu einem Pan und All gemacht, das in der Rose blüht und duftet und im Menschen sich denkt usw.

Der christliche Himmel ist eine Vollendung und eine Harmonie aller dieser Begriffe, wie kein Philosoph sie je erdacht hat. In diesem Himmel werden wir in Gott das absolute, wandellose Sein ewig schauen und in uns Geschöpfen das ebenso ewige, stets wachsende und stets herrlichere Werden. In Ihm werden die ewigen Ideen uns ewig leuchten, und die unendlich mannigfaltige Erscheinung wird die vollkommene, durchaus entsprechende Sicht- und Greifbarkeit dieser Ideen sein,

ihr Abglanz und ihre Frucht. In diesem Gott werden wir das große, sich völlig genügende Eins und in seiner Schöpfung die Vielheit, in Ihm majestätische Objektivität, in uns kräftigste Subjektivität erkennen; in Ihm einen Gott, der keines Wesens bedarf und zugleich den Gott, der alles in allem ist; in uns eine scharfbegrenzte, durch und durch individuelle und dabei in Gott mit dem ganzen All sich eins fühlende Ichheit.

Auch Logik und Gerechtigkeit wird dieser Himmel, wie auch die Hölle sein; ein Zurückführen alles Seins und Tuns auf seine wahre Ursache; ein Zurückversetzen eines jeden in das Seine, einer jeden Pflanze in den ihr zusagenden Boden; zugleich absolute Vergeltung, ewige Gerechtigkeit. — Von aller Sünde des Geschöpfes gehört ihm die eine Hälfte, und die andere ist des Teufels, als des Urhebers der Sünde. Denen, die mit wahrer Buße und mit bitteren Tränen der Reue ihren Schuldenteil bekannt und ihm von Herzen als dem Unerträglichsten und Verhaßtesten abgesagt haben, denen nimmt ihn Christus ab, denn Er, der Unschuldige, hat die Strafe der Schuldigen abgebüßt. Ihre Sünde, eine nunmehr bezahlte Schuld, existiert auch in ihrem himmlischen Bewußtsein nicht mehr. Wie vor der Sonne der Nebel, so vergehen vor der Sonne der Gerechtigkeit selbst die Äther- und Lichtbilder ihrer Missetaten; denn der Schuldschein der getilgten Schuld ist nunmehr ein Wert- und Wesenloses, ja ein unwahres Aktenstück, für das in der Welt der Wahrheit kein Platz mehr ist. Gott „vergibt“ nicht nur die Sünde, sondern er „vertilgt“ sie auch; auch Er „wird sie nicht mehr finden“. — Den Anteil Satans aber an dieser großen Culpa der Heiligen wird Gott ihm, als dem Schöpfer und der prima causa des Bösen und der Schuld, auf seinen Kopf zurückgeben. Er bekommt ewiglich im Feuerpfuhl die Früchte seiner Werke zu fressen.

Aber auch denjenigen, die ihren Schuldanteil, ihre Sünde, bis ans Ende festhielten, daran ihre Freude und ihren Stolz hatten und sie nicht fahren lassen wollten, sondern sie als ihr Gut schätzten, wird ein gerechter Gott sie voll und ganz lassen, mit ewiger Freiheit, darin in Zorn und Wut gegen sich und ihre Genossen zu schwelgen; — denn in der Hölle ist keine Reue mehr noch Wanken im Vorsatz, noch Gejammer: hätte ich doch einst mich bekehrt! Die zwei Prinzipien sind nun ewiglich geschieden. Wie im Himmel ewiglich nichts Böses, so in der Hölle ewiglich kein Gutes. Wie die Seligen mit Abscheu Böses von sich würfen, so die Verdammten mit Ingrimm ein Fünklein Liebe, fänden sie es noch in sich; nicht nach dem Himmel droben, sondern nach noch tieferen Höllen geht ihr Sinn, um sich darin vor dem Antlitz der Majestät zu verbergen, das ihnen unaussprechliche Qual ist; — „sie werden Pein leiden, das ewige Verderben von dem Angesicht des Herrn“ (2. Thess. 1, 9) — denn verzehrender Gotteshaß ist fortan das Feuerelement, in dem und kraft dessen sie leben, weben und sind.

Wie wird es da so vielen Despoten, Tyrannen, Völkervertilgern, Attila, Dschengiskhan, Timurlenk und anderen werden, die, von Macht und Hochmut trunken, ganze Länder verwüsteten, Städte mit allen ihren Bewohnern vom Erdboden wegfegten und Menschenblut wie Wasser vergossen; wie so manchen Staatsmännern, Fürsten und Königen, die es für gute Politik und große Klugheit hielten, mit ungerechten Kriegen, Intrigen und Ränken ihre Macht und ihren Einfluß zu mehren, und es als ihr Vorrecht ansahen, die Armen und Elenden zu zertreten, ihnen die Frucht ihrer Arbeit und ihres Schweißes zu erpressen, um sie in Hochmut und Lüsten, in törichten Bauten, Parkanlagen und Palästen, Jagden und Banketten mit Mätressen und Günstlingen zu verprassen und

sich dessen hoch rühmten, — wie so manchen grausamen Inquisitoren und Hexenrichtern, denen die entsetzlich Gefolterten verzweifelnd „die höllische Marter ins Grab“ anwünschten, — wie allen denen, die jetzt im Hades im „schrecklichen Warten des Gerichts“ erzittern, wenn alle Angst und Tränen und Jammergeschrei, die sie Unschuldigen entrissen, wenn alle Flüche, die ihnen nachgesandt, wie siedendes Öl ihnen ins Gebein dringen, und ihre Greuel- und Mordtaten ihnen zum unveräußerlichen Besitz und Erbteil zugesprochen werden und das vergossene Blut zum ewigen Bad!

Aber auch wie viele Früchte werden die, die in Demut und Gottesfurcht lebten und geduldig litten, im Himmel ernten! Wie viel kindliches, schüchternes Sehnen, leise Wünsche werden sie erstaunt, zu herrlichen Früchten gereift, dort wiederfinden. Ach! wie denkt oft traurig so manches zagende Menschenherz: „Wieder nicht erhört! und habe doch so gebetet! und diesmal wäre es doch dem lieben Gott so ein Leichtes gewesen, mir aus der Not zu helfen! Aber es ist, als ob all mein Beten Ihm eins wäre!“ — Schweige, armes Herz, und glaube und hoffe! So wahr und wahrer noch als auf den langen, kalten, kahlen Winter der Frühling folgt und alles grünt und das Blühen nicht enden will, wirst du es einst erleben, daß auch nicht ein Seufzer deiner Seele unerhört, von deinem Gott unbeachtet im Weltraum verklungen ist. — Im Himmel wird alles Sehnen, auch des kleinsten Wesens gestillt, denn vor Gott ist nichts klein und nichts groß.

Einst lebte ein kleines Mädchen, die Tochter von armen und rohen Eltern; Flüche und Zoten und Streit und Schläge, das war das tägliche Brot im Haus, und das Kind hätte so gern jemanden geliebt; aber niemand frug nach seiner Liebe. Da schenkte ihr eine Dame eine große, schon abgefärbte Puppe.

Nun hatte sie etwas, was sie lieben konnte; das blasse, abgezehrte Kind lebte wieder auf, und Tag und Nacht pflegte und hütete sie ihre Puppe mit rührender Liebe. Aber einer ihrer Brüder fand es spaßhaft, sie ihr zu entreißen und auf einen Baum hinaufzuwerfen, wo sie hängen blieb. Das Kind klagte und weinte nicht, und als es Winter wurde, sah es oft hinauf, wo die arme Puppe hing und fror. Und sein Herzlein ertrug es nicht; es magerte ab und starb, ehe der Frühling kam. Wozu noch leben? es hatte nichts zum Lieben, und niemanden, der nach seiner Liebe etwas fragte. — Nun, im Paradies wird ihm Gott ein himmlisch schönes Kindlein schenken; das darf es in Ihm ewig lieben, soviel es nur will!

In einer Stadt der Niederlande wurde ein armer Idiot einem Flaschnermeister gegen billiges Kostgeld übergeben. Einst mußte dieser in einer Kirche eine Reparatur vornehmen und nahm den Armen mit. Als er fertig war, fand er diesen, unbeweglich ein lebensgroßes, in Eichenholz geschnitztes, ergreifendes Bild des Gekreuzigten anstarrend. Als sie heim kamen, verschwand der Idiot und wurde endlich auf dem Speicher entdeckt, ein altes Messer in der Hand, an einem buchenen Scheit schneidend und schnitzelnd. Und fortan saß er von morgens bis abends droben, aß hastig sein Brot und schnitzelte rastlos weiter an dem Scheit, das doch Scheit blieb; das war den Leuten schon recht, war er doch aufgehoben. Und eines Tages fand man ihn tot, das Messer in der Hand, das Holz vor sich. — Eine Künstlerseele in dreifacher, erstickender Lehmschale! drüben darf sie frei und mächtig den wahren Stoff zu herrlichen Gebilden zu Gottes Ehre gestalten.

Einst lebte in Österreich Kaiser Joseph II., der der Beglückung seines Volkes alle seine Kräfte und sein großes Vermögen opferte, von dem seine Wiener rühmten: „Wer ihm in

die Augen sah — das war eine Gloria!" der aber, von einer falschen Aufklärung irregeführt, obgleich im Herzen gottesfürchtig, des rechten Weges verfehlte und am Ende seines Lebens, vom Mißlingen seiner Pläne und der Menschen Undank tief ins Herz verwundet, ausrief: „Ja! ich sterbe. Ich müßte von Holz sein, wenn ich nicht stürbe!" — Drüben wird Gott ihm die Augen öffnen und die Wahrheit wird ihn frei machen. Und er darf in Ewigkeit regieren und beglücken.

„Wer Gott fürchtet unter allen Völkern, ist ihm angenehm!" „Die Furcht Gottes ist der Anfang der Weisheit", also alles dessen was wahrhaft gut, wahrhaft schön und wahrhaft wahr ist. Unendlich viele Wege hat und kennt dieser Vater aller Geister, auf denen er sie zur Erkenntnis seiner und des eingeborenen Sohnes bringen kann und wird, der „nicht nur für unsere Sünden, sondern für die der ganzen Welt gestorben ist."

Aber wie viele sogenannte Christen, welche in Selbst- und Weltliebe befangen ihr Leben nach eigenem Gutdünken möglichst bequem sich einrichteten und glaubten, Taufe, Konfirmation und regelmäßiger Kirchenbesuch mit einem toten Dogmatismus im Kopf sicherten ihnen selbstverständlich einen Kirchenstuhl im Himmel, werden einst erschrocken vor dem verschlossenen Himmelstor stehen bleiben, mit nie gefühltem Bangen rufen: Herr! tu uns doch auf! und mit erbleichendem Entsetzen die Antwort vernehmen: „Ich kenne euch nicht!" — Es schwindet in der Höhe die lichte Pforte; es verdichtet sich die Finsternis; und aus der Tiefe tönt immer vernehmlicher schreckliches Weinen, wütende Klage.

Wie ernst die Zukunftsfrage! — Aber wie wir zu wenig an Gott und an den Teufel glauben, so denken wir zu wenig an die Himmel und an die Höllen, an diese unsere künftigen,

ewigen Wohnungen, in denen einem jeden von uns schon die Stätte bereitet ist, so viel größer und bevölkerter, lieblicher und entsetzlicher, wahrer und reeller und dauerhafter, als diese kleine, zerbrechliche Staubwelt. Dort wohnen in herrlicher und schrecklicher Majestät die Mächte und Kräfte, die Prinzipien und Ursachen, die Wurzeln und Anfänge und Gründe alles Daseins und auch deines und meines tastenden Tuns und dunkeln Lebens. Ist es weise, ist es klug, ist es verständig und vorsichtig, sich so ganz und gar in ein nichtiges Leben zu versenken, das vielleicht heute oder morgen uns zerrinnt, und darüber so ganz und gar einer Existenz zu vergessen, die vielleicht morgen oder heute noch, mit absoluter Sicherheit aber in wenigen Jahren, uns anbricht, und die Gott selber ewiglich nicht mehr ändern kann noch will? — Gibt es unter allen je ausgesprochenen Worten ein herrlicheres, der Seele völliger genügendes als das große: „Der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen! Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen.“ — Aber auch ein furchtbareres als die Frage des Propheten: „Wer wird wohnen bei den ewigen Flammen?“ Und die Antwort: „Der Rauch ihrer Qual steigt auf von Ewigkeiten zu Ewigkeiten!“

Daß die ganze Schöpfung samt ihrem Entwickelungs- und Lebensprozeß auf einen endgültigen Abschluß, auf eine endliche Erlösung und Erreichung eines großen Ziels und Zwecks hinweist, fühlen wir alle. — So spricht der Apostel: „Das sehnsüchtige Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Söhne Gottes.“ — „Und auch wir, die wir die Erstlinge des Geistes haben, auch wir seufzen in

uns selbst, erwartend die Sohnschaft: die Erlösung unseres Leibes." (Röm. 8, 23.)

Ja! unseres Leibes. Auch diese unsere arme Leiblichkeit, die hienieden von der Sonne verbrannt, vom Frost gebissen, von dem harten, eckigen, spitzigen, rauhen Stoff gestoßen, zerquetscht, gestochen, verwundet, gezwickt, verbrannt oder ersäuft wird, deren Dasein eine fortdauernde Schmerzempfindung und ewige Flucht vor dem Schmerz ist, auch sie begehrt zu ihrem Recht zu kommen und es einst gut zu haben. Auch sie ward einst von Gott paradiesisch geschaffen. Auch sie will einmal sich an wirklich gesunder, kräftiger, köstlicher Speise satt essen, an frischem, belebendem Wasser, an herrlichem, geistvollem, neuem Wein den brennenden Durst löschen, der sie noch von dem fatalen Bissen der verbotenen Frucht her verzehrt. Dazu will sie sich in ein bequemes, warmes Kleid hüllen und in solidem, geräumigem, heimeligem, traulichem, unzerbrechlichem Haus sitzen, wohnen, ausruhen, in himmlischen Edengärten sich ergehen und schmackhafte Frucht pflücken und essen. Die lieben Christen, die mir drüben nur geistigen Genuß versprechen, gleichen dem Mann, der dem frierenden, hungernden Bettler nur ein erbauliches Buch bringt. Gott schuf zuerst den menschlichen Körper, und auch dieser verlangt sein gutes Recht in Ewigkeit; soll es auch bekommen! Es steht geschrieben: „Sie wird nicht mehr hungern noch dürsten; es wird auch nicht auf sie fallen die Sonne oder irgend eine Hitze." Oder glaubst du, wenn du einst am Tische sitzen darfst im Reiche Gottes, dieser Tisch sei nicht reichlich mit echter Speise und wahrem Trank beladen? Oder willst du lieber deinen auferstandenen Leib ewig nur von Allegorien und Bildern, von rührenden Gefühlen und schönen Vorstellungen und erbaulichen Betrachtungen nähren?

„Denn die Kreatur ist der Eitelkeit unterworfen worden (nicht mit Willen, sondern um des willen, der sie unterworfen hat) auf Hoffnung, daß auch selbst die Kreatur freigemacht wird von der Knechtschaft des Verderbnisses zu der Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes.“ Davon schreibt Böhme: „So spricht das Gemüte: wie lang läßt Gott also noch seine Schöpfung in Ängsten schweben? Höre! du edles, dich sehnendes Gemüt, es soll alles zur Herrlichkeit eingehen; laß vorübergehen, bis die Zahl voll ist zum Lobe Gottes, nach seinem ewigen Gemüte. Sprichst du: wie groß ist sie? Siehe: zähle die Sterne am Firmament, zähle die Bäume, Kräuter und Gräselein, kannst du? also groß ist die Zahl, so zur Ehren und Herrlichkeit soll eingehen. Denn alle Sterne treten am Ende wieder ins Element in die Mutter; und wird allda erscheinen, wie viel Gutes sie allhier haben erboren in ihrem Gewirke; denn aller Wesen Schatten und Bildnis werden im ewigen Element vor Gott erscheinen und ewig stehen; darinnen wirst du große Freude haben. Du wirst alle deine Werke darin sehen, auch deine erlittene Trübsal, die werden all in große Freude verwandelt werden und wirst dich wohl ergötzen: Nur harre des Herrn!“

„Wir wissen, daß die ganze Schöpfung sich sehnet und harrt.“ Ja, sagst du, wie mag das zugehen, daß die Pflanze und der Kristall sich sehnen und harren immerdar? — Ich weiß es auch nicht! — Weiß ich ja nicht, was eine Pflanze, oder ein Tier, ein Hund, oder eine Rose ist; wie soll ich das Klagen und Sehnen dieser Kreaturen verstehen? Ich glaube es aber dem, der sie gemacht. Ich glaube es ihm, weil etwas in der Brust es mir lauter als alle Philosophie und alle Systeme sagt, weil ich es sehe und empfinde, daß diese ganze Schöpfung sich abhärmt und plagt und quält, und möchte so gern gut sein und gute Früchte bringen, und bringt es nicht fertig.

„Wir wissen," fährt der Apostel fort, „daß die ganze Schöpfung zusammen seufzt und zusammen in Geburtswehen liegt bis jetzt" (Röm. 8, 22 Grundtext). — Was soll sie denn gebären? — Die neuen Himmel und die neue Erde. — Warum kreist rastlos die Erde um die Sonne, kehrt immer wieder in die Sonnennähe zurück, schöpft dort neue Kräfte und fängt unermüdlich neuen Umlauf an? Warum rollt eintönig seit Jahrtausenden die Welle am Strand die Millionen Kiesel auf und ab, und schleift sie glatt und rund in mühevoller Sysiphusarbeit? und die Flüsse streben ohne Ruhe nach dem Meer, und Winde und Wolken kreisen ewig um die Welt? — „Alle Dinge mühen sich ab: niemand vermag es auszusprechen!" (Pred. 1, 8.) — Wie müht sich jedes Jahr, wie am dritten Tag der Schöpfung, die Erde mit rührender Treue, Gras hervorgehen zu lassen und Bäume, die ihren Samen bei sich selbst haben, und arbeitet stets daran, gute, ewige Früchte zu bringen; und verderben sie ihr immer wieder Fröste und das Heer des Zerstörers, oder versengt sie die Trockenheit, oder frißt sie im Keim der Wurm des Verderbers, so versucht sie es wieder und treibt und treibt zur Frucht im Sonnenlicht als Offenbarung ihrer Fruchtbarkeit. Das alles ist nicht bloß zeitliche, wert- und zwecklose Mühe, so sehr es uns so dünkt, die wir „abbiam perduto il ben' dell intelletto". Oder meinst du, diese ungeheure, unbegreifliche, alle Geschöpfe erdrückende Arbeit und Last des Daseins sei umsonst und vergeblich? Glaubst du, es plagen sich die Sterne am Himmel und die Atome im Wassertropfen, es keuchen die Planeten in ihren Bahnen und die Menschen hinter dem Pflug um nichts und wieder nichts, und nur damit dieser Betrug des irdischen Lebens nnd dieses elendeste aller Dasein sich durch die Jahrtausende hindurch weiter spinnt? Dann allerdings, laßt uns

essen und trinken, denn morgen sind wir tot! Oder vielmehr laßt uns heute noch sterben, dann brauchen wir nicht weiter zu essen und zu trinken, zu schwitzen und zu weinen! Laßt uns alle sterben! Vielleicht bleiben dann auch die Erden stehen, es erlöschen die Sonnen, die Schöpfung verstummt im ewigen Nichts, und das Leid hätte ein Ende und alles Erschaffene Ruhe!

Aber nicht also! — Sondern die ganze Schöpfung liegt im Gebären, und alles Gebären ist Weh! — Sie möchte aus finsterem Gestein Edelsteine voll Licht und Feuer, aus Tränen Perlen, aus irdischem Wasser lebendiges Wasser, aus Gestrüpp und Dornen Bäume des Lebens formen. Mein und dein unaufhörlich wiederholtes Essen und Trinken und abwechselndes Wachen und Inschlafversinken, alle unsere Atemzüge und alle unsere Herzschläge, ob wir krank oder gesund, tätig oder müßig sind, all unser Seufzen und alle unsere Tränen bei Tag und bei Nacht, müssen im irdischen Lehm den himmlischen Lichtleib langsam, unaufhaltsam gebären helfen. Wie einst im Mutterleib sich unsere Seele noch im Finstern Augen schuf für das zukünftige Licht, so schafft sich jetzt die Erlöste im finsteren Kerker des irdischen Leibes unsterbliche Augen, die nicht nur für das ewige Licht taugen, sondern die wie Feuerflammen selbst leuchten und alle Kräfte des Lichts in sich haben, herrliche Sinne für eine paradiesische Welt; und so arbeitet sie ruhelos und schafft sich jetzt schon mit jedem zu Gott gerichteten Seufzer und Gebet und Loblied einen Mund, zum Schmecken der paradiesischen Früchte gemacht, der alle Kräfte des Halls zum Lobspruch und Freudengesang besitzt; mit ihrem göttlichen Denken schafft sie ein Haupt und Hirn, das Absolutes und Ewiges faßt, dazu mit ihrer Liebe zu Gott ein Herz, so groß, daß Gott hineingeht und darin wohnen kann. Jede Versuchung, die du abweisest, jedes Ringen und jede Anfechtung und jedes Hinauf-

sehen und Rufen: Mein Gott! Mein Gott! und auch all dein Bangen und Zagen bauen mit an diesem Lichtbau in dir. Das sind die Geburtswehen des neuen Menschen in Christo. — Diese Neugeburt eines himmlischen im irdischen Körper vergleicht J. Böhme mit dem Wachsen einer reinen Lilie aus einem Düngerhaufen. „Dieser irdische Leib," sagt er, „ist nicht Christus und wird nie Christus: doch muß er dazu verhelfen, Christus in uns zu gebären."

Und auch in dem Gottlosen schafft all sein irdisches Weben und Leben, sein Tun und Sprechen und Denken, mit an der Formung und Gebärung des höllischen Leibes der Auferstehung (Dan. 12, 2); von Kräften des zweiten Todes durchwühlt, mit einem Kopf voll machtloser Vernichtungswut, mit einem Mund zum Kauen der bitteren Sodomsäpfel voll Asche und zu ewigem Zähneknirschen, mit einem Herzen voll höllischer Glut, mit Adern, in denen Giftströme kreisen. Jede Faser und Fiber an diesem Leib ist Schmerz. Schon auf Erden sind sein stets aufquellender Hochmut, sein bissiger Neid, sein herzverdorrender Geiz, seine Selbstsucht und sein stets wieder hervorbrechender Zorn die Vorwehen der höllischen Geburt. — „Habe ich euch nicht berufen," spricht Christus, „und einer unter euch *ist ein Teufel!*" Doch brach die Geburt erst hervor, als er den Bissen genommen hatte und die Tat verübte. Da hielt er es nicht mehr auf Erden aus, sondern entfloh „an seinen Ort".

In diesen ihren Wehen schreit die Schöpfung zu Gott, ihrem Macher, daß Er ihr helfe gebären. „*Die ganze Schöpfung seufzt*," sagt der Apostel. Es seufzt zu ihm das unendliche Meer, wenn es tagelang mit dumpfbrüllendem Weh seine Ufer peitscht; es seufzt zu Gott der murmelnde Bach, der klagende, heulende Sturm. Es schreit und stöhnt und ruft und jammert das Weltall mit unaussprechlichem Seufzen zu

dem, der es gemacht, und klagt es Ihm, daß es in Banden liegt. — Wie lang, ach wie lange noch! — Unaufhörlich steigt zu Gott dieses Seufzen seiner Schöpfung; und nicht umsonst ist ihr Flehen. Denn nicht dazu hat Gott seine Werke geschaffen, daß sie jammernd ihm ewig ihr Leid klagen. — Aber die Stunde, die niemand weiß, denn der Vater allein, ist noch nicht gekommen. Es schauen ihn an in Erwartung die Erzengel und die Mächte, die Throne und die Gewalten in den himmlischen Ortern und harren. Wenn der letzte Mensch seine letzte Stunde gelebt, die letzte Tat getan, die letzte Träne geweint, das letzte Wort gesprochen; wenn das letzte Fischlein im Meer und das letzte Würmlein auf Erden im prästabilierten Augenblick geboren; wenn jeder Fixstern und jedes Atom zu gleicher im voraus festgesetzter Zeit seine letzte Umdrehung gemacht; wenn in einem und demselben Augenblick nach dem großen Schöpfungsplan und Entwurf das letzte Körnchen Weizen für Gottes Scheune und das letzte Unkraut für das höllische Feuer reif ist, und das Mysterium der Bosheit in den himmlischen Ortern sich ausgespielt, und Satan und jeder seiner Engel alles ausgewirkt hat in der oberen und in der unteren Welt, was sie nach Gottes unerforschlichem Rat sollen, — dann wird Gott von seinem Thron aufstehen, sagt der Prophet; und alsbald wird die Erde stillstehen und erbeben mit allem, was darauf und darin ist . . . . . und Er wird das Wort sprechen, das durch das Weltall erdröhnt: „Schaue! Ich mache alles neu. Das Alte ist vergangen!" — Dann bricht unaufhaltsam, gewaltig und leuchtend wie der Blitz, die Neugeburt hervor. Das Zeitliche hat das Ewige geboren, vergängliches Leid unsterbliche Freude, der Tod das Leben; und die wiedergeborene Schöpfung steht da und erglänzt ewig im ewigen Licht.

Wo ist jetzt schon diese ewige Natur, die Quelle und Wurzel der vergänglichen, in der wir leben?

„Wie sollte Christus in den Himmel steigen? — Ein Oben und Unten gibt es im Weltall nicht!" rufen altklug die Gegner der biblischen Wahrheit. — Es wäre zum mindesten auffallend und philosophisch unlogisch, wenn ein Gegensatz wie der von unten und oben, der so durchgreifend ist für die Oberfläche der Erde, der so plastisch und klar in der Pflanze, im Menschenleib und in seinem Kopf zu Tage tritt, der die ganze Sprache beherrscht — Beweis genug, daß er tief im Geiste sitzt — im Weltall nicht zu finden wäre. Selbst wenn wir ihn dort nicht fänden, so erforderten Logik und Bescheidenheit, daß wir ihn aus so zwingenden Gründen dort, auch ungesehen, statuierten. Aber wir haben schon besprochen, daß jedes Fallen ein Sündenfall ist, ein Fallen nach dem Mittelpunkt der Ichheit, im Gegensatz zu einem Steigen nach einem höheren Zentrum. Daß das auch im Weltall der Fall ist, zeigt die ganze Astronomie, so darin, daß die Erde ihr Leben davon hat, daß sie beständig nach der Sonne hin gravitiert; und ebenso dadurch, daß Himmelskörper stets um größere, die lebendiger als sie sind, kreisen. Die einfache Tatsache, daß die scheinbar gerade, unsere Welt in ein Oben und Unten trennende Horizontlinie, wie am Meer, in Wahrheit die kreisförmige Grenze der Erdoberfläche ist, lehrt uns aufs klarste, daß der Begriff von unten und oben sich auf die Oberfläche der Weltkörper bezieht, im wahren Kosmos aber zu einem Begriff des Innern und des Äußern wird. Was gegen das Zentrum der Erde gerichtet ist, nennen wir unten, was sich von ihm entfernt, oben. Hinauf ist von der Erde aus der Sonne zu; von der Sonne aus dem Mittelpunkt zu, um den sie sich dreht. Völlig in diesem

Sinn spricht sich die biblische Psychologie aus. Was nach dem Zentrum der Ichheit hin fällt und der Kraft ihrer Selbstsucht gehorcht, ist das Untere, ist unten; was sich von diesem Ichzentrum entfernt und einem höheren Zentrum, dem Ganzen, dem Licht und Gott zustrebt, ist das Obere, ist oben. So sinkt Satan, der zuerst im Himmel war, herab und wird zum Fürsten dieser Welt und der Luft; dann fällt er in den Abgrund, und wird endlich im Feuerpfuhl eingeschlossen, in diesem untersten, kleinsten und innersten Zentrum seiner Zornwelt. So versinkt in seine Ichheit der Sünder und wird durch allen Hochmut immer kleiner, durch alle Selbstsucht und alles Schätzesammeln immer ärmer, durch alle eigene Weisheit immer finsterer. So ist alles Fallen von Gott ab ein Fallen von Ihm aus in die äußerste Finsternis, ein Fallen Gott zu dagegen kein Fallen mehr, sondern ein Steigen gegen das Zentrum der Himmel der Himmel, und daß wir uns ein solches Steigen nicht unendlich denken können, liegt nur an der Endlichkeit unseres Denkens.

„Die Entdeckungen der Astronomie," rufen heutige Gelehrte spöttisch aus, „haben den Himmel der Theologen in unendliche Ferne gerückt!" — Nun, schon mancher der Alten erkannte besser als wir glauben, die Unermeßlichkeit des Weltalls, so ein Aristarch von Samos, der Sirius für eine Sonne erklärte, größer als die unsrige, aber ungeheuer entfernt. — Aber diese Gelehrten und die Bibel sprechen von einem verschiedenen Himmel. Es steht geschrieben: „Da tat sich der Himmel auf über ihm!" (Matth. 3, 16), d. h. Ihm stand der Himmel offen; jenen Gelehrten ist er bis dato verschlossen; daher das Mißverständnis!

Diese himmlische, ewige Natur ist um uns und in uns, besteht unsichtbar um und in dieser Welt. — Wie kann das

sein? fragst du. — Ei, mein Lieber, hast du noch nie im Traum klar und deutlich prächtige Landschaften gesehen, oder herrliche Früchte gepflückt, gefaßt, gegessen und saftig und schmackhaft gefunden? und doch war in deinem Schlafzimmer nichts derartiges. Und ein anderer hätte neben dir liegen können, so nah, daß er dich berührte, und hätte vielleicht von schrecklichen Einöden, von blutigen Schwertern und Wunden geträumt und dabei ebenso reellen, selbst Tränen und Schreien erzeugenden Schmerz und tiefe Angst empfunden. — So wenig es mir auch einfällt, den Himmel mit einem noch so schönen und die Hölle mit einem noch so bösen Traum zu vergleichen, so zeigt doch dieses Beispiel, daß diese uns im Wachen sichtbare Welt keineswegs die einzige ist, in der die Seele sich bewegt.

Warum sehen wir diese uns wahr und wesentlich umgebende ewige Natur nicht? — Weil wir keine dazu tauglichen Augen haben. — Es ist nicht genug, daß etwas Reelles, Sichtbares da sei; das Geschöpf muß auch Augen haben, die es sehen. Wie eine Spinne mit ihren wohl wie kleine Mikroskope gebauten Ocellen nur 2 Zoll weit sehen kann, also noch nie den Himmel, noch Sonne, Mond und Sterne, ja einen Berg oder Felsen oder auch nur einen Baum oder einen Menschen als solchen gesehen hat, und ihre Welt und leibliche Weltanschauung einige tausend Millionen mal kleiner sind als die des Kondors, so sehen wir von der Schöpfung nur ein paar Quadratfuß und von ihren unendlichen Seiten nur eine einzige. Warum sehen wir so viele zu ferne Sterne und unzählige zu kleine Mikroben nicht? Weil unsere Augen dazu nicht taugen. Eigentlich müßte uns das Lichtbild des Mars, wie unser Auge es aufnimmt, nicht nur alle etwaigen dortigen Pflanzen, sondern auch die Molekel, aus denen ihre feinsten Zellen bestehen, ja Zahl und Form ihrer Atome zeigen. Hätte uns Gott Fern-

rohr und Mikroskop nicht geschenkt, so würden wir das Größte und das Kleinste in der Schöpfung einfach leugnen und diejenigen verhöhnen, die daran glaubten!

So sehen wir im Lichtstrahl nur äußerst wenige von den Millionen seiner Farben, hören in der Luft nur ein paar von ihren Millionen Tönen. Gott der Herr kann die herrlichsten Gemälde um uns herzaubern; wir sehen sie nicht, wenn sie sich nicht zwischen 400 und 800 Billionen Ätherschwingungen bewegen. Er kann diese Erde von der schönsten Musik umfluten lassen; wir hören sie nicht, wenn sie mehr als 75 000 Luftschwingungen in der Sekunde erzeugt. Und so sehen wir nicht einmal die Elektrizität, obgleich ihre Äußerungen sicherlich an sich ebenso sichtbar sind wie die des Lichts; sehen die Wärme nicht, obgleich wir wissen, daß es ebenso verschiedene Wärmestrahlen gibt, wie Licht- und Farbenstrahlen. Wie unüberlegt also von uns zu sagen: „Die Himmel, die Engel hat noch kein Mensch gesehen," als ob damit ihre Nichtexistenz irgendwie bewiesen wäre, und nicht vielmehr nur die Tatsache, daß wir Menschen einem Engel voll Kraft und Licht gegenüber Blinde und Taube sind, die mühsam um sich tasten und wunder was glauben, wenn sie in dieser licht- und tonerfüllten Welt ein paar Sonnenstrahlen und ein paar Klänge aufgefaßt haben.

So hängt Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit von unserem Sehen, und dieses von Gottes Willen ab. Als Gott sprach: „Des Tages, da du davon issest, sollst du des Todes sterben," da, an demselben Tag, in demselben Augenblick, starben Adam und Eva der wahren paradiesischen Schöpfung ab und erwachten in einer verblaßten, sündigen, vergänglichen. Wie einem Erblindenden die Formen und die Farben schwinden, so verschwand Adam und Eva die paradiesische Herrlichkeit, die dennoch da-

blieb, und sie konnten nur noch das flammende Schwert des Zorns Gottes wahrnehmen. Aber umgekehrt erblaßt im Tod dem Christen die jetzige Sichtbarkeit; er stirbt dieser schlechten, grauen, platten Welt ab; und schlägt er nach dem Tod die Augen auf, so ist er im lichtüberströmten, farbenreichen Paradies.

Die ewige Natur, die himmlische Welt, ist um uns und von Kindesbeinen an, solange wir nicht in die hölliſche hineinimaginieren, in uns; aber, sagt tief Böhme, „zwischen ihr und dieser Welt ist eine Geburt!“ — Das Wort: „Es sei denn, daß ein Mensch von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen!“ (Joh. 3, 3), ist auch ein Gesetz der physica sacra. Der Himmel Gottes ist nicht 100 Tausend oder 100 Millionen Meilen hoch über unserem Haupt entfernt. Stephanus bedurfte, als er den Himmel offen sah und Jesus zur Rechten Gottes stehen, nicht erst einer astronomischen Reise; sondern Gott öffnete ihm die Augen, wie dem Diener Elisä, dem Bileam, den Jüngern von Emmaus u. a. — Welche Augen sind das? Die der wahren Leiblichkeit, des wahren Menschen, der in der äußeren Schale des Leibes steckt, der in sich die wahren Prinzipien des wahren Sehens, Hörens, Riechens, Schmeckens besitzt, kraft deren allein ich sehen und hören kann; sieht doch ein herausgenommenes und auf den Tisch gelegtes Auge nichts. Würden uns die Augen geöffnet, d. h. die Lehmhülle weggenommen, welche sie verdeckt, so würden wir alsbald in kräftigster Realität und Greifbarkeit eine Welt des Lichts und der Finsternis und ihre Bewohner um uns sehen: Paradies und Hölle; denn bis zur großen Scheidung sind beide in und um diese Welt und durchdringen sie; daher alle Wonne und alle Qual auf Erden; doch sind sie abgestumpft und abgedämpft durch die stofflichen Hüllen, welche die Wesen zehnfach einschließen. Brächen nach Gott

Willen jetzt die Kräfte der Lichtwelt durch, so würde in diesem Augenblick die Erde ein Paradies sein; wie es uns einst ergehen wird: „Wir werden alle in einem Augenblick verwandelt werden“ (1. Kor. 15, 51. 52). Ließe Gott dagegen der Macht der Finsternis freien Lauf, etwa dadurch, daß er alle Christen entrückte und zugleich alles Leid und alle Strafe entfernte, die das Böse dämpfen, so entbrenneten alsbald im Zornfeuer Berg und Tal, Länder und Meere. — Einstweilen sind diese zwei Welten in und um unsere Erde, in und um uns, fühlbar, aber unsichtbar; wie auch meine und deine Seele, an die du doch auch glaubst, die aber niemand gesehen hat, noch sehen wird, wenn sie bei unserem Sterben aus dem Leib und hinunter- oder hinauffahren wird, reeller, wirkender und wirklicher, dauerhafter und ewiger ist, als dieser sichtbare und greifbare Leib.

So ist Sichtbarkeit ein relativer, subjektiver, lediglich von der Beschaffenheit des Auges, womit man sieht, abhängiger Begriff.

Aber auch was wir, auf unsere Augen bezogen, Sichtbarkeit nennen, ist so wenig eine wesentliche Bedingung des irdischen Stoffs, daß dieser Stoff sie vielmehr jederzeit verlieren oder erlangen kann, ohne irgendwie seiner Grundeigenschaften verlustig zu gehen. So können wir mit 130 und mehr Grad Kälte die atmosphärische Luft in eine schöne himmelblaue Flüssigkeit und darauf in einen harten Kristallblock verwandeln, machen also durch Kälte oder Entziehung der Wärme Unsichtbares sichtbar und Ungreifbares greifbar. Aber ebenso gut können wir mit genügender Hitze den so harten Diamant oder einen Eisenblock oder einen Goldklumpen verflüchtigen, in unsichtbare Gase verwandeln. Kühlen sich diese Dämpfe wieder ab, so steht bald das Eisen oder das Gold wieder da, ebenso

hart und so schwer wie vorher, mit ihrem spezifischen Gewicht und allen ihren Eigenschaften; sie wurden unsichtbar und sind jetzt wieder sichtbar geworden. Ja, jeder Wassertropfen, der, auf deinen Tisch gefallen, rasch verdampft, zeigt dir, wie leicht auch unter gewöhnlichen Umständen der Stoff unsichtbar werden kann. — So genügte wohl eine Hitze von 10000° — wie schon bemerkt, eine Kleinigkeit im Vergleich zu der, die Secchi für unsere Sonne berechnet —, um unsere Erde mit allem, was darauf ist, im Weltraum unsichtbar zu machen, d. h. sie zu verflüchtigen, denn ihre Anziehungskraft vermöchte nicht wie die der soviel massiveren Sonne den Dispersionsdrang der Gase zu überwinden. Und doch würde dabei kein Atom dieser Erde verloren gehen.

Unsere gesamte Physik und Chemie zeigen uns also, daß, was wir auf Erden Sichtbarkeit oder Unsichtbarkeit nennen, nur ein unstabiler, jederzeit des Übergangs in einen anderen fähiger Zustand des Stoffs ist.

Sie lehren uns ferner, daß Kälte nicht nur das organische, sondern auch das unorganische Leben des Stoffs beeinträchtigt und zuletzt seine Kräfte lahm legt (wie wir anderswo sahen, daß bei —200° auch die stärksten Säuren Metalle nicht mehr angreifen); daß Wärme dagegen, diese geheimnisvolle Lebenskraft, den Stoff frei und stark macht — z. B. Eis, Wasser und Dampf, weshalb der Chemiker stets darauf ausgeht, durch Wärme Stoffe flüssig oder gasförmig zu machen, wenn er ihre Lebensenergie steigern und sie aufeinander möglichst kräftig wirken lassen möchte. — Damit ist bewiesen, daß unsere gesamte Sichtbarkeit das Produkt der niederen Wärme, also der Kälte ist, und zugleich, daß es gerade die höheren und lebendigeren Zustände des Stoffs sind, die uns unsichtbar bleiben. So ist es bedeutsam, daß die Temperatur unserer Erdoberfläche, also

— 50° bis + 50°, unverhältnismäßig nahe bei der absoluten Kälte von — 273° liegt, wo wie gesagt, der Stoff gefriert und erstirbt. — Wie wäre es bei einer Kälte von 10000°? — Da Kälte die Tätigkeit des Stoffs hemmt und beeinträchtigt, so muß sie, wenn gehörig stark, auch seine Eigenschaften aufheben; auf seinen Eigenschaften aber beruht, für uns wenigstens, seine Sichtbarkeit. Und so würde sicherlich bei obiger ungeheurer Kälte die Welt in tote, einander nicht mehr anziehende, unsichtbare Atome auseinanderfallen, und alle Kräfte und alle Erscheinungen hätten ein Ende. Es wäre die Unsichtbarkeit des Todes.

Somit sind wir berechtigt, unsere Erde mit ihren Organismen und überhaupt die Planeten als Welten aufzufassen, die durch Kälte geronnen und eben dadurch für unser auch aus geronnenem Stoff aufgebautes Auge sichtbar geworden sind; und ebenso astronomisch richtig ist es, wenn wir die Ursache der Erkaltung dieser Welten als eine Verringerung ihres Lebens infolge eines Scheidens aus dem höheren und heißeren Sonnenleben auffassen. Ist aber unsere gesamte Sichtbarkeit die Folge einer Verminderung des Lebens, also der Wahrheit, so ist für den tiefer Denkenden damit über dieselbe als über eine mangelhafte und einer Negation ihr Dasein verdankende der Stab gebrochen und der Sündenfall der ganzen sichtbaren Schöpfung ausgesprochen; zugleich ist festgestellt, daß es eine wahre und höhere Sichtbarkeit geben muß, die mit stets höherer Wärme — gleich höherem Leben — stets herrlicher strahlt.

Hier treffen in großartiger Weise die naturwissenschaftliche und die theosophische Anschauung zusammen. Als Luzifer, sagt letztere, und mit ihm der Teil des Universums, über den er zum Fürsten eingesetzt war, aus den Himmeln und damit aus der heißen Liebe Gottes fiel, so gerann und gefror — denn

Haß ist Kälte und Kontraktion — der durchsichtige, lichte, himmlische Stoff in dieser Welt zum undurchsichtigen, trüben, harten, schweren, halb toten irdischen Stoff, wie wir ihn vorzugsweise und am gebundensten in den Steinen und Felsen der Erdrinde sehen. Denn der Geist ist die letzte und wahre Ursache aller Erscheinungen des Stoffs.

Sehen wir uns den Weltäther an, diese höhere Form des Stoffs, von der die neuere Astrophysik lehrt, daß alle Weltkörper darinnen schwimmen wie Fische im Ozean, ja daß in ihm die Kräfte und Ursachen aller ihrer Bewegungen liegen, übrigens eine uralte, schon von griechischen Philosophen, vom Dichter Ovid u. a. gelehrte Anschauung. Hier haben wir einen absolut unsichtbaren, viele Billionen mal dünneren, aber um so kräftigeren und lebendigeren Stoff, in dem alle höheren Lebenserscheinungen, Licht, Wärme, Elektrizität, vor sich gehen, der alle unsere Stoffe, auch die schwersten, durchdringt, wie Wasser einen Schwamm, und von solcher Macht, daß ein Tausendstel Gramm desselben wohl größere Wirkungen ausübt als 1000 Kilo der toten irdischen Materie. — Von diesem wunderbaren, unbekannten, unwägbaren und unsichtbaren Stoff begeistert, hat der bekannte Naturphilosoph Spiller, wie wir anderswo sahen, ihn zu seinem Gott gemacht, und schreibt: „Gott ist eine unendliche, ewige, d. h. unerschaffene und unvertilgbar stoffliche Substanz, nämlich der Weltäther (!). Dieser regiert die ganze Welt; er ist ewig; er ist allweise; er ist gerecht, weil er ohne Selbstbewußtsein und ohne vorgesetzten Zweck wirkt" (!). So glaubt auch der über den unsichtbaren Himmel der Christen spottende Materialist an einen unsichtbaren Gott und an eine unsichtbare Welt, bevölkert von „Kräften", phantastischen, selbstgeschaffenen, ewigen Wesen, die er nie sah, noch sehen wird. Auch der Tor, der sich brüstet, er glaube nur,

was er sehe, bringt kein System und keine Weltanschauung ohne Unsichtbares fertig. — Wären nun unsere Augen aus Äther gebaut, so sähen wir den Äther und alle seine wunderbaren Offenbarungen; sehr wahrscheinlich aber dafür gar nicht unsere Erde und ihre Stoffe, noch ihre Luft, die gegen diesen Äther noch millionenmal schwerer ist als Blei gegen unsere dünnsten Gase. Nehmen wir, lediglich als Hypothese, an, daß dieser so ungeheuer feine und zarte, alles erfüllende und durchdringende, von so unfaßbaren Kräften durchflutete Äther der ursprüngliche, von Gott geschaffene Urstoff, daß das Paradies eine Schöpfung in diesem Äther wäre, und daß Engel einen Ätherleib hätten, so muß die Physik einräumen, nicht nur daß eine solche Schöpfung uns völlig unsichtbar bliebe, sondern auch, daß sie und ihre Engel durch unsere Erde und durch unseren Körper hindurch wallen, fluten und fliegen könnten, ohne daß wir es merkten.

Es ist also wissenschaftliche Wahrheit: Die höheren Zustände des Stoffs sind uns auf Erden unsichtbar. Dasselbe sagt die Bibel; und die neuere und großartige kosmische Naturanschauung nähert sich immer mehr der biblischen, anstatt, wie Ignoranten behaupten, sich immer mehr von ihr zu entfernen.

Indessen ist, wohl zu merken, die ewige himmlische Natur nicht bloß noch so feiner irdischer Stoff, noch ihr Licht bloß noch so schnelle Äthervibration, noch ihre Wärme irdische Wärme. Sondern alles, was wir hier an der Natur sehen und erkennen, sind Analoga und Symbole von der ewigen Natur, blasse Bilder nur derselben, durch dieselbe erzeugt. Sie selber ist wesentlich etwas Höheres und Anderes, und ihre Unsichtbarkeit haftet an der Blindheit der gefallenen Seele. Zwischen unserer Welt und der himmlischen liegt eine Geburt, die wir

Tod nennen. Wie das noch ungeborene Kind im Mutterleib mitten in dieser Welt steckt und doch von ihr, ihrem Licht und ihren Erscheinungen noch keine Ahnung hat; also wir. Wir leben mitten in einer ewigen, himmlischen Welt voll Wesenheiten, und sehen sie noch nicht. Wie aber beim Kind und beim Küchlein im Ei die Seele sich schon ein noch geschlossenes Auge für das Licht schafft, so bildet sich allmählich im sterblichen Leib ein Auge für die himmlische und die höllische Welt, wenn auch dasselbe noch nicht zu den aus Staub und Erde gemachten irdischen Augen hinauszusehen vermag. Erst wenn diese im Tode brechen, geht das innere Auge auf wie eine Blume und schaut erstaunt die Lichtwelt.

Wann wird dieses kleine und sündenbefleckte Stückchen der göttlichen Schöpfung, das wir das sichtbare All nennen, durch den Feuertod vergehen, um schöner aufzuerstehen und in der ewigen und wahren Natur aufzugehen, wie ein in einer Retorte eingeschlossenes Stück schmutziger Steinkohle, das, großer Hitze ausgesetzt, sich verflüchtigt, um als herrlicher Diamant wieder zu kristallisieren? Kann doch nichts, und auch unsere Erde nicht, aus dem Weltall Gottes hinausfallen und zu Nichts werden.

Wir sehen in der Schöpfung, daß ein jedes Wesen das Gesetz seiner Zeit, seiner Lebensdauer in sich trägt, wenn wir auch nur die Erscheinung dieses Gesetzes, nicht aber seine Ursache kennen. So trägt sicherlich auch die Menschheit als ein organisches Ganzes und die Erde als eine Individualität des Weltalls das Gesetz ihrer Lebenslänge in sich, wie letztere uns die beiden gemeinschaftlichen Einheiten dieser Zeit, den Tag und

das Jahr gibt, und die Verbindung beider in der Tatsache liegt, daß das irdische Jahr auch in der Bibel zum Maßstab für die Lebenszeit des Menschen wird. In welchen immer wiederkehrenden Kreisen diese beiden Geschichten der Erde und der Menschheit sich gemeinschaftlich bewegen, bekundet uns die grundlegende Einteilung der Schöpfung in 7 große göttliche Tage und ebenso das ganze Gesetz des Sinai, nach welchem, offenbar als Abbild von himmlischen Zeiten, das 7 und 7 × 7 sich in immer größeren Kreisen mit immer weiter um sich greifenden und immer bedeutungsvolleren Sabbaten wiederholt. Kein Wunder, daß schon die altjüdische Weisheit, lange vor der Offenbarung Johannis, die Welt- und Menschengeschichte in 6 tausendjährige Abschnitte teilte, auf die ein ebenfalls tausendjähriger Sabbat der Erde folgen müsse. Von jeher gab es Christen, die von diesem Gedanken mächtig ergriffen waren; und seitdem wir uns allmählich dem Ende des sechsten Jahrtausends nähern, nimmt die Zahl der Kinder Gottes alljährlich zu, welche die zweite Zukunft Christi am Ende der 6000 Jahre erwarten und an sein tausendjähriges Reich auf Erden glauben, gemäß den Worten der Offenbarung (20, 1—7), die eine erste Auferstehung der Seligen, ein Gebundensein Satans und ein tausendjähriges Regieren mit Christo feststellen.

Wir betrachten hier nur die Beziehungen der zeitlichen zur ewigen Natur, haben also nicht das Für und Wider dieses Glaubens zu prüfen. Doch will es uns bei seinen Gegnern dünken, es sei lediglich die allzu plastische, greifbare, in allzu große Nähe gerückte Realität der Sache und anderseits die tausend allerdings schwer zu beantwortenden Fragen über das Wie dieses tausendjährigen Reichs, was sie daran unangenehm, ja fast unheimlich berührt. Aber unsre Unfähigkeit, uns etwas vorzustellen und folglich zu glauben und mit unsern gewöhn-

lichen, sogen. vernünftigen Begriffen zu reimen, darf niemals als Einwendung gegen ein göttliches Wort gelten. Sieht man sich diesen Glauben an ein tausendjähriges Reich vorurteilsfrei an, so muß man gestehen, daß es ein großer und schöner Gedanke Gottes wäre, wenn er der armen Erde und dem müden Gast auf derselben nach sechs harten Tagen der Last und der Arbeit einen großen Sabbat gönnte, in welchem Christus der erwiesenermaßen regierungsunfähigen Menschheit die Zügel aus der Hand nähme, um eine Weile diese Welt persönlich in Recht und Gerechtigkeit nach dem Gesetz Jehovas zu regieren. Es wäre eine große Rechtfertigung Gottes vor den Menschen, wenn er uns da zeigte, daß nicht die Zeiten und die Umstände, nicht der Kampf ums Dasein und die elementaren Gewalten, sondern lediglich unsere Sünde, unsere Verkennung und Verachtung seines heiligen Gesetzes es waren, die 6000 Jahre lang die Erde mit Blut tränkten und mit Gewalttat füllten, und die Völker hinderten, aus ihren Schwertern Pflugscharen zu schmieden und friedlich unter ihrem Weinstock und Feigenbaum zu sitzen.

Auch sprechen für ein solches tausendjähriges Reich zahlreiche Schilderungen der Propheten, die weder auf den Himmel, noch auf den jetzigen Zustand der Erde Bezug zu haben scheinen, und deren erzwungene Deutung schon viel Konfusion angerichtet hat. Das gilt von Jesajas Kap. 60—62 und Kap. 65, 18—25 und von vielen anderen Stellen, die eine irdische, von Gott seinem Volk zum Trost geschenkte Herrlichkeit beschreiben und ihm Herrschaft über die Völker verheißen, die es solange unterdrückt haben. Wenn Christus dem Überwinder verheißt, er dürfe mit eiserner Rute die Nationen züchtigen und zerschmeißen wie eines Töpfers Gefäße (Offenb. 2, 27), so paßt das weder in die jetzige Ära der göttlichen Gnade, noch auch auf die der neuen Erde. So gehört der zukünftige Tempel in Ezech.

40—48 weder auf die jetzige, noch auf die neue Erde, von deren ewiger Hauptstadt Johannes schreibt: „Ich sahe keinen Tempel in ihr, denn Gott, der Allmächtige, ist ihr Tempel"; sehr wohl aber in ein irdisches und doch göttliches tausendjähriges Herrschen Christi über noch nicht selige Völker, die wieder unter dem Gesetz stehen werden, als einem Zuchtmeister, und denen zuerst in Bildern und Schatten das Heil vorgebildet wird.

Endlich stellt uns die Offenbarung dieses tausendjährige Reich als einen letzten Versuch Gottes dar, durch Binden Satans und persönliches Regieren dieser Welt seine Menschen wieder zu sich zu bringen. Aber — und auch das ist eine große Rechtfertigung Gottes und seines letzten und furchtbarsten Gerichts — auch dieser letzte Versuch scheitert an der angeborenen und verzweifelten Bosheit des Menschenherzens. Denn kaum ist Satan wieder losgebunden, so lassen sich die Völker alsbald wieder von ihm verführen, stürmen in altem Trotz die Gottesstadt und das heilige Volk; das jüngste Gericht bricht los und die Erde und alles, was darauf ist, vergeht im Feuer.

Daß wir aber mit jener Berechnung von 6000 Jahren und einem 1000jährigen Sabbat nicht in die Gefahr kommen, „den Tag und die Stunde" zu bestimmen, die der Vater seiner Macht vorbehalten hat, — während wir doch anderseits so oft ermahnt werden, die Zeiten und die Zeichen zu verstehen und zu merken, wenn das Ende naht — erhellt daraus, daß, gewiß nicht zufällig, Gott uns in einer Unsicherheit von nahezu 50 Jahren gelassen hat, nicht über den unberechenbaren Anfang der Schöpfung, sondern über den Zeitpunkt der Erschaffung Adams oder richtiger des Sündenfalls, dieses Anfangs unsrer Weltgeschichte. Denn wie lang Adam im Paradies blieb, ob Tage, oder Jahre, oder Jahrhunderte, wissen wir nicht; erst

von dem Tag an, wo er die Frucht aß, fing er an zu sterben und starb fort und fort 930 Jahre lang.

Lassen wir die großen Worte stehen: „Ich sah, und sie lebten und herrschten mit Christo tausend Jahre; die andern Toten aber wurden nicht lebendig, bis daß tausend Jahre vollendet wurden. Dies ist die erste Auferstehung. Selig ist der und heilig, der Teil hat an der ersten Auferstehung; über solche hat der zweite Tod keine Macht, sondern sie werden Priester Gottes und Christi sein, und mit ihm regieren tausend Jahre." (Off. 20, 2—6.)

Doch zurück zu unserem eigentlichen Thema.

Wie ist schon jetzt diese uns einstweilen verborgene ewige Natur, und wie wird sie einst und ewig sein? — Daß diese Wiedergeburt und neue Schöpfung des neuen Himmels und der neuen Erde nicht ein bloßes Chaos von Glückseligkeit, ein willkürliches Schalten und Walten, Tun und Lassen des Guten sein kann, sondern daß sie, weil das Gute Gesetz sein muß, von strengen, göttlichen Gesetzen regiert wird, ist klar. Himmel ist höchstes Gesetz, Hölle ist Anarchie: ja, um so herrlicher diese Himmel sind und um so schöner die neue Erde strahlen wird, um so klarer muß in ihnen und in ihr das göttliche Gesetz als ein Komplex von unendlich tiefen, herrlichen, zweckmäßigen, vollkommenen Gesetzen sich offenbaren. — Was für Gesetze werden das wohl sein? — Können wir hienieden uns einen Begriff von denselben aneignen?

Die ursprünglichen göttlichen Worte und Naturgesetze, die einst die Schöpfung der sechs großen Tage beherrschten, sind sehr gut; Gott selber sprach es aus. Und weil gut, sind sie

auch ewig und taugen in den Himmel hinein. Warum soll Gott im Himmel andere erdenken wollen? Auch hier „wirft er nie weg das Werk seiner Hände“. Seine Gesetze sind alle ohne Fehl, und es ist eine von der Sünde verursachte Täuschung, wenn wir das Unvollkommene in der irdischen Erscheinung einer Unvollkommenheit im Gesetz zuschreiben. Die Figur, die Gestalt, „das Wesen“, schreibt Luther, d. h. die Art und Weise, das Wie dieser Welt und ihr Tun und Treiben vergeht, aber die Worte Gottes, aus denen diese Welt hervorgegangen ist, also ihre Wesenheit hat, und durch die allein sie existiert, können nicht vergehen. Das lehrt die ganze Bibel; sie spricht wiederholt von der Ewigkeit des göttlichen Gesetzes, von einem ewigen Baum des Lebens, vom ewigen Wasser des Lebens und von den ewigen Flammen; auch Christus spricht von einem ewigen Essen und Trinken des Safts der ewigen Reben, und setzt eine wahre Existenz dieser göttlichen Dinge voraus. So schreibt der Apostel: „Es war nötig, daß die Abbilder der Dinge in den Himmeln hiedurch (nämlich durch das Blut der Opfer) gereinigt wurden; die himmlischen Dinge selbst aber durch ein besseres Opfer“: — und weiter: „Das mit Händen gemachte Heiligtum war ein Gegenbild des wahrhaftigen“. (Hebr. 9, 23. 24.)

Nun sahen wir im vorigen Kapitel, daß die Zahl das von Gott gedachte Grundgesetz der Schöpfung ist, darauf alle anderen sich zurückführen lassen. Somit reduziert sich die Frage, ob die himmlische Schöpfung von denselben Gesetzen regiert werde wie die irdische, auf die, ob im Himmel noch die Zahl sein wird. Ist sie dort nicht, dann ist der Himmel ein völlig Undenkbares, Unfaßbares, und Unvorstellbares, das auch nicht einen Punkt mit unserer jetzigen Existenz gemeinschaftlich hat. Dann kann man ihn vielleicht noch glauben oder — glauben, daß man

ihn glaubt; aber davon reden, daran denken, und darüber sich freuen anders als über ein gänzlich Unbekanntes, ist wertlos. Existiert dagegen die Zahl noch im Himmel, dann sind mit einem Schlag alle Prinzipien dieser Schöpfung damit gegeben. Dann gibt es auch einen Anfang und eine Länge, also eine Zeit; eine Größe, also einen Raum; eine Form und eine Sichtbarkeit, also einen Stoff; wenn auch diese Erscheinungen viel herrlicher und vollkommener in der Ausführung sind als die irdischen. Die Zahl ist das Gesetz des Denkens, folglich der ewigen Ideen. Denke, was du willst, so geschieht dieses dein Denken, das haben wir schon gesagt, vermittelst eines Addierens, Subtrahierens, Multiplizierens und Dividierens von Begriffen nach der Regel der vier Spezies.

So heißt behaupten, daß vielleicht in der ewigen Natur 1 nicht $=$ 1 und $1 + 1$ nicht 2, behaupten, daß darin Gott vielleicht nicht mehr Gott ist und ich nicht mehr ich bin. Dann hat alles Denken ein Ende. — Aber in der ungeheuer einfachen Tatsache, daß es im Himmel ein Eins und ein Vieles, daß dort Christus und ich eins und eins, also zwei sind, und ebenso, daß die 12 Apostel auch dort 12 sind, liegt die ganze Zahl mit ihrem unerschöpflichen Reichtum von arithmetischen, algebraischen und geometrischen Gesetzen und ihren ungeheuren Konsequenzen eingeschlossen.

Dieses Vorhandensein der Zahl in der wahren Welt predigt nicht nur die ganze Bibel, sondern in ganz auffallender Weise die Offenbarung, diese Eröffnung des Himmels. Sie zeigt uns überall droben die Zahl als ein mysteriöses, alle Erscheinungen und alle Wesen beherrschendes Gesetz, und man könnte sie eine Apotheose der Zahl nennen. So spricht sie von den 7 Sternen und 7 Engeln der 7 Gemeinden, von den 4 Tieren, den 24 Ältesten, den 144000 Versiegelten und vom himmlischen, durchaus

auf himmlischer Zahl aufgebauten Jerusalem; so auch in den Offenbarungen der höllischen Macht und des Menschen der Sünde, dessen Zahl 666. — Die unendliche Zahl muß sich aussprechen, auszählen. Sie tut das nicht in dieser Existenz, in dieser Endlichkeit; folglich tut sie es anderswo. Sie müßte sonst eine endliche und beschränkte sein, wäre ein Göttliches und doch nicht ein Ewiges!

Es ist an der Zeit, daß wir Christen in eine Welt, die von der Klage widerhallt: Es ist alles vergänglich! hineinrufen: Es ist alles ewig! — Sollte ein ewiger Gott es nicht dahin gebracht haben, seiner nach ewigen Ideen entworfenen Schöpfung ewigen Bestand zu verleihen? Sind wir Buddhisten, die auf Welten von Ruinen stets andere aufbauen, nur damit sie auch zusammenstürzen? Wohl reißt uns, wie den ewigen Juden, mit unwiderstehlicher Macht ein wütender Wirbel dem Untergang zu, und hinter uns stürzt und bricht zusammen alles, was wir erlebt, und zu Staub werden die Mumien der Pharaonen und die Paläste der Cäsaren. Aber das ist nur so ein Spiel der Vergänglichkeit; in diesem Wechsel des Werdens leben wir nicht, sondern in den ewigen Ideen. Diese Substantive und Substanzen, die Gott in den 6 Lichtepochen vor den staunenden Engeln aussprach — und siehe, sie waren da — die Luft und das Trockene, der Berg und das Meer, die Pflanze und der Vogel und das Tier, diese Ideen der Schöpfung, die kannst du nicht, die kann kein Mensch zerbrechen. Und Gott will sie nicht zerbrechen, denn von allen sprach er: Sie sind sehr gut! Und als Satan und der Mensch seine Schöpfung verdarben, verschloß er sie mit flammendem Schwert in seinem ewigen Paradies, darin der Baum der Erkenntnis und des Lebens und allerlei Fruchtbäume immer noch grünen und Ströme des Lebenswassers immer noch fließen.

Der Mensch ist geschaffen, damit er Gottes Ebenbild sei. Diese Gottesebenbildlichkeit hängt innig mit der göttlichen Natur zusammen, und ewiger Zweck des Menschen ist es, in der göttlichen Natur ein Vizekönig und Priester Gottes zu sein. Könige aber müssen ein Königreich haben. Dieses Königreich ist die neue Erde in göttlicher, verklärter Natur; wie Paulus spricht: „Nicht Engeln hat er unterworfen den zukünftigen Erdkreis," oder wie die Darby-Bibel übersetzt: „Die zukünftige, bewohnbare Welt." Diese Welt ist nicht eine ganz andere als diese irdische Schöpfung, ein auf Erden nie Geahntes, sonst hieße sie nicht: neue Erde. — „Die Himmel sind Gottes; aber die Erde hat er den Menschen gegeben." — Auch dieses Wort wird, wie alle anderen, ewig wahr bleiben. Hätte so ein Bibelwort keine ewige Bedeutung und keinen Kern der Unsterblichkeit in sich, so wäre es auch für dieses Leben wertlos.

Dieses Leben der ewigen göttlichen Natur auf der neuen Erde wird also ebenso wie das der vergänglichen irdischen von Zahlengesetzen regiert. Als Grundsteine, Hauptbedingungen und Rahmen dieser seiner irdischen „sehr guten" Schöpfung hat Gott einst die Zeit, den Raum, den Stoff und vor allem die sie umfassende Zahl gedacht, also auf ewig gesetzt; und eine zwar ewige, aber zeitlose, eine lebendige, aber raum- und stofflose Natur würde einen großen Rückschritt in der göttlichen Entwicklung und ein Aufgeben seitens Gottes von ewigen in Ihm liegenden Prinzipien als unzweckmäßiger, unstatthafter, mißlungener bedeuten. — Gott aber schreitet niemals rückwärts, gibt niemals etwas auf. „Er ist ein Fels, und es ist kein Fehler in ihm." Er ist nicht ein Mensch, daß ihn etwas gereue!" Das gilt ausnahmslos von seinen Schöpfungsworten.

Wesen des Geschöpfs, des Erschaffenen ist es, daß es in der Begrenzung der Zahl lebt — so auch die Cherubim und

Seraphim. Ihrer sind vier und sie haben sechs Flügel. Das ist Zahl und Begrenzung. Und so hat das neue Jerusalem 12 Tore und auf den Toren 12 Engel und die Mauer der Stadt hat 12 Gründe; und die Stadt mißt 12000 Feldwegs und ihre Mauern 144 Ellen. — Und damit man sich nicht darunter überirdische Allegorien denke, fügt der Seher hinzu: „und das Maß, das der Engel hatte, war eines Menschen Maß". Wohl hat dies himmlische Jerusalem auch geistige Bedeutung, ist ein Symbol des geistigen Lebens in ihm, und zwar in weit höherem Maß noch als hienieden der Palast ein Sinnbild des Königs und seiner Macht und seiner Pracht ist, und der Tempel mit Altar und Rauchwerk des Gottesdienstes; aber verwechseln wir nicht die Sache mit dem Bild und das Bild mit seiner Bedeutung. Christus ist die Tür und der Weinstock, aber er ist nicht eine Tür und nicht ein Weinstock. Und ebensowenig hat der Apostel Johannes sich selbst als Perlentor am himmlischen Jerusalem gesehen.

Auch räumlich ist die ewige Natur. So spricht Johannes von der himmlischen Stadt: „Sie ist viereckig und ihre Länge ist so groß als die Breite; die Länge und die Breite und die Höhe der Stadt sind gleich; 12000 Feldwegs." Ein unräumlicher Himmel ist ebenso undenkbar wie eine raumlose Form und Größe. Von einem solchen weiß die Bibel nichts. Sondern von den räumlichen Himmeln spricht Christus: „Es sind viele Wohnungen in meines Vaters Haus!" welches das wahre Weltall ist. So spricht Moses: „Siehe der Himmel und aller Himmel Himmel sind des Herrn!" (5. Mos. 10, 14) und Nehemia: „Herr, du hast gemacht den Himmel und aller

Himmel Himmel mit allem ihrem Heer." — Sehen wir schon am Himmelszelt, in dieser kleinen, vergänglichen und endlichen Sichtbarkeit, Millionen von leuchtenden und herrlichen Welten, wieviel mehr Millionen von noch unendlich herrlicheren, himmlischen Welten im himmlischen Licht müssen wir nicht in diesen Himmeln aller Himmel voraussetzen? Denn auch den astronomischen Parallelismus gibt die Bibel durchaus an mit dem wiederholten Ausdruck: neuer Himmel und neue Erde. Sie hält fest daran, daß wie der Mensch auf Erden und aus der Erde geschaffen wurde, es auch seine Bestimmung ist und bleibt, diese Erde, nach der Wiedergeburt, zu besitzen und zu regieren. Nirgends ist uns verheißen, daß wir die Sonne besitzen oder auf den Sternen wohnen werden. „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden die Erde besitzen!"

Wie wir im zweiten Kapitel sahen, daß an den Himmeln an einem Ort vorzugsweise Nebelflecken, an einem anderen Doppelsterne, an einem dritten Sternhaufen stehen, so hat jedes Geschöpf, wie schon bemerkt, in der Schöpfung seinen ihm verbürgten Ort, nämlich den Platz in Gottes All, wo die Kräfte der Gottheit, von denen je die eine oder die andere vorwiegt, — wie auf Erden zu sehen, da an einem Orte Steine, am anderen Erze, am dritten Edelsteine durch ihre Wirkung entstanden sind, — dasselbe geschaffen und figuriert haben, wo es zur Kreatur geworden ist, wo es zuerst in den Äonen das Licht Gottes erblickte, also seine Geburtsstätte. — Denn alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis! — Kraft dieses Gesetzes ist der höhere Mensch schon hienieden nicht heimatlos, sondern ansässig, so der König in seiner Hauptstadt, der Priester im Tempel. So und deshalb hat jede Pflanze ihren Fundort, auf den Alpen oder am Pol oder in der Wüste oder im Meer, und jedes Tier seine Heimat und sein Revier und jede

Menschenseele davon ihr Gepräge, wo und unter welchem Volk sie gefallen, gekeimt und gewachsen ist. Daher auf Erden die Heimatsliebe und der Patriotismus. Diesem Fund- und Heimatort entspricht in Ewigkeit im einzelnen das nicht von Händen gemachte Haus, das jedem Christen verheißen ist, und im allgemeinen die neue Erde als Wohnort und Heimat der seligen Menschen.

Was werden in diesen unzähligen Millionen von, in einem sie alle vereinigenden Ozean von himmlischem Licht schwimmenden Welten, für unzählige Wunder der unerschöpflichen Schöpferkraft und Schöpferweisheit Gottes durch die Ewigkeiten der Ewigkeiten entstehen und bestehen? Und sie alle und ihre Bewohner werden organisch gegliedert, verbunden, unter- und übergeordnet sein; denn auch das zeigt uns das unvollkommene Jetztbild am Himmel; jeder Stern ist der Anziehung und dem Einfluß aller anderen unterworfen. In den Himmeln der Himmel ist alles verbunden; alles geht alles an, alles ist Wirkung und Ursache zugleich, alles gibt und alles empfängt, alles ist starkes Subjekt und sich hingebendes Objekt! — Und Gott ist alles in allem! — So wird zu dem aus den Himmeln der Himmel bestehenden ewigen Himmel, in dem Gott und seine Engel und die Throne die Mächte, die Fürstentümer und Obrigkeiten wohnen, unser Himmel, in den wir Menschen hineinkommen, und von dem Christus sagt: „Ich gehe hin euch die Stätte zu bereiten", als eine herrliche und spezielle Bereicherung der Himmel hinzukommen; als eine prächtige, alle seligen Geschöpfe Gottes hochbeglückende neue Offenbarung der Gottheit: ein neuer Himmel und eine neue Erde, eine neue Blüte am ewigen Baum der ewigen Schöpfung, und doch nach alten und ewigen in Gott liegenden, unzerbrechlichen Gesetzen des Seins, des Werdens und des Daseins gewachsen.

Geistig dagegen spiegeln sich die drei großen Offenbarungen der Gottheit auch in drei Himmeln oder was dasselbe ist, in drei Arten des himmlischen Seins, in drei immer höheren, wonnigeren Stufen der himmlischen Seligkeit ab, davon Paulus ausdrücklich sagt, er sei in den dritten Himmel erhoben worden. Diese drei verhalten sich also wie Vater, Sohn und heiliger Geist, wie Leib, Seele und Geist und machen zusammen nur Eins. Sie sind eine geistige Steigerung des Himmels, ein Äußeres, ein Inneres und ein Innerstes, ein Gut, ein Besser und ein Bestes; sind konzentrische Kreise des seligen Seins, ein Durchdringen bis zur höchsten und zugleich innersten Gemeinschaft mit der Gottheit, ein Erkennen derselben nach ihren drei Personen, ein Genießen der göttlichen Dreieinigkeit.

Ebenso undenkbar und ebenso unbiblisch wie eine raumlose, ist eine zeitlose ewige Natur, dem Raum und Zeit sind unzertrennbar verbunden. Raum ist Zeit, nebeneinander gestellt, so wenn du von hohem Gipfel aus so viele in Raum und Zeit entfernte Einheiten nacheinander auffassest; Zeit ist Raum; denn es bedarf der aufeinanderfolgenden Zeiteinheiten, um den Raum zu durcheilen, ja zu durchdenken.

Von einer zeitlosen Ewigkeit weiß die Bibel nichts. Eine solche mag wohl in Gott sein und war in ihm, ehe er die Welt schuf; für den Erschaffenen aber existiert sie nicht. Die Bibel weiß nur von Ewigkeiten der Ewigkeiten, von Äonen der Äonen, Jahrhunderten der Jahrhunderte, saecula saeculorum, also von unaufhörlich sich abrollenden, unübersehbaren Zeiträumen und Epochen. Warum und wozu soll denn Gott seine herrliche, uranfängliche Schöpfung, die Zeit, vernichten, wie sie groß im ersten Wort der Genesis dasteht: Am Anfang schuf Gott ... Und inwiefern soll irgendwie eine zeitlose Ewigkeit schöner, herrlicher, göttlicher sein?

Bemerken wir wohl, daß in Offenbarung 10, 6 das Wort „Zeit“ im Griechischen nicht das allgemeine „chronos“, d. h. die Zeit an sich, sondern „kairos“, d. h. Zeitabschnitt, Aufschub, Frist, Verzögerung bedeutet. Der Vers heißt also, und so übersetzen auch alle genauen Übersetzungen in deutschen, französischen und englischen Bibeln: „es wird von jetzt an keine Frist, kein Verzug mehr sein; sondern wenn der siebte Engel posaunen wird, so soll vollendet werden das Geheimnis Gottes“; gerade wie wir sagen: ich habe jetzt keine Zeit mehr! — Daß dies der wahre Sinn des Wortes und daß nicht damit der Anfang einer zeitlosen Ewigkeit angezeigt wird, zeigt die Folge im Buch aufs klarste an. Denn anstatt daß mit den Posaunen des siebten Engels die Zeit im Himmel und auf Erden plötzlich stillstände, erzählt der Seher in 12 weiteren Kapiteln, wie daraufhin die Ereignisse sich mächtig nach dem Gesetz der himmlischen Zeit ferner abrollen; wie das Sonnenweib in die Wüste entflieht, um dort 1260 Tage lang ernährt zu werden; wie alsdann das Tier aus dem Meer erscheint und Wunder tut; wie die 7 Engel nacheinander ihre 7 Schalen des Zornes Gottes auf die Erde gießen usw., und wie er endlich auf der neuen Erde einen Baum sieht, der seine Früchte alle Monate oder Monden hervorbringt; also eine festgestellte himmlische Zeit und Aufeinanderfolge. Wie reimt sich mit diesen Worten die von vielen Christen beliebte zeitlose Ewigkeit, und wo haben sie diesen falschen Begriff her?

Alles Erschaffen kann nur in der Zeit geschehen, wie geschrieben steht: Am Anfang — schuf; und die Schöpfung kann nur in der Zeit bestehen, wie geschrieben steht: „Alles hat seine Zeit,“ und die Offenbarung stets von himmlischen Zeiten spricht, nach denen sich himmlische Ereignisse abrollen. Die Zeit hängt unzertrennlich wie mit Raum und Form und

Zahl, so auch mit Denken, Reden und Tun alles Erschaffenen zusammen. Ein Lobsingen und Preisen Gottes in Ewigkeit, ein Sitzen an seinem Tisch und Essen und Trinken mit Abraham, Isaak und Jakob ohne Zeit ist eine ebenso unsinnige Vorstellung wie ein unsichtbares Licht, eine ohnmächtige Kraft, eine ichlose Liebe. Ichheit und Individualität sind nicht ohne Zeit. Auch hier gilt entweder der göttliche Himmel des Christen mit seiner ganzen natürlichen Wahrheit oder die aus sinnlosen Widersprüchen zusammengesetzte, wertlose Vorstellung des Nirwana.

Von der himmlischen Zeit, von der unsere irdische ein schwaches Abbild, ist die Bibel voll. So spricht Christus von der großen Trübsal: „Wo diese Tage nicht würden verkürzt, so würde kein Mensch selig; aber um der Auserwählten willen werden die Tage verkürzt" (Matth. 24, 22). Damit ist eine unbekannte, droben geführte, göttliche Zeitrechnung, nach welcher die irdischen Ereignisse zu der im Himmel beschlossenen Zeit erscheinen, festgestellt. (S. Dan. 4, 13 u. 14.) Davon zeugt auch das oft wiederholte Wort: „als die Zeit gekommen war"; „die Zeit ist erfüllet"; ebenso: „meine Stunde ist noch nicht gekommen"; „nun ist die Stunde der Finsternis" u. a.; denn daß damit nicht die irdische Zeit gemeint ist, ist klar. — Ich frage wieder: warum und wozu sollte Gott dieses sein göttliches Zeitgesetz plötzlich aufheben und verwerfen, anstatt dasselbe sich in großen himmlischen Sabbaten und Halljahren, von denen die einstigen irdischen ja doch ein Bild waren, sich zur Freude und Wonne aller Erschaffenen immer herrlicher entfalten zu lassen?

Die zeitlose Ewigkeit ist Gottes. Die zeitvolle Ewigkeit hat er seinen Geschöpfen geschenkt, von da an, da es heißt: „Am Anfang schuf Gott."

Auch eine stoffliche, ewige Natur predigt uns die ganze Bibel, einen Himmel, in dem der Stoff, wie alle göttlichen Prinzipien, erst zur wahren Geltung kommt und sich erst in der echten Pracht zeigen wird. Ist nicht die Freude, welche die Menschheit an Gold, Perlen und Edelsteinen hat, eine Ahnung davon, wie schön und edel und kostbar dieser Stoff wäre, wenn er von den Schlacken der sündigen Unvollkommenheit gereinigt, wenn auch er von den Fesseln befreit wäre, die ihn verhindern, nach seinem Sehnen frei und hell zu kristallisieren, zu leuchten und zu prangen?

Aber unsere Freude an der uns umgebenden Natur ist ein Nichts im Vergleich zu der ungeheuren göttlichen Freude, mit der Gott selber sich dieser seiner Schöpfung freut. Wie Er aufjauchzte und in Ihm und seinen sieben Geistern die triumphierende Freude der Ewigkeit aufwallte, als Er nach vollendetem Schöpfen sein Werk ansah, „und siehe, es war alles sehr gut!“ so, und trotzdem, daß es Satan gelang, dieses göttliche Tun vorübergehend zu trüben, freut sich Gott immer noch seiner Werke. Wie zählt er sie einem Hiob auf und freut sich des weithinschauenden Adlers und des unbezähmbaren wilden Esels! Er freut sich auch der Pflanzen und Bäume, die er einst gepflanzt hat, und dessen, wie er einst, wenn die Sünde und die Übertretung abgetan sind, welche die himmlischen Kräfte lähmen, „Zedern, Akazien und Myrten und Olivenbäume in die Wüste setzen und in die Steppe Zypressen, Platanen und Scherbinzedern miteinander pflanzen wird; damit sie sehen und erkennen und zu Herzen nehmen und verstehen allzumal, daß die Hand Jehovas dieses getan hat!“ (Jes. 41, 18—20). Und auch an den Edelsteinen, die er geschaffen, hat er eine Freude und spricht zu Jerusalem: „Siehe, ich will deine Steine wie *einen*

Schmuck legen, und will deinen Grund mit Saphiren legen, und deine Fenster aus Kristallen machen, und deine Tore von Rubinen und alle deine Grenzen von erwählten Steinen" (Jes. 54, 11. 12).

Das sind nicht sentimentale Schilderungen und Allegorien von psychologischen Zuständen unseres heruntergekommenen Staatskirchen- und Völkerchristentums; sondern hier haben wir das geoffenbarte Wollen eines Gottes, dessen Worte etliche millionenmal reeller, plastischer und wahrer sind, als alles Gerede aller Menschen vom Anfang der Welt an. Wer bist du nun, du noch so edel denkender Christ, daß du diesem Gott diese seine Freude an seiner stofflichen Schöpfung abbrechen, und ihm andiktieren willst, er dürfe in seinen Himmeln nur noch an rein Geistigem seine Freude haben? Glaubst du, er werde deinen Theorien und Einbildungen zulieb diesen Stoff, den auch Er geschaffen, und das Werk seiner Hände wegwerfen? Nein, sondern auch du wirst es einst durchschauen, was hienieden das prächtige Leben und Wachsen des Kristalls, das wonnevolle Keimen des Samenkörnchens und das angstvolle Sterben des Mückleins war, und was sie ewig bedeuten, und du wirst es nicht fassen, wie du einst auf der dunkeln Erde so taub und so blind und stumm unter ewigen Wundern gewandelt. Und vor jedem einzelnen Blatt am Baum des Lebens wirst du mit mehr Begeisterung und Wonne als je auf Erden vor der Sixtinischen Madonna oder dem Cölner Dom stehen bleiben; denn das waren ärmliche, menschliche Kopien, jenes aber ist ein göttliches Meisterstück.

Von dem himmlischen Stoff steht geschrieben: „Und der Bau ihrer Mauern war von Jaspis, und die Stadt von lauterem Golde, gleich dem reinen Glase. Die Grundlagen der Mauer der Stadt waren geschmückt mit allerlei Edelsteinen,

Jaspis, Saphir, Chalcedonier, Smaragd, Sardonich, Sardis, Chrysolith, Beryll, Topas, Chrysopras, Hyazinth, Amethyst. (Merkwürdigerweise sagt schon Sokrates im Phädo [§ 59], die Edelsteine, die wir auf Erden so schätzen, seien Bruchstücke und Muster vom Gestein auf der Erde der Seligen.) Und die 12 Tore waren 12 Perlen, und ein jegliches Tor war von einer Perle, und die Gassen der Stadt waren lauter Gold als ein durchscheinend Glas." Und von ihrem Licht wird gerühmt: „es war gleich dem alleredelsten Stein, einem hellen Jaspis" (Offenb. 21, 18—21). — Hier haben wir des herrlichsten, edelsten Stoffs die Fülle! — Entweder malen uns diese Worte einen höheren, reineren, herrlicheren, gereinigten und verherrlichten, greifbaren und sichtbaren Stoff, oder sie haben keinen Sinn noch Wert; denn wovon sollten sie uns dann eine Vorstellung geben? Wir trauen dem Wort Gottes zu, daß es hier mit Grundsteinen von Saphir und Chalcedon und Smaragd, mit Perlentoren und Straßen von reinem Gold uns etwas Wahreres geben will als fade Bilder von christlichen Tugenden — wie ein sonst achtbarer Christ mir einst sagte, die goldenen Gassen des neuen Jerusalem seien die Predigt des Evangeliums! Warum nicht gar die Gnadenwahl oder die Gebetserhörung? — Mit derartiger menschlicher Vergeistigung des Wortes Gottes leisten solche Christen nur dem Geist Vorschub, der alles verneint. Dem Teufel ist nichts fataler, nichts verhaßter, nichts möchte er so sehr dem Menschen vorleugnen, als die Realität des Göttlichen. Allegorische, vernebelnde und dissolvierende Erklärungen desselben dagegen wie obige fürchtet er nicht; denn er weiß, daß sie weder einen lebendigen Glauben an diesen Himmel noch eine Sehnsucht und ein Heimweh nach demselben zu erwecken vermögen, was von vornherein ihre Leere und Unwahrheit bezeugt.

So zeigt uns die genau nach himmlischem Muster aufgebaute Stiftshütte eine prächtige Verherrlichung des Stoffs, indem da die 3 Reiche der Natur ihre edelsten Erzeugnisse zum Preis Gottes hergeben. Feinste Leinwand in den schönsten Farben, reinstes Öl und Wohlgerüche, Zedernholz, Tierfelle, Gold und Silber in Menge, und die schönsten Edelsteine durften hier als Repräsentanten und Typen der ganzen Natur zur Verherrlichung der Wohnung Gottes bei seinem Volk dienen. Wer kann daran zweifeln, daß wir hier, wie eine bestimmte Zusage, daß es einen prächtigen himmlischen Stoff gibt, so auch eine herrliche Prophezeiung der ewigen Bestimmung dieses Stoffs haben. Denn welche höhere gäbe es für ihn, als dem Gott zu dienen, der ihn geschaffen hat? Der Stoff ist ebenso göttlich wie der Geist, und der Leib wie die Seele; denn Gott hat beide zu seinem Preis ewiglich geschaffen. Freilich sind beide auf Erden derart verkommen, besudelt und gelähmt, daß es uns aus ihrer jetzigen Anschauung schwer fällt, ihre einstige Herrlichkeit zu fassen. Aber glauben müssen wir, daß Gott, der Schöpfer des Stoffes, der uns himmlische Edelsteine die Fülle verheißt, uns nicht mit falschen Diamanten täuschen wird. Sondern zum Edelstein wird der irdische Stein, zum edlen Gold das niedrige Metall und zur Wahrheit der Traum des Alchemisten. — Von einem bloß geistigen, stofflosen Himmel weiß die Bibel nichts.

So ist uns ein reelles, zugleich im wahren Sinn materielles und geistiges Leben in der wahren Zahl, im wahren Raum, in der wahren Zeit und im wahren Stoff, kurz in der wahren, ewigen, göttlichen Natur, verheißen. Und es muß so

sein; oder sollte die Vollendung nicht mehr bieten als die Vorbereitung, oder das Wesen weniger wahr sein als der Schein, das wahre Sein geringer als das bloße Werden, und das, was ewig währt, weniger sichtbar und greifbar, weniger plastisch und reell als das Vergängliche? — Einst schuf Gott Himmel und Erde, sprach ewige Schöpfungsworte, ließ Licht und Luft, die Pflanze und das Tier und den Menschen entstehen. Und Er sollte, bloß weil es Satan gelang, Eva zu verführen, diese Schöpfung als verfehlt, zwecklos und nichtig vernichten?! Ist Gott einem menschlichen Künstler gleich, dem sein Werk mißlingt und der dann unmutig es zerbricht und ausruft: Da fange ich lieber was anderes an? Vernichtet er in Ewigkeit selbst die Hölle nicht, wieviel weniger Werke, die er einst als sehr gut erklärte. Nein, sondern er wird diese seine von der Sünde befleckte Welt durch Feuer in ihre reinen Elemente auflösen und daraufhin sie neu und schön in ihren Urzustand wieder einsetzen. Die neue Erde und der neue Himmel sind ebenso die erneute Erde und der erneute Himmel wie der neue Mensch in Christo der erneute Mensch ist, dieselbe Ichheit und Seele; nicht eine andere. Das Wort: „Siehe, ich mache alles neu, das Erste ist vergangen," entspricht klar dem Wort: „So jemand in Christo ist, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen." Das will geistig verstanden sein von dem neuen geistigen Prinzip, in dem diese neue Schöpfung und der neue Mensch existieren. Wohl steht geschrieben: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben." Aber diese verheißenen, höheren, auf Erden unbekannten Zustände werden von Paulus im heiligen Geist nicht auf eine Aufhebung der ewigen Natur in Gott, sondern auf die große Bereicherung und Erneuerung des Geistes, welche die Erlösung in Christo dem

Menschen bringt, gedeutet (1. Cor. 2, 9. 10). Alle neuen Äußerungen der Kräfte der zukünftigen Welt heben nicht die natürliche Grundlage auf; vielmehr ist es göttliches und aus der Schöpfung ersichtliches Gesetz, daß Gott auf den und aus den allereinfachsten Elementen stets ein Unbekanntes, Höheres und Höchstes aufbaut. Daß der Himmel uns große, unzählige, selige Überraschungen bringen wird, fällt uns nicht ein zu leugnen; wohl aber bekämpfen wir die unbiblische Ansicht, als ob wir da in eine Welt kämen, die von gänzlich unbekannten Gesetzen regiert, uns ein auf Erden völlig unfaßbares Dasein böte. — Das ist schon deswegen falsch, weil das irdische Dasein nur kraft des himmlischen existiert, weil, wie im I. Kapitel gesagt, die obere Welt die Quelle und Wurzel der unteren ist und alles irdische Tun eine schlechte Kopie und Nachahmung eines ewigen, himmlischen und göttlichen Tuns ist. — Der Mensch kann nichts tun, noch erfinden, Gott mache es ihm denn zuerst vor. Gott sprach, daher unsere Rede; Gott formte einen Erdenkloß, daher unsere plastischen Künste; Gott blies ihm die Seele ein, daher alle Tonkünste; Gott pflanzte einen Garten, daher unsere Gärten und Parkanlagen; Gott machte Röcke aus Fellen, daher unsere Kleider; Gott zeigte Noah, wie die Arche zu bauen sei, daher unser Schiffsbau; „Gott schrieb," daher unsere Schrift; Gott bereitet uns im Himmel Häuser und Wohnungen, daher unsere Häuser und Wohnungen; Gott baute im Himmel einen Tempel, daher unsere Kirchen und Tempel; „Gott fähret auf mit Jauchzen und der Herr mit heller Posaune," daher unsere Instrumentalmusik! — Weil Gott denkt, sich erinnert, liebt und haßt, sich erbarmt, bereut und beschließt, deshalb und daher können wir denken, uns erinnern, lieben, hassen, uns erbarmen, bereuen, beschließen. Weil er sieht, hört, riecht, schmeckt, können wir es auch. Gäbe es im Himmel keine

Altäre, Throne und Kronen, Harfen und Posaunen, Schwerter, Gefäße, Lampen und Tische, wir hätten sie nimmermehr erfunden; denn wir hätten nicht in uns die Prinzipien und Ideen, aus denen sie hervorgegangen. — „Der Mensch hat nichts, es werde ihm denn vom Himmel gegeben.“ Das Ewige ist Quelle und Ursache des Zeitlichen. Nichts ist unten, das nicht oben seine Wurzel hätte. Und schon ein Plato erkannte: „Die wahre Idee eines Tisches ist im Himmel.“

So werden wir auf der neuen Erde nicht nur die Gesetze der irdischen Natur finden, sondern auch alle ihre Erscheinungen, doch ohne Sünde. Wir werden dort essen und trinken, auf Stühlen sitzen oder stehen, regieren und ruhen, reden und singen, lachen und frohlocken, Kleider tragen und in Häusern wohnen, zu Tische liegen und lustwandeln unter Bäumen und von ihren Früchten essen. — Also steht es geschrieben. — Wie kann da ein Christ noch von einem unfaßbaren, raumlosen, zeitlosen, stofflosen Himmel träumen, oder gar glauben, er verherrliche Gott damit, daß er ihm die ganze Natur, in die er uns hineinschuf, als zu gering vor die Füße wirft und Niedageweſenes verlangt. Raum, Zeit, Stoff, Essen und Trinken, Kleider und Häuser, Besitz und Genuß, Tat und Freiheit sind nicht an sich sündlich, sondern himmlisch, denn Gott hat sie geschaffen; an unserer Beschränktheit und geistigen Blindheit liegt es, daß wir stets dem außer uns Liegenden die Schuld an unserer innerlichen Verkommenheit und an unserem Elend aufbürden wollen. Von unglaublicher Herrlichkeit sind — wie alles Gotterschaffene — die Zahl, die Zeit, der Raum, der Stoff; nur verstehen wir hienieden von dieser Herrlichkeit so gut wie nichts. So dünkt uns, wie schon bemerkt, das Lernen des Abc, des Einmaleins und der ersten Tonleiter nur eine des Kindes würdige Aufgabe, und doch ahnen die größten Geister auf Erden nicht,

welche Schätze der göttlichen Weisheit und der unerschöpflichen Mysterien im Wort, in der Zahl und in den Tönen liegen.

Ein jedes göttliche Gesetz, ein jedes von diesem Gott ausgesprochene Wort ist ein solches Kleinod und ein so ewig Fruchtbares, daß es ein Schaden wäre für das Weltall, wenn dasselbe zu wirken aufhörte. So wird das ganze Gesetz des Sinai die Völker auf der neuen Erde regieren, die von den Blättern des Lebensbaums geheilt werden. Nicht werden einst diese Gesetze und Schöpfungen Gottes irgendwie die Erlösten und Auferstandenen drücken oder ihnen als Fesseln erscheinen, sondern wie alle Gedanken Gottes werden sie ihnen eine Förderung des Lebens, eine Bereicherung der Individualität sein, Flügel, auf denen sie sich zu immer höheren Sphären der Tätigkeit und der Anbetung emporschwingen werden.

Die himmlische Persönlichkeit der Auferstandenen wird für sie in auf Erden ungeahntem Maß der stets auf Gott zielende Mittelpunkt und das Kraftzentrum ihres Lebens sein. Ein großer Teil unseres irdischen Elends beruht darauf und kommt daher, daß wir so gut wie keine Macht über die uns umgebende stoffliche Welt besitzen. Wir sind nicht die Herren der Schöpfung, sondern ihre Sklaven. Nicht einmal unseren Körper beherrschen wir, können nicht dem Herzen und dem Magen gebieten oder verbieten zu schlagen oder zu verdauen; wir sehen nicht hinein, stellen Vermutungen und Hypothesen auf, wenn dieser eigene Leib krank ist, ja wir sehen nicht einmal die Rückseite desselben! Welche Ironie der Natur! Im Himmel, das geht aus der ganzen Bibel hervor, ist die leuchtende Ichheit vor allem Herr ihrer selbst; zweitens ist sie ein Mittelpunkt der Kraft nach außen, und endlich, wie an Jesus selbst in seiner Erniedrigung zu sehen, ist sie die unumschränkte Herrscherin der Naturkräfte und der Elemente. Denn wir sollen den Engeln gleich sein.

Wie oft die Bibel Macht und Stärke der Engel auch über die Elemente rühmt, weiß man; ebenso, daß zu ihrem Lebenselement auch das Feuer gehört. Daniel beschreibt einen dieser Söhne Gottes: „Und ich erhob meine Augen und siehe, da war ein Mann in Linnen gekleidet, und seine Lenden waren umgürtet mit Gold von Uphas; und sein Leib war wie ein Chrysolith, und sein Angesicht wie das Aussehen des Blitzes, und seine Augen wie Feuerfackeln, und seine Arme und seine Füße wie der Anblick von leuchtendem Erze; und die Stimme seiner Worte war die Stimme einer Menge. — Es fiel ein großer Schrecken auf die Männer, die bei mir waren und sie flohen und verbargen sich. Und ich blieb allein übrig und sah dieses große Gesicht; und es blieb keine Kraft in mir, und meine Gesichtsfarbe verwandelte sich an mir bis zur Entstellung und ich behielt keine Kraft" (Dan. 10, 5—8). Welche Persönlichkeiten, deren bloßer Anblick die menschliche mit Ohnmacht schlägt! Und noch herrlicher schildert uns Johannes Christum, diesen unseren Bruder, dem wir ähnlich werden sollen; und auch er, der geliebte Jünger, fällt bei diesem Anblick zu seinen Füßen wie tot! Ja, selbst wo diese Himmelsbürger ihre Herrlichkeit verhüllen, heißt es noch: „Ein Mann Gottes ist zu mir gekommen, und sein Angesicht war wie das Ansehen eines Engels Gottes, sehr furchtbar!" (Richt. 13, 6.)

So philosophiert die Bibel nicht viel und weitläufig von den Wonnen der Himmel und der Art und Weise des himmlischen Lebens, sondern läßt uns einige Strahlen der oberen Herrlichkeit leuchten. Das sind für den Christen, der über seine arme und armselige, ohnmächtige Leiblichkeit seufzt und in dieser Hütte beschwert ist, kostbare und kräftigende Ausblicke in die Ewigkeit; aber auch sehr ernste; denn wie soll er, der Sohn des Staubes, solcher Macht würdig werden! Und damit wir

sie nicht für wesenlose Visionen halten, erzählt diese Schrift, was diese herrlichen Wesen aus einer oberen Welt hienieden getan haben, wie und was sie gesprochen, wie sie gegessen und getrunken, befohlen und prophezeit; und wie alles Geweissagte geschah. Bringt ein solches Wesen dem lebensmüden Propheten unter dem Holunder ein Himmelsbrot und einen Krug Himmelswasser, so steht der Todmüde nach diesem Essen auf und wandelt voll Kraft 40 Tage und 40 Nächte lang unausgesetzt durch den tiefen, glühenden Sand, durch die Bäche und Schluchten voll Steingerölle hindurch, und erklimmt den Felsenthron, wo Gott seiner wartet. — Hier haben wir etwas mehr als bloße Einbildungen und Halluzinationen! — Wenn dieser Elias ungestorben und sichtbar, seinen Mantel zurücklassend, gen Himmel auf einem feurigen Wagen mit feurigen Rossen fährt, so ist das für jeden Bibelgläubigen ein absoluter Beweis, daß das himmlische Leben eine reelle, greifbare Fortsetzung des irdischen Lebens in Zeit, Raum und himmlischem Stoff ist. Oder soll Elias höher hinauf sich zu einem bloßen seligen Schatten- und Nebelgebilde verflüchtigt haben? — Aber er erscheint ja wieder nach tausendjährigem Aufenthalt im Himmel auf dem Tabor, und spricht, sichtbar, erkennbar, leibhaftig mit Christus!

Weil das Menschenherz ein verzagtes und trotziges Ding ist, das tausendmal zweifelt, bis es einmal glaubt, so mußte uns der auferstandene Christus den sichtbaren, greif- und tastbaren Beweis der absoluten Realität des himmlischen Lebens und des Auferstehungsleibes geben. Da steht er vor den erschrockenen Jüngern, spricht mit seiner bekannten Stimme: „Rühret mich an; ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe“; läßt sie den Finger in seine Wunde tun, läßt sich würzigen braunen Palästinahonig und

gewöhnliche gebratene Fische bringen, setzt sich und ißt vor den erstaunten Zuschauern. — Und damit nicht einer einwende, das Essen und Trinken Christi nach seiner Auferstehung sei nur eine im Einklang mit seiner wiederangenommenen Menschengestalt gemachte Konzession an unsere irdischen Begriffe und höre mit der Übernahme der viel herrlicheren himmlischen Gestalt in Offenb. 1 auf, spricht dieser Heiland, als er, noch völlig Mensch, jedoch ohne Sünde, mit seinen Jüngern zu Tische saß, auf den mit palästinensischem rotem Wein gefüllten Becher weisend: „Ich werde von nun an nicht mehr von diesem Gewächs des Weinstocks trinken, bis an jenen Tag, da ich es neu trinken werde mit euch in meines Vaters Reich“ (Matth. 26, 29).

Was sollen wir weiter sagen? — So hätten wir uns den Auferstandenen nicht vorgestellt; sondern jeder Dichter hätte eine hohe, ätherische, aus Lichtstrahlen gewobene, nichts mehr vom irdischen Essen wollende Gestalt uns vorgeführt! Aber Petrus erkennt und betont die ungeheure Bedeutung dieser Tatsache und spricht: „Wir haben mit ihm gegessen und getrunken, nachdem er aus den Toten auferstanden war“ (Apostelgesch. 10, 41). Und Paulus gründet auf diese leibliche Auferstehung Christi den gesamten christlichen Glauben mit dem Wort: „Wenn Christus nicht auferstanden ist, so ist euer Glaube eitel; ihr seid noch in euren Sünden.“

Welche Inkonsequenz, welche Torheit, einerseits vorzugeben, an diesen mit Fleisch und Bein auferstandenen, essenden und trinkenden Christus zu glauben und dann die ganze himmlische Natur nur als Sinnbilder und Allegorien aufzufassen! Sollen denn dieser mächtige Heiland und Bruder und wir, die wir auch einst wie Er mit Fleisch und Bein auferstehen werden, ewig in Luftschlössern wohnen, in Begriffe uns kleiden, auf bloße

Allegorien hinsitzen und nur fromme Stimmungen und Gefühle essen und trinken! — Das sei ferne!

Zu der herrlichen, ewigen Natur wird diese ewige Ichheit herrliche, ewige Sinne haben, von denen die irdischen einen schwachen Keim in sich bergen. Unsere Sinne liegen in Gott. „Sollte, der das Auge geschaffen hat, nicht sehen, und der das Ohr gemacht, nicht hören?“ Gott schuf das Licht, ehe ein geschöpfliches Auge da war, es zu sehen. „Und Gott sahe (nicht empfand, dachte oder erkannte) das Licht, daß es gut war.“ Also Gott sieht das Licht; Er nannte es Tag und die Finsternis nannte Er Nacht. — Daniel sagt: „Ich, Daniel, aber sahe solch Gesicht allein, und die Männer, die bei mir waren, sahen es nicht.“ Als Johannes im Geist war an des Herrn Tag, spricht er: „Darnach sahe ich, und siehe, eine Tür war aufgetan im Himmel, und die erste Stimme sprach: „Steig her, ich will dir zeigen, was nach diesem geschehen soll.“ Also auch hier ein höheres Sehen im höheren Zustand. — Paulus hatte nicht im dritten Himmel eine ihm bis dahin ganz unbekannte Empfindung, als ob Geistiges ihm auf unbeschreibliche Art mitgeteilt würde, was ja auch denkbar wäre, sondern er sagt mit Bestimmtheit, er habe unaussprechliche Worte gehört, und dies Hören war so sehr ein dem irdischen ähnliches, wenn auch höheres Hören, daß er nachher nicht imstande war zu entscheiden, ob er's leiblich oder geistig gehört habe. Endlich stellt die ganze Offenbarung Schall, Farbe und Licht als durchaus reale Phänomene dar, die in der wahren Welt in erhöhtem Maß vor sich gehen und keineswegs nur irdisch und subjektiv von irdischer und vergänglicher Wahr-

nehmung abhängig sind. Kurz, die ganze Schrift faßt unser Sehen, unser Hören als einen zwar schwachen, unvollkommenen und mangelhaften, aber richtigen und realen Teil eines vollkommenen Sehens, Hörens, Schmeckens usw. auf. Folglich sind auch unser Schall, unsere Wärme, unser Licht Teile von vollkommenem Schall, Licht, und ebensolcher Wärme. Die ganze Schrift tröstet uns nicht damit, daß das, was wir irrtümlich jetzt zu sehen, zu hören, zu schmecken glauben, vergehen werde, um einer vollständig neuen Erkenntnisart Platz zu machen, sondern mit der Verheißung, daß wir einst vollkommen sehen, hören, schmecken und fühlen werden. „Wir sehen jetzt wie in einem Spiegel in einem dunkeln Wort. Dann aber von Angesicht zu Angesicht."

Das himmlische Auge wird sich zum irdischen verhalten wie der schönste Edelstein zu einem trüben Kiesel; aber es wird ein Auge sein, womit der Auferstandene sehen wird. Wir sehen hier wie Maulwürfe; wir werden dort wie Adler sehen. Wie schön ist schon unser Sehen, das Eindringen mit mächtigem Fernrohr in den fernsten Raum, das Entdecken ungeahnter Wunder mit gutem Mikroskop! Das sind nur Spielereien, mit dem himmlischen Sehen verglichen, das nicht bloß von ein paar Erscheinungen des Lichts ein Weniges erfaßt, sondern alle Wunder dieser schönsten Schöpfung Gottes völlig erkennt und genießt, das im feinsten Lichtstrahl Tausenderlei liest, für das es im All nichts Undurchsichtiges mehr gibt, das im Äther die Lichtbilder alles Gewesenen schaut, in der Frucht und in der Blüte die lichten Atome sich zu prachtvollem Bau ordnen sieht, und Millionen von Farben und Nüancen genießt, wo wir kaum einige Dutzende wahrnehmen.

Das himmlische Ohr wird ein Ohr sein, das wirklich hört, das alles hört, was ihm entspricht, was es hören will; — hören

wir doch schon auf Erden in Europa am Telephon, was in Amerika gesprochen wird! — Bald wird es das Säuseln der Lüfte auf entfernten Himmelswelten, bald den Donnergesang der Sphären, bald das unendliche Lied, das von jeder Himmelswelt verschieden und millionenfach aufsteigt, alles Lob und Tun seiner Bewohner zu Gott bringend, hören; und aller Hall ist in den Himmeln Harmonie und Musik, volltönend und klang- und melodienreich; denn Gott ist ein gewaltiger Tondichter.

Wer von dieser Herrlichkeit der himmlischen Ichheit im Geist etwas gekostet, wendet sich mit Unwillen von so unverständigen Fragen ab wie: Werden wir uns wohl im Himmel wieder erkennen? — Wie denken sich denn so Fragende die himmlischen Reiche? Wie einen großen Salon etwa, in dem die Ankömmlinge mit der verlegenen Bemerkung: Habe nicht die Ehre! einander ausweichen, bis Engel die Millionenvorstellung beendet?! — Was sind das für kindische Anschauungen? — Man öffne die Bibel. — Sehen wir je darin, daß ein Engel einen Menschen gefragt hätte, mit wem er spreche, ehe er ihm Gottes Botschaft offenbarte? oder daß die Starken, die gesandt waren, Daniel die Pläne Gottes zu zeigen, sich zuerst erkundigten, ob er wirklich der erste Staatsminister des Königs Darius sei. — Erkannte nicht der reiche Mann aus der Qual den ihm auf Erden unbekannten Vater Abraham und ebenso den früheren armen Lazarus? Hat Petrus nicht den Elias und Moses, die er nie auf Erden gesehen, auf dem Tabor sofort erkannt? — Und haben nicht die Dämonen den doch unter unscheinbarer Menschengestalt verborgenen Sohn Gottes sogleich erkannt? Wenn der erste Mensch, Adam, schon so viel Geistesmacht und Schauen besaß, daß er alle die noch nie gesehenen Tiere sofort trefflich erkannte und passend benannte, wie

vielmehr wird der Selige in hellerem Lichte Wesen und Namen seiner Mitbrüder sofort erkennen!

Ja, nicht um ein Erkennen handelt es sich hier, sondern um ein gegenseitiges blitzschnelles Durchschauen von kristallhellen Persönlichkeiten. Durch und durch, nach Leib, Seele und Geist durchsichtig, wirst du auf der neuen Erde dastehen, und deine Individualität, dein Wesen und Tun klar ausstrahlen, als der sofort Erkennbare, der einst auf der alten Erde der und der war, den und den Namen trug, das und das im Bösen und im Guten tat und das und das nicht tat, obgleich er es hätte tun können; als der, der du jetzt bist und als der, der du noch werden wirst. — Oder glaubst du, daß ein Wesen, das wie die Sonne leuchtet, auch nur einen Augenblick unerkannt bleiben kann? — Im Himmel gibt es keine Personenverwechselung, kein Inkognito und keine Anonymität! Sondern dort trägst du an der Stirn deinen leuchtenden neuen Namen, und diese heilige Hieroglyphe enthält auch deinen einstigen irdischen Namen und das ewige Gesetz deiner Individualität mit und in demjenigen Namen deines Gottes, der auch dein Name ist; denn dein Gott ist der Gott aller Seligen und doch ein anderer, wie dein Himmel ihr Himmel ist und doch verschieden von dem eines jeden anderen.

Ein neuer und wahrer Name, ein Großes! Wir sehen von dieser Größe schon etwas, wenn Gott einem Abram den großen Namen Afra-ham, Vater vieler Völker gibt, oder gar einen Jakob Israel, Sieger Gottes, nennt, und seinen Sohn Jesus, den Retter, — auch ewige Namen. Sollst du dich nicht darnach sehnen, einst nicht mehr Maier und Müller und Braun und Schmidt zu heißen, sondern von Gott einen Namen zu empfangen, den du allein trägst und kennst, deinen ewigen Adelstitel, den mächtigen Logos deiner Kraft und Größe, in dem und

durch den du Wunder wirken kannst und der dir verbürgt, daß du eine eigene individuelle Schöpfung Gottes bist, der in allen Himmeln der Himmel keine zweite gleicht, die von sich ewig sagen kann: Ich bin, der ich bin. Solche Größe der Individualität verheißt seinen Kindern ein Gott, der den tiefsten Wunsch ihres Herzens kennt, ein ewiges Ich zu sein.

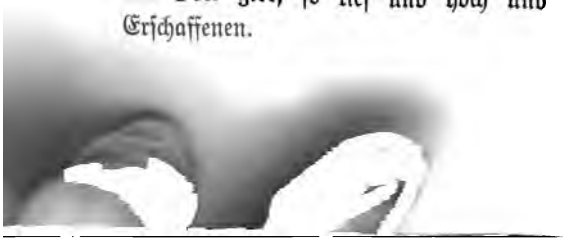
Aber vor allem werden wir uns selbst durchschauen und erkennen. Da wird endlich das innere unheimliche Mysterium unserer Ichheit uns enthüllt, das quälende Rätsel gelöst: Was und wer bin ich? Wie groß ich und mein Reich? und die Ohnmacht dieser Unwissenheit von uns genommen; erste Bedingung eines wahren Seins.

Weit entfernt also, daß wir uns gegenseitig nicht mehr oder nur schwer erkennen sollten, werden wir uns drüben zum erstenmal sehen und erkennen. Denn auf Erden hat noch niemals ein Mensch einen anderen wirklich gesehen noch erkannt. In schweren, dunkeln, uns selbst undurchsichtigen Gehäusen aus Lehm eingeschlossen, die sie schwerfällig bewegt, ist die Seele mit ihrem geistigen Leib uns völlig unsichtbar, so sehr sie sich bemüht, auf wunderbare Art zu den Augen durch den Blick, sowie durch die Symbolik der Stimme und der Gebärden und dadurch, daß sie durch Gesichtszüge sich einen „Ausdruck" zu geben versucht, etwas von ihrem Wesen zu offenbaren. Noch nie hat ein Mann seine Frau, noch eine Mutter ihr Kind wirklich gesehen, geschaut! Welch freudiges Er- und Anstaunen und Bewundern, wenn die ganze lichte, seelische Schönheit der geliebten Seligen uns entgegenstrahlt!

Daraus und aus dem erst dann eintretenden wahren gegenseitigen Erkennen wird sich mit beglückender Notwendigkeit und nach schöner Gesetzlichkeit die neue Gruppierung und Kristallisation der himmlischen Familie, dann des himmlischen Vereins

und des himmlischen Staats in immer größeren Kreisen ergeben. Während hier die Assoziationen des Lebens verworrenes Gestein und Konglomerat darbieten, in dem nur selten schöne gleichartige Kristalle sich zusammenfinden, kristallisiert dort in voller Pracht die von allen unreinen Elementen geschiedene Gemeinschaft der Heiligen zu göttlichen Ehen, ewigen Freundschaften, Vereinen, Nationalitäten, Reichen nach dem von Christo festgestellten Gesetz: „Wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mein Bruder, meine Schwester und Mutter." Also solche, die denselben Willen Gottes, deren es unendlich viele sind, lieben und tun, bilden geistige Familien und Verwandtschaften mit eigenen Gesetzen, die ewiglich zusammen wohnen und miteinander den vollkommenen theokratischen Staat bilden, diese Utopie edler Seelen.

Wie jedes wahre Gesetz, so trägt auch dieses eine ganze Organisation und wie ein gewaltiger Stammbaum seine Verästelung in sich. Jeder Mensch, sagt Swedenborg, ist seine Grundliebe und bleibt diese Liebe in Ewigkeit. In die Himmel kann keine Selbstliebe noch Weltliebe eingehen, sondern nur Liebe zu Gott und zum Nächsten. Aber die Art und Weise, wie diese Liebe sich in jedem Seligen offenbart, ist seiner Individualität angemessen, so daß von keinen zwei gesagt werden kann, sie hätten dieselbe Liebe. So ist die eine, wie schon auf Erden, mehr auf zweckmäßiges Gutestun, die andere auf Erkenntnis des Göttlichen, die dritte auf Liebe und Hingabe an den Erlöser gerichtet usw. Aber dabei ist der Name, den nur Gott und der, dem er ihn gibt, kennt, ein prächtiges Symbol davon, daß es für das Geschöpf eine Gemeinschaft mit Gott gibt, so tief und hoch und innig, wie mit keinem Erschaffenen.



Auch das ist eine falsche, des Christen unwürdige Vorstellung, der Selige vergesse nach dem Tod alles Irdische und schließe sich von demselben ab, damit er durch den Anblick so vielen Leids und so vieler Sünde auf Erden nicht in seiner Seligkeit gestört werde! — Wie menschlich und nicht göttlich gedacht! — Gilt schon auf Erden und mit Recht das Vergessen als Zeichen der Geistesschwäche, so ist dasselbe im Himmel undenkbar. Die von der schweren, die Wahrheit ihr verdunkelnden Lehmhülle befreite Seele kann nichts vergessen. Ihr Tun und ihr Erlebtes, das ist ihr Besitz und Königreich. Ihre Werke folgen ihr nach. Nicht nur Gott und auch Christus, unser Bruder, dem alle Gewalt auf Erden und im Himmel gegeben, sieht noch unendlich mehr Leid und Sünde und ist selig; sondern ebenso die Engel, die mit den Mächten der Finsternis kämpfen und Strafgerichte üben. Diese Geister, ausgesandt zum Dienst derer, welche die Seligkeit ererben sollen, und die sich freuen, wenn ein Sünder Buße tut, sehen Satan im Himmel selbst, wenn er unter ihnen vor Gott tritt, also die Ursache, den Inbegriff und das Urbild aller Sünde und alles Leids, und bleiben selig. — Bei göttlichen Dingen sollen unsere menschlichen Empfindungen schweigen und wir uns vor Gott und seinem Wort beugen. Dasselbe zeigt uns nicht nur den reichen Mann in den Flammen, wie er noch um seine 5 Brüder besorgt ist, „daß sie nicht kommen an diesen Ort der Qual," und sein Anblick stört nicht Abrahams himmlische Ruhe; sondern auch Moses und Elias, wie sie auf dem Tabor von dem bevorstehenden Leiden Christi reden. Und wenn der geliebte Jünger einer großen Stimme folgt, die ihm vom Himmel zuruft: „Steige her!" ist es etwa, um droben Gefilde der seligen Ruhe zu finden, wo der Lärm und Streit der Erde

verstummt und nichts mehr die Seelen stört? Mit nichten! Sondern da kommt er in eine Welt der Macht, des Kampfes, des Gerichts, der steten, seligsten, furchtbarsten Einwirkungen auf diese Erde. Er hört die Seelen der Märtyrer rufen: „Wie lange, Herr, rächst du nicht unser Blut an denen, die auf Erden wohnen?“ Und ihr Verlangen wird als ein berechtigtes erkannt. — Er zeigt uns die Engel und den Chor der Seligen, wie sie den Gerichten Gottes zusehen und sprechen: „Herr! Du bist gerecht, denn Blut von Heiligen und Propheten haben sie vergossen, und Blut hast du ihnen zum Trinken gegeben; sie sind es wert!“; wie sie sich freuen, „daß der Ankläger ihrer Brüder verworfen ist“ und darum beklagen die Erde, „daß er große Wut hat, weil er wenig Zeit hat.“ — Wahrlich, dieses großartige Mittun und Mitempfinden der triumphierenden Kirche im Himmel mit der kämpfenden auf Erden ist christlicher als ein Vergessen alles Irdischen, um nicht in seiner bequemen, selbstsüchtigen Ruhe gestört zu werden! Ein solcher Egoismus ist vielmehr das gerade Gegenteil einer himmlischen Gesinnung; eine solche feige Furcht vor dem Anblick dessen, was doch das, ist das Gegenteil einer Überwindung des Bösen“; ein solches Ignorierenwollen des Tuns und Lassens Gottes in seinem Reich auf Erden und seiner Mitbrüder und Mitkämpfer ist wie der himmlischen Erkenntnis, so auch der Gemeinschaft des heiligen Geistes direkt entgegengesetzt. Steht nicht geschrieben: „Wir sind ein Leib; so ein Glied leidet, so leiden alle anderen mit?“ Soll diese Einigkeit, die Christus den Seinen befiehlt, — „auf daß sie eins seien, wie wir eins sind“ — zwischen seinen himmlischen und den auf Erden weilenden Brüdern aufhören; und das nur zu Gunsten der Ruhe des einzelnen? Wo bliebe da die „Gemeinschaft der Heiligen“?

Freilich erkennt dabei auch jeder, der vom ewigen Wechsel und der Wechselwirkung von äußerem und innerem Leben im Menschen etwas versteht, daß die energischste Teilnahme und das kräftigste Mittun der Seligen bei den Welt- und Kirchenkämpfen keineswegs die Einkehr der Seele in Gott und ihr völliges Vergnügtsein in Ihm allein ausschließt. Richtet der Selige seinen Blick auf die Welt Gottes mit ihren ewigen, noch kämpfenden Prinzipien, so wogt auch sofort in ihm der freudige, siegesgewisse Kampf auf um die große Ehre seines Gottes. Schaut er Gott allein an, so versenkt er sich alsbald so sehr in diesen unaussprechlichen Anblick, daß er gar nicht mehr weiß, daß es irgendwo Kampf und ein Böses gibt. Und zu beidem hat er im Himmel Macht und Zeit.

Die schwächende und weichliche Tragik, die heutzutage sich vielfach unter dem Mantel des Mitgefühls und der Sympathie breit macht, ist meist nichts andres als Unzufriedenheit mit Gottes Weltregierung. Man ergreift im Herzen mehr oder weniger unbewußt gegen ihn die Partei so vieler, wie man meint doch einigermaßen unschuldig Leidender, — während doch jeder Mensch sprechen soll wie der Schächer am Kreuz: „wir empfangen nur, was unsre Taten wert sind“ —; man grollt ihm heimlich als dem direkten oder indirekten Urheber so vielen Elends in seiner Welt: ja, man fühlt eine gewisse Sympathie, oder wenigstens ein Bedauern mit Satan als mit einem Prometheus, den der stärkere Zeus nur kraft des Faustrechts angekettet hat. Man malt sich ihn, wie selbst ein Milton, als einen edlen Verbannten, noch treu den Gefährten seines Falls, noch in seiner Verzweiflung hoher und fast edler Gedanken und großer Ziele fähig, der mit ungebrochenem Heldenmut oder gar mit rührender Wehmut sein unabänderliches Schicksal trägt. — Das ist Lüge. — Es gibt außer Gott keine Tugend, und wie

keine Güte, so auch keine Schöne, keine Treue, keinen Mut, nichts geistig Großes noch Edles, noch Erhabenes, nichts, was im geringsten anziehend oder achtungswert wäre, nichts, woran wir Gefallen haben dürften. Dieses Gefallen an Satan, das ist Empörung und der Sinn Satans selber. Mögen so Gesinnte nicht einst mit Schrecken im Tode gewahr werden, daß dieser Fürst sie als mit unzerreißbaren Geistesbanden einer geheimen Sympathie an ihn gekettete Vasallen reklamiert! — Der Christ, der sich selbst verloren und Gott gefunden, sieht selbst im Bösen nur noch Gottes Gerechtigkeit, wie die Chöre der Seligen bei seinen schrecklichsten Gerichten. So konnten schon auf Erden Märtyrer, die Gottes Zorn in sich und außer sich überwunden hatten, bei brennendem Leibe und beim Anblick ihrer zermarterten Brüder dennoch vor Wonne aufjauchzen.

Das bei furchtbarem Unglück und Schmerz öfters gehörte „Ich kann's nicht mitansehen!" ist nicht bloß Schwäche, sondern zeigt meistens an, daß der so Sprechende in sich den Zorn Gottes noch nicht überwunden hat, daß eine Hefe der Empörung gegen das gerechte Gericht im Grund seiner Seele noch gärt. Du sollst ansehen können alles was existiert; wie willst du sonst „alles überwinden"?

Gottlob! als Selige werden wir keine so sentimentalen Schwachköpfe mehr sein, daß ein bißchen Erdenjammer und Menschendummheit uns gleich aus dem Konzept bringe! Sondern auch darin werden wir Überwinder sein, daß wir wie unser großer erstgeborener Bruder mit leuchtenden Blicken selig zusehen werden, wie ein Kampf entsteht in dem Himmel: „Michael und seine Engel kämpften mit dem Drachen. Und der Drache kämpfte und seine Engel und sie siegten nicht ob" (Offenb. 12, 7). Und wir werden Gott darum preisen. —

Wir werden mit Christo Gericht üben und uns freuen, wenn er die Kelter des Grimms Gottes tritt (Jes. 63, 3 und Offenb. 19, 15); ja, er wird uns als Lohn geben, wie er, in Gottes Macht, die Nationen mit eiserner Rute zu weiden und sie zu zerschmeißen wie Töpfergefäße" (Offenb. 2, 27). — Und erst wenn der allmächtige Gott das Reich eingenommen hat (Offenb. 19, 6), werden wir uns eines himmlischen Lebens im ewigen Frieden ohne Kampf erfreuen können!

Die ewige, himmlische Natur, in der wir ewig selig sein sollen, ist die am Anfang von Gott geschaffene Urnatur, davon der Garten Eden ein Stückchen auf Erden war. Das zeigt die Vergleichung des ersten Kapitels der Bibel mit den letzten. Am Schluß derselben erneuert Gott diese Natur und reinigt sie von der Sünde; Johannes hört ihn das große Wort der „Erneuerung" aller Dinge, nicht aber neue Schöpfungsworte aussprechen, denn er braucht nicht auf der neuen Erde Luft und Berg und Pflanze zu schaffen; sie sind in der paradiesischen und ewigen Welt schon da, und der Schächer wandelt jetzt unter demselben Lebensbaum wie einst Adam und wie einst auch wir. Oder glaubst du, ein Baum des Lebens könnne welken und verdorren?

Ob in der Hölle auch hölliſches Gewächs mit giftiger Frucht und aſcheerfüllten Sodomsäpfeln ist, sagt die Schrift nicht; wohl aber erwähnt dasselbe Buch, das von den himmlischen weißen, roten, schwarzen und fahlen Pferden spricht, auch als ihren Gegensatz hölliſche Wesen, gekrönte Heuſchrecken mit Weiberhaaren und Skorpionenſchwanz- und ſtachel (Off. Kap. 9, 3—11), Geister wie Frösche des Abgrunds (Kap. 16, 13),

Rosse mit Löwenköpfen und Schwänzen wie Schlangen (Kap. 17, 19). Woher käme auf Erden so manches Gewürm des Schlamms, das uns mit Widerwillen und Abscheu erfüllt, wäre es nicht Abbild und Bildung einer teuflischen Schöpfung, die auch menschliche Kunst und menschliche Dichtung von jeher geahnt und oft dargestellt hat. Ewiges, scheußliches Gewürm, unsterbliche Mißgeburten, Bestien der Hölle, deren Ausfluß und Bild auf Erden Tiger und Hyänen, Giftschlangen und Skorpionen sind! Ewig werden sie anfallen und zerfleischen, und mit Giftstachel peinigen; — „und ihre Qual ist wie die Qual eines Skorpions, wenn er den Menschen schlägt; und die Geschlagenen werden den Tod suchen, und nicht finden!“ — Die Hölle ist die ewige Unnatur.

Schön zeigt die Bibel das Entsprechen der ewigen Natur mit der Urschöpfung. Einst sprach Gott: Es werde Licht! Dort heißt es: „Und die Stadt bedarf keiner Sonne, noch des Mondes, daß sie scheinen; denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm.“ Wohlzumerken ist mit diesem nur der Stadt, nicht den Nationen gegebenen Versprechen keineswegs geleugnet, daß wie es eine neue Erde geben wird, so auch eine neue Sonne und ein neuer Mond in dem neuen Himmel prangen werden, ja, daß diese auch wieder zu Zeichen der Zeit dienen werden, gemäß dem Wort vom Lebensbaum: „Er wird alle Monate seine Frucht bringen“ (nicht alle Jahre). Andrerseits erinnert dieses Wort daran, daß einst, während der drei ersten Schöpfungstage, die Erde auch ohne Sonnen- und Mondbeleuchtung bestand.

Damals schied Gott die Wasser von unten von den Wassern von oben, und es entstanden Ströme und Meere. Einst werden auf der neuen Erde auch Ströme des lebendigen Wassers fließen; jedoch soll das Meer nicht mehr sein, diese dunkle

Tiefe, die so viele Tausende schon verschlungen, vielleicht als ein Überbleibsel der vernichtenden Sintflut, mit ihren Gebieten des Abgrunds, wo in ewiger Kälte, in ewiger Finsternis und ewigem Schweigen unheimliche Wesen einander verfolgen und töten.

Am dritten Schöpfungstag entstanden die Berge. Auf der neuen Erde zeigt der Engel dem Apostel einen großen und hohen Berg (Off. 21, 10). Gibt es auf Erden kaum etwas Erhebenderes, als Gottes Gebirgswelt, die Alpen der Schweiz oder die kühnen Pyrenäen, zu durchwandern und jauchzend zu genießen, so hat der Gott, der sie geschaffen, auch seine Freude daran. Sicherlich hat er auch in seinen Himmeln Gebirge der Ewigkeit geschaffen, vor denen Alpen und Himalaya wie Maulwurfshaufen sich ausnehmen, Aussprüche seiner Macht und seiner Höhe, seiner Festigkeit und seiner Unerschütterlichkeit. „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt!"

Dann ließ Gott allerlei Pflanzen und Bäume wachsen, und der herrlichste von allen war der Lebensbaum im Paradies. Auf der neuen Erde wird nicht bloß ein Lebensbaum, sondern es werden viele Lebensbäume auf beiden Seiten des Stroms, diesseits und jenseits, wachsen und Früchte bringen (Off. 22, 2).

Auch im Himmel ist Gott ein Gott der Pflanze und der Blume, freut sich ihrer Farbenpracht, ihrer unendlichen Formen, ihres wunderbaren inneren Baus, ihres geheimnisvollen Samens, und ihres so zarten Lebens und der Freude, mit der sie Lichtstrahlen und Tautropfen trinkt. Auch er sieht, wie wir durch das Mikroskop, nur unendlich besser, den prachtvollen Bau der Blüte, die elfenbeinernen Säulen, auf denen silberne Körbe voll goldener Kugeln schweben, und die lebendigen Rubinen und Smaragden, aus denen sie sich aufbaut. Und der himmlischen

Pflanze und der Blume werden wir uns noch ganz anders als je der irdischen erfreuen dürfen.

Am fünften und sechsten Tag schuf Gott Fische, Vögel, Landtiere. Im Himmel sieht Johannes Pferde, weiße, rote, wie schon Elias von feurigen Rossen entführt wurde. Also auch in den Himmeln Tiere? Warum nicht? Hat nicht Gott sie geschaffen und auch sie „sehr gut" genannt? und kann er nicht auch sie von dem Aussatz der Sünde reinigen? Wandelten sie einst unter den Bäumen des ersten Paradieses, warum nicht auch im zweiten, welches dasselbe ist? Wenn weiße Pferde dort sind, warum sollen nicht auf der neuen Erde weiße Tauben nisten unter den mächtigen Ästen der wie Lorbeeren ewig grünenden, prächtige Blüten tragenden Bäume, die ihre Kronen hoch in der blauen Paradiesluft wiegen, an denen nimmermehr ein dürres Ästlein, noch ein welkes Blatt. Warum sollen nicht aus diesen Blüten große, prächtig schillernde Schmetterlinge und feurige Kolibris paradiesischen Nektar trinken? Warum soll nicht auf der ewig blumigen Wiese ein seliges, singendes, jauchzendes Kind mit dem starken goldmähnigen Löwen und dem schneeweißen Lamm spielen! — Auch hier müssen wir unsre kleinlichen, menschlichen Anschauungen beiseite legen und auf Gottes Wort schauen. Wenn Jehova so vielfach auch diesen Tieren seinen Segen verheißt und sich ihrer Erschaffung freut und ihrer sich erbarmt (s. Jonas 4, 11); wenn er durch Prophetenmund selbst wilden Tieren verheißt, auch sie werden einst nicht mehr Böses tun, sondern Gras fressen wie das Lamm und ein Kindlein werde sie führen: wer sind wir, um diesem Gott zu verbieten, diese *seine* Geschöpfe auch auf den unzähligen Lichtwelten der Himmel, auch auf der neuen Erde, ewig leben zu lassen?

Endlich schuf Gott einst den Menschen; auf der neuen Erde aber werden Menschen und Nationen und Könige sein;

und vom Baum des Lebens heißt es: „Und die Blätter dienen zur Gesundheit der Nationen“ (s. auch Ezech. 47, 12), also ein Unterschied zwischen den Herrschenden, denen, die überwunden haben, mit Christo regieren, und welche die Früchte des Baums genießen, und den Untergebenen, für welche die Blätter heilsam sind. Und das Dasein dieses Menschen wird endlich ein normales, ein menschenwürdiges sein. Zur Freiheit ist er geschaffen, und frei wird er sein; er hat Herrscheranlagen, und er wird herrschen; er möchte alles richten, alles genießen, alles können, und das wird ihm in Gott gewährt. Er ist für das Glück, nicht für das Leid geschaffen; und dort wird Glück ohne Leid sein. Er ist zum Lachen und zur Freude da; und „sein Mund wird voll Lachens sein“. Triumphierende, ewig auf- und überwallende Freude, das ist die Atmosphäre der ewigen Natur, das ist die Signatur der Himmel, das ist Gottes Charakter.

Als ein durch 6000jähriges Mühen Erworbenes und auch durch das Blut Christi Gereinigtes, als ein Gewinn der irdischen Existenz und ein Fortschritt in der menschlichen Entwicklung, werden uns auf der neuen Erde Kleider, Wohnungen und Städte verheißen, welche im ersten Paradies nicht zu finden waren. Auch diese werden durch göttliche Worte zu Gesetzen der himmlischen Existenz erhoben: „Sie werden mit mir wandeln in weißen Kleidern“; „auf daß sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten.“ Von den Gesetzen der irdischen Existenz werden dort nur der Tod und die geschlechtliche Fortpflanzung aufgehoben, wie beide ursprünglich im Paradies nicht vorhanden waren. Während es aber beim ersten Paradies hieß: „Von jeglichem Baum des Gartens sollst du freilich essen, aber vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen, davon sollst du nicht essen; denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben“

(1. Mos. 2, 16 u. 17), so heißt es von der neuen Erde: „Und es wird kein Bann (Fluch, Verbot) mehr sein.“ Wo aber kein Verbot mehr ist, ist auch keine Versuchung, keine Sünde, keine Möglichkeit des Ungehorsams, des Falls mehr. Die erlöste Seele kann und darf in Gott alles tun. Spricht Gott im Paradies, „daß Adam nicht ausstrecke seine Hand und breche auch von dem Baum des Lebens und esse und lebe ewiglich“, so verheißt er auf der neuen Erde: „Dem, der überwindet, dem will Ich zu essen geben von dem Baum des Lebens, der in dem Paradiese Gottes ist.“ — Der Löwe aus Juda hat die 7 Siegel, mit denen das Buch Gottes, die äußerliche und die innerliche, die leibliche und die geistige Schöpfung gefesselt war, gebrochen.

Diese Seligkeit wird uns droben nicht wie ein Mäntelchen umgehängt, sondern sie muß nach großen, göttlichen Gesetzen aus uns herauswachsen; und drüben wächst nichts, wozu nicht der Keim hier gelegt wurde. Wohl steht geschrieben: „Aus Gnade seid ihr selig geworden; . . . . Gottes Gabe ist es.“ Aber dieser Gott will, daß zur Erhöhung dieser Seligkeit wir auch mittun. Und nicht Geringes verlangt er von uns! „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es behalten.“ Sein Leben verlieren! ein furchtbares Wort; denn was habe ich sonst? Das ist mein einziges und mein alles; mein Denken und mein Tun, mein Lieben und mein Hassen und mein Sein! Und das alles soll ich fahren lassen, dreingeben, verlieren, ja, „mein eignes Leben hassen“ und nur noch ein Totes sein, nichts mehr haben, nichts mehr wollen, nichts mehr wissen, nichts mehr können! — Ich soll immer wieder alle kräftig grünenden, wilden Schößlinge an meinem Naturbaum abhauen, damit das kleine, edle Pfropfreis allen Saft an sich ziehe? — Das ist ein lebenslänglicher Kampf, ein immerwährendes Bluten alter Wunden.

Aber wer sein Leben „verliert“, der wird es im Himmel tausendfältig „wiederfinden“. — Und hast du hier diese Welt, diese Natur dir angesehen und daraus ein weniges der Gesetze Gottes und seiner Größe erkannt, so richte hinauf das Angesicht, und wirf die Krücken weg; Gott will dir Flügel schenken und dir seine ewige Natur zeigen, eine unendlich höhere Offenbarung seines Denkens und seiner Herrlichkeit.

Das Leben in dieser himmlischen Natur wird das Produkt und die Frucht der immer vollkommeneren Entsprechung des Göttlichen in uns mit dem Göttlichen außer uns und mit Gott selber sein, bei Wegräumung gottesseits und unsererseits alles dessen, was auf Erden dieses Göttliche in uns und das Anschauen dieses Göttlichen außer uns verdunkelte. Seine Gesetze werden eine völlige Übereinstimmung der himmlischen Natur mit dem himmlischen Menschen bewirken. Hier unten bleibt die Natur, die Schöpfung, bei aller Sympathie und Bewunderung, die wir für sie von Zeit zu Zeit empfinden, ein uns Fremdes. Der perlende Tropfen und das Moos und der Fels und der hohe Baum, der Vogel in der Luft und das Fischlein im Grunde, sie stehen da und leben für sich, wollen wenig oder nichts von uns; sie sagen uns nicht, was und wie sie sind, nicht das Warum ihres Daseins; und doch sind wir alle Geschöpfe eines Gottes, und leben in einer, in seiner Welt! Drüben wird es anders sein, und die himmlische Natur wird dir bis ins Innerste entsprechen. Dort wirst du es nicht nur erkennen, sondern durch alle Fasern deines auferstandenen Leibes empfinden, daß das Wasser, das schon hier das notwendige Element alles Wachsens und alles Lebens war, wirklich ein göttliches Wasser des Lebens ist; daß, so fremd hier das Wort dir klingt, der Fels wie hier ein Bild, so dort ein Gebilde ist des starken, auch den himmlischen Stoff fest zusammenhaltenden Glaubens; davon schon hier der Ahnende

spricht: ich glaube es felsenfest, — Warst du auf Erden stark und mutig im Glauben, so wirst du drüben auf kühnen, weitschauenden Felsen der Ewigkeit, in reiner Luft und hellem Licht, wie ein Adler Gottes horsten. Warst du dabei kampffreudig, so darfst du dich jauchzend tummeln in der kristallschäumenden Woge, wie sie zu eigener Freudigkeit und Offenbarung am Felsen sich bricht und braust. — Hast du das Gute geliebt und gesucht und Früchte für andere getragen, so werden mächtige Obstbäume des Himmels, Granatäpfel und Feigen und Trauben des Hohenlieds deine Wohnung beschatten, und aus ihrer Fülle darfst du viele erfreuen. — Warst du ein Säemann Gottes, so werden um dich deine reifen Erntegefilde wogen und himmlisches Brot die Menge dir und den Deinen geben; oder warst du ein Prophet, der tiefen Mysterien nachging, so wirst du dich je und je in die große purpurne Horebs-Höhle zurückziehen, wo Gott vorbeizieht, und du darfst ihn schauen. — Hast du auf Erden als Beamter Gottes das dir anvertraute Pfand zum Wohl und Frommen deiner Mitmenschen verwaltet, so darfst du auf dem geometrisch-hierarchisch aufgebauten Rathaus der auf ewigen Gesetzen gegründeten himmlischen Hauptstadt ferner das Gesetz verwalten, und dich der neuen und trefflichen Ordnung der Dinge freuen, „da Friede die Frucht der Gerechtigkeit sein wird." — Hast du einst Wahrheiten gesucht und erforscht, so wirst du mit Gesinnungsgenossen unter dichten Laubgängen von hochgewachsenen, ewig grünenden Lorbeeren und Myrten lustwandeln, Reden der Wahrheit wechselnd, wie einst in schwachem Abbild die alten Weisen, die es ahnten, daß die immergrünenden Bäume Gottes seine Wahrheiten sind. — Warst du ein kindlich heiteres, unschuldiges Gemüt, so wirst du unter den schönsten Blumenbeeten, Laubgängen und schattigen Lauben mit seligen Kindern dich ergehen; denn Kind, Blume und Paradies-

garten entsprechen einander in Gott. — War dein irdisches Trachten nach der Heiligkeit gerichtet, ohne die niemand Gott schauen wird, so wirst du auf verklärtem Gipfel zwischen himmlischen Lilien und Palmen der Ewigkeit in heiligem Licht wandeln. — Und unendlich wird die Mannigfaltigkeit der himmlischen Entsprechungen sein, so unendlich wie die Geschöpfe Gottes und ihre Gaben.

Noch mehr wird deine himmlische Wohnung die Sichtbarkeit deiner Ichheit, deiner Liebe, deines Tuns sein. Ob kristallhell, durchsichtig, wie Edelsteine funkelnd als ein Ausdruck und Ausfluß und eine Wirkung deines klaren, lichten Denkens; ob ewig unentwegt in himmlischem Granit und Goldbronze festgegossen, eine unbezwingliche Burg Gottes, die von Gott deiner Seele zugesprochene Festigkeit aussprechend; ob als feierlicher und hehrer Tempel, ein Bild und eine Folge deiner Andacht; ob mit weiter, freundlicher Halle, langem Tisch und offenen Toren, ein Abbild und eine Wirkung deiner Gastfreundlichkeit und Freude an der Gemeinschaft der Heiligen, darin du auch Engel bewirten darfst und himmlische Gespräche mit ihnen führen: diese Wohnung wird deiner Seele und ihren Kräften völlig entsprechen, wird mit ihrem ewigen Spiel sich ewig vergrößern und schmücken; war das doch in unendlich schwachem Bild schon auf Erden der Fall!

Und in dieser deiner ewigen Hütte darfst du diejenigen aufnehmen und erquicken, die einst auf Erden dir Gutes taten; darfst den Reinen reines Wasser des Lebens, dem nach Geisteskraft Dürstenden Saft des himmlischen Weinstocks, und allen deine und Gottes Früchte und himmlisches Brot, Trieb und Kraft zum Guten vorsetzen, wie einst der müde Elias kraft solchen Brots den langen Weg durch die Wüste vollführte; davon schon hienieden im Bilde der Mensch spricht: „Das ist

mein Brot!" Und hoch und wonnig wird dabei euer Lobgesang erschallen von dem Erlöser und von dem Vater, wie Er so treu und gut ist und euch verlorene Söhne wieder in sein Haus aufgenommen hat, und wie ihr alles ererben dürft!

Denn wie auf Erden von jeher, bei den Ägyptern und Assyrern und Griechen und Römern und beim Volk Gottes das Höchste und Größte, das Erhabenste und Freudevollste war, wenn das ganze Volk mit dem Starken, dem König, von seinen Ministern und Helden umgeben, Gott seine Huldigung brachte, so wird in den Himmeln der Gottesdienst das Höchste und Herrlichste sein und die Blüte der himmlischen Existenz bilden. Nach den himmlischen Gesetzen der nach der Siebenzahl sich abrollenden Zeiten wird der Ruf der Priester durch die Himmel erschallen: Adeste, fideles! und jauchzend werden die Heiligen sich sammeln. Sie alle, die auf Erden Ihn liebten, die unzählige Schar aus großer Trübsal; die Märtyrer alle, im Schmuck ihrer Wunden, seine Legionäre; die wahren schwertumgürteten Tempelritter mit dem roten Kreuz auf der Brust; die gottergebenen Barfüßler, die den Weltreichtum verachteten, die keuschen Nonnen, die ihn zum Bräutigam wählten, die Kinderseelen, die hienieden mit hellen Stimmchen zu ihm beteten, die 144000 Reinen, seine Leibwache, in schneeweißer Leinwand, sie alle werden in Reih und Glied, von den Fürsten des Geistes, von ewigen, gekrönten Königen und Priestern in heiliger Tracht geführt, antreten und die große weiße Rose der Seligen bilden, die der Sänger einst im Geist geschaut. — Und leuchtet Er plötzlich hervor, wie aus lichtem Gewölk die Sonne, und spricht mit dem die Seelen beseligenden Blick; „Friede sei mit Euch!" so heben die seligen Millionen Haupt und Hände, die leuchtenden Blicke und die blitzenden Schwerter empor, und es braust ihm der die Himmel erschütternde Ruf entgegen: Ave! Christe

Imperator! — Und es wogt durch das Weltall das große Lied der Erlösten, vom Donner der goldenen Harfen begleitet: „Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig zu nehmen Kraft und Reichtum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob!“

Die kreatürlichen Himmel der Himmel sind die wahre Natur. Diese himmlische und ewige Natur bildet ebensosehr in den Himmeln der Himmel die Basis und den Unterbau für das höhere Seelen- und das höchste Geistesleben, wie auf Erden die irdische Natur. So schuf Gott die Erde, richtete sie zum Wohnsitz ein und stellte dann erst sein Ebenbild in sie hinein. So muß der Christ zuerst als Mensch existieren, ehe er sich bekehrt. So bildet auch in Ewigkeit das große von allen Geschöpfen gesungene Lied der Schöpfung: „Herr, du bist würdig zu nehmen Preis und Ehre und Kraft; denn du hast alle Dinge geschaffen und durch deinen Willen haben sie das Wesen und sind geschaffen!“ die notwendige Basis für das speziellere, von den Erlösten gesungene Lied der Erlösung und dient diesem als Grundton. — Wir Christen vergessen zu sehr, dasselbe auf Erden schon anzustimmen und Gott den Schöpfer zu preisen.

Aber haben wir mit dieser Betrachtung der himmlischen Natur das Wesen des Himmels selbst und seine Wesenheit erfaßt? Nun und nimmermehr! Sondern nur ein weniges von seiner Leiblichkeit, seiner äußeren Erscheinung und ihren schönen Gesetzen. Wie schon Christus spricht: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch!“, so ist der Himmel vor allem ein Innerliches und besteht zuerst in einem alles irdische Denken

übertreffenden, unaussprechlichen Frieden, der Frucht der vollbrachten Versöhnung mit dem Vater durch den Sohn. Sodann ist es ein Leben von so ungeheurem Ernst und von solcher Tiefe, von so unfaßbarer Kraft und Macht, von so strahlendem Licht und so gewaltiger Majestät, daß unser Denken dazu unzulänglich ist. Wo dieser Himmel in der Bibel sich öffnet, fällt betäubt und kraftlos selbst ein Daniel nieder, „ganz erzitternd" ein Paulus, oder wie tot selbst ein Johannes. Für den natürlichen Menschen ist der Himmel ein geistiger Orkan, der sein kühnstes Denken und sein stärkstes Tun wie Sommerfäden zerreißt, ein siebenmal glühender Hochofen, der sein fleischliches Wesen wie Stoppeln verzehrt, eine lebende Flamme und ein strahlendes Licht, das irdische Augen mit augenblicklicher Blindheit schlägt, ein brausendes Leben, vor dem irdische Existenz nur eine starre Leiche. Für den, der nicht den Himmel in sich hat, ist der Himmel eine versengende Lohe, vor der er entsetzt in die äußerste Finsternis und tiefste Hölle flüchtet; und die furchtbare Frage des Propheten: „Wer wird bei den ewigen Flammen wohnen?" ist ebenso wahr von der lichten, reinen, Ungöttliches vernichtenden Liebesflamme Gottes wie von der düsteren, wütenden, die Seele der Bösen versehrenden Glut der Gehenna. Denn **Gott** ist der Himmel. Daß wir von Ihm abfielen, das ist die Qual alles Irdischen; deshalb weint die Schöpfung, weil sie Allvaters Ungnade über sich fühlt, deshalb gehen wir so besorgt und gramerfüllt, so furchtsam und so ängstlich umher. Daß wir in Gottes Zorn leben, das fühlen wir, auch wenn der Mund lacht, und wie erst, wenn die Stunde kommt, wo wir vor dem Erzürnten stehen und ihm Rechenschaft geben müssen? — Welche unaussprechliche Himmelswonne, wenn wir es einst völlig empfinden dürfen: der Vater ist versöhnt; der Allwissende und Allsehende sieht und findet meine Schuld nicht mehr; er weiß

nichts davon, daß ich einst ein elender, frecher Übertreter seiner Gebote war. Er faßt mich in seine Vaterarme und spricht: Ich will dich trösten, wie einen seine Mutter tröstet! Was du willst, das soll geschehen; „ehe du rufst, will ich antworten" und über Bitten und Verstehen dir tun und schenken, daß du ausrufen wirst: Vater, es ist genug! ich ertrage die Seligkeit nicht! — **Mein Gott!** Dieser auf Erden so oft aus gepreßter Brust, mit gerungenen Händen ausgestoßene Seufzer der Seele und das größte Wort, das ein Mensch aussprechen kann, es wird droben zum seligsten, unaufhörlichen Jauchzen der Seele, zum Inbegriff aller Seligkeit. „Sie werden Gott schauen!" Und dieses Anschauen wird das Unaussprechliche sein, das, was kein Auge geschaut, kein Ohr gehört, was in keines Menschen Herz gekommen ist, das Gott denen bereitet hat, die ihn lieben. Das Anschauen dieser Sonne ist ewiges Leben. Dann werde ich das große Geheimnis erfassen und ewig erleben, in mir vollendete Ichheit und mächtiges Lebenszentrum zu sein, und doch nur in Gott und durch Gott zu leben. Ichheit und Gottheit haben sich gefunden. Schaue ich **Gott** an als den Gott der Kraft, so werde ich von solcher Kraft durchströmt, daß mein Arm Felsengebirge und die Macht der Hölle zerschmeißen kann. Schaue ich **Ihn** an als den Gott der Wahrheit, so liegt sein Weltall vor meinem Geist wahr und licht und klar da, und sonnenhell wird mir das Wie und Warum aller Dinge, und das Sein und Denken aller Wesen. Schaue ich **Ihn** an als den Gott der Schönheit, so wird meine Seele in ewige und unfaßliche Schönheiten entzückt. Schaue ich **Ihn** an als Schöpfer: alsbald kann auch ich Welten schaffen, und der ewige Vater lacht freudig ob meinem Tun. Schaue ich **Ihn** an als den Gott der Liebe, so erglüht meine Seele in solcher Liebe, daß ich in ihr zu vergehen meine. „Zu deiner Rechten ist eine

Sättigung der Wonne ewiglich!“ — Daß dieser **mein Gott** das Licht ist, in dem himmlische Welten strahlen, **Er** die Kraft, die sie belebt, **Er** die Liebe, die sie durchglüht, daß **Er** sich mir im Wasser des Lebens zu schmecken, in den Früchten vom Baum des Lebens sich mir zu essen gibt, das macht den Himmel zum Himmel! **Er** ist mein! **Ich** bin sein! Hallelujah!

Und ferne dehnen die Äonen
Sich ungemessen vor mir aus;
Sie alle darf hindurch ich wohnen
Im großen, schönen Vaterhaus!
Es lacht vor mir nicht nur die Zeit,
Es lacht die ganze Ewigkeit!

(Reiff.)

So sind wir am Ziel unserer Wanderungen durch die Natur angelangt.

In einem ersten Band sahen wir, daß von einem Fortschritt nur in Gott die Rede sein kann, und wir besprachen die Grenzen der Wissenschaft und die Ohnmacht der materialistischen Weltanschauung.

Im zweiten Band haben wir uns das göttliche Gesetz in der Natur angesehen und dabei erkannt, daß wir nur im Gesetz und kraft des Gesetzes existieren, und daß folglich jede Empörung gegen dieses Gesetz selbstmörderische Torheit ist.

Endlich fanden wir in diesem dritten Band hinter dieser Vergänglichkeit und allen Formen des Seins eine unvergängliche und ewige Natur, und erkannten, daß diese ewige Natur der Himmel ist.

Haben diese nicht direkt unter die übliche Kategorie des Erbaulichen fallenden und dazu unvollkommenen und unvollständigen Darstellungen einen wirklichen Wert für unser Seelenleben, und können sie uns zu einem Wachsen und Zunehmen am inwendigen Menschen in Christo verhelfen? — Nein! wenn sie nur als mehr oder weniger interessante Ansichten aufgefaßt werden. — Ja! wenn daraus und dadurch Gott uns immer größer wird und wir uns immer kleiner werden, wenn dabei die Erde uns immer mehr zu einem Vergänglichen erblaßt,

der Himmel aber immer mehr zu einer wahren, reellen und ſubſtantiellen Heimat wird, nach der wir von immer ſtärkerem Heimweh ergriffen werden, dieſem ſicheren Zeichen, daß wir in den Himmel gehören und einſt in den Himmel kommen werden. — Das walte Gott!

Druck von Velhagen & Klaſing in Bielefeld.

In demselben Verlage sind erschienen:

Naturstudium und Christentum. Von F. Bettex. Neunte Auflage. Preis in elegantem Kalikoband 4 Mark.

Natur und Gesetz. Von F. Bettex. 11. und 12. Tausend. Preis in elegantem Kalikoband 5 Mark.

Urteile der Presse über die Bücher von Bettex.

Naturstudium und Christentum.

„Ein herrliches Buch voll idealen Schwungs, durchweht vom warmen Hauche persönlicher Frömmigkeit und Ehrfurcht vor dem Worte Gottes, ein Buch, das die Jungen begeistert und die Alten erquickt; ein Buch, das Gründlichkeit der Forschung mit Eleganz, Lebhaftigkeit und Plastik der Darstellung aufs glücklichste verbindet; ein Buch, in dem neben einem tiefen Ernste und dem heiligen Eifer um das Beste, was Christen besitzen, doch die Quelle frischen Humors, treffenden Witzes und feiner Ironie lebendig sprudelt — kurz ein Buch, das man von Anfang bis zu Ende lesen muß, da es auf jeder Seite fesselt, nirgends langweilt. Was uns der Verfasser hier in fünf Kapiteln: Fortschritt? — Evolution und moderne Weltanschauung — Christliche Naturforschung — Wissenschaft — Materialismus — bietet, zeugt von seiner ganz ungewöhnlichen Belesenheit auf den hier in Betracht kommenden Gebieten und einer seltenen Gabe glänzender, volkstümlicher, überzeugender Darstellung, selbst wo es sich um die schwersten Probleme der Wissenschaft handelt. Überwältigend erscheinen uns die im dritten Kapitel entwickelten großartigen Anschauungen und vernichtend für die Anmaßung einer immer hochmütiger sich gebärdenden und doch so öden, widerspruchsvollen materialistischen Wissenschaft die Zeugnisse, die er in den beiden letzten Kapiteln aus den Reihen ihrer eigenen Jünger, wie der namhaftesten Gelehrten gegenteiliger Richtung vorbringt. Wer ‚Naturstudium und Christentum' mit aufmerksamen Sinnen und ohne Voreingenommenheit studiert, der wird daraus einen tiefen Eindruck von der Herrlichkeit und dem ewigen Wahrheitsgehalt des Christentums bekommen."

Literaturblatt der Deutschen Lehrerzeitung.

„Wer das Buch in die Hand nimmt, wird es auch zu Ende lesen und es mit dem Eindrucke weglegen, daß er nichts Unbedeutendes oder Wertloses gelesen hat. Gleich der erste Abschnitt: ‚Fortschritt?' ist so originell und frisch geschrieben und an wertvollen Gedanken so reich, daß er unser besonderes Interesse rege macht. Der pharisäische Gedanke: ‚Wie herrlich weit haben wir es doch gebracht!' wird da sehr gründlich bekämpft. Wenn wir auch manches einseitig beurteilt finden, so scheiden wir doch von der Lektüre dieses Abschnittes mit der Befestigung unserer Einsicht, daß alles irdische Streben der Menschen nach Vervollkommnung wertlos ist, wenn nicht der innere Mensch sich vervollkommt, und daß alle so schön ausgesonnenen idealen Gesellschaftszustände Traumgebilde bleiben müssen, wenn nicht die Menschen besser werden und das Reich Gottes nicht in den Herzen zur Entfaltung kommt."

Christliche Welt.

Natur und Gesetz:

Endlich eine originale, neues Licht gebende Schrift in dem düsteren Nebel der heutigen Literatur. In der vorigen Nr. bemerkten wir, daß die Lehren von der Schöpfung und Weltregierung (Vorsehung) Gottes zu den dürftigsten der bisherigen Dogmatik gehören. Diesem Bedürfnis kommt die Bettexsche Schrift entgegen mit dem in spannender, gedankenreicher Darstellung gegebenen Nachweise: daß die Schöpfung uns den Schöpfer (sein Wesen und Ordnungen) kennen lehrt; daß sie in sich das Gesetz enthält und selbst das Gesetz ist, wonach wir leben müssen, um zu leben, ja, daß sie schon in sich den Keim desjenigen Gesetzes enthält, nach dem wir einst droben leben werden.

Es ist eine Apologie, wie wir seit Pascal keine gehabt haben: denn die apologetischen Schriften unseres Jahrhunderts (Naville, Luthardt, Zetschwitz u. a.) waren nur Ausführungen der Pascalschen Gedanken. Bettex aber macht sich die ganze, erst in unserer Zeit aufgeschlossene Naturwissenschaft mit einer Fülle mannigfaltiger Bilder und einer reichen Lebenserfahrung und Menschenkenntnis dienstbar, um die Schöpfungsgesetze in der Natur und im menschlichen Organismus zu zeichnen. Seine Schrift ist eine neue Gesetzespredigt.

Haben wir dies Buch eine neue Apologie und eine wissenschaftliche Gesetzespredigt genannt, so gibt es in dem Kapitel über den „Menschen" auch die Grund-

lage einer rechten „Seelenlehre“. Hegel mußte eingestehen, daß die Psychologie seit Aristoteles keinen Fortschritt aufzuweisen habe, und die theologischen Versuche, eine solche aus einzelnen Schriftworten zu konstruieren (Delitzsch u. a.) haben uns nicht weiter gebracht. **Kirche der Zukunft.**

Durch sein im vorigen Jahre veröffentlichtes Buch „Naturstudium und Christentum“ hat der Verfasser mit einem Schlage die gebildete christliche Leserwelt erobert und davon binnen Jahresfrist eine zweite Auflage veranstalten können. Er läßt diesmal eine neue Arbeit folgen, die ebensoviel Freunde finden wird wie die erste. Better ist ebenso ein Kenner der Natur wie der Offenbarung. Die Ordnungen beider Gebiete erkennt er an, wo sie wirkliche Realitäten sind; ihre Gesetze festzuhalten und durchzuführen, ist ihm Gewissenssache. Das macht seine Ausführungen so lehrreich, daß er nirgends furchtsame Konzessionen oder falsche Kompromisse macht, sondern unerbittlich auf Beobachtung des göttlichen Willens hält. Unserer Zeit, die alle ihre Erscheinungen über die gewiesenen Grenzen hinausgehen sieht, kann gar nichts Heilsameres gegeben werden als ein Buch, das so geistreich und so unerbittlich die Grenzen und Schranken der menschlichen Natur, der männlichen wie der weiblichen, zu beobachten zwingt. In fünf Kapiteln: Naturgesetze, Erde und Organismen, Der Mensch, Mann und Weib, Der Geist — führt der Verfasser seine Gedanken aus, die im höchsten Maß eine Apologie der biblischen Gottes-, Lebens- und Weltanschauung zu heißen verdienen. **Deutsche Evang. Kirchenzeitung (Stöcker).**

Symbolik der Schöpfung.

Dieses neueste Geisteserzeugnis des geistvollen Stuttgarter Naturphilosophen hat uns noch mehr angesprochen als seine beiden Vorgänger. Und wir glauben, daß auch andere so urteilen werden. Sowohl ihrem Ideengehalt wie ihrer Darstellungsform nach gibt die neuere Arbeit ein Gereiftsein des Verfassers über das frühere Maß seines Könnens hinaus zu erkennen. — Es ist eine Weltanschauung aus einem Guß, durchtränkt mit biblischen Gedanken, getragen von echt christlicher Begeisterung und durchglüht von edlem, gerechtem Zorn wider die Afterphilosophen des modernen Unglaubens. Daß die ihr zu Grunde liegende Energie christlich frommer Gedankenbildung hie und da ins Üppige und Phantastische auswächst, kann und muß verziehen werden. — Im Schlußabschnitt faßt der Verfasser von vornherein auf einem festen und fröhlichen Bibelglauben Posto, indem er in gleich sehr antimaterialistischer wie antipessimistischer Kampfesstimmung einen derben und trotzigen Realismus seiner Jenseitsvorstellungen bekennt. Man nehme den Prüfstein des untrüglichen Gottesworts zur Hand, und man wird reichen geistigen Genuß und Gewinn von dieser geistreich und kraftvoll durchgeführten Symbolik der Schöpfung haben. **Beweis des Glaubens.**

In ähnlicher Weise urteilen: **Schwäb. Merkur, Kreuzztg., Leipz. Ztg. (wissensch. Beilage), Deutsche Lehrerztg., Westdeutsche Ztg., Deutsche Reichspost, Das Volk, Kirchl. Monatsbl. von Kühn, Bremer Kirchenbl.** u. a. m.

Bettex, F., Was dünket dich von Christo? **Sechste Auflage.** Preis kartoniert 1 M.

Balfour, Arthur James, Die Grundlagen des Glaubens. Einleitende Bemerkungen zum Studium der Theologie. Genehmigte Übersetzung und Geleitwort von Robert Koenig. Preis in Leinenband 5 M.

Drummond, Henry, Das Naturgesetz in der Geisteswelt. Autorisierte deutsche Ausgabe. Neu übersetzt von Julie Sutter. **Dritte Auflage.** (8. und 9. Tausend.) Preis gebunden 4,50 M.

— Das Ideale Leben und andere Ansprachen aus dem Nachlaß von H. Drummond. Autorisierte deutsche Ausgabe von Julie Sutter. Preis gebunden 4,50 M.

— Das Beste in der Welt. Deutsche autorisierte Ausgabe. **Einunddreißigste Auflage.** (113. bis 115. Tausend.) Preis fein kartoniert 1 M., in Goldschnittband 2 M.

— Pax vobiscum. Deutsche autorisierte Ausgabe. **Zehnte Auflage.** (46. bis 50. Tausend.) Preis fein kartoniert 1 M., in Goldschnittband 2 M.

— Das Schönste im Leben. Deutsche autorisierte Ausgabe. **Siebente Auflage.** (31. und 32. Tausend.) Preis fein kartoniert 1 M., in Goldschnittband 2 M.

— Das Programm des Christentums. Deutsche autorisierte Ausgabe. **Fünfte Auflage.** (20. bis 25. Tausend.) Preis fein kartoniert 1 M., in Goldschnittband 2 M.

— Die Stadt ohne Kirche. Deutsche autorisierte Ausgabe. (1. bis 10. Tausend.) Preis kartoniert 1 M., fein gebunden 2 M.

3 2044 038 395 19

BETTEX, Frédéric
Symbolik der Schoepfung

Q60
B565sy
1905